This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A

a39015 01811749 2b

LIBRARIES

Die Engländer in Indien.

1745-1762

Nach Orme, Robert

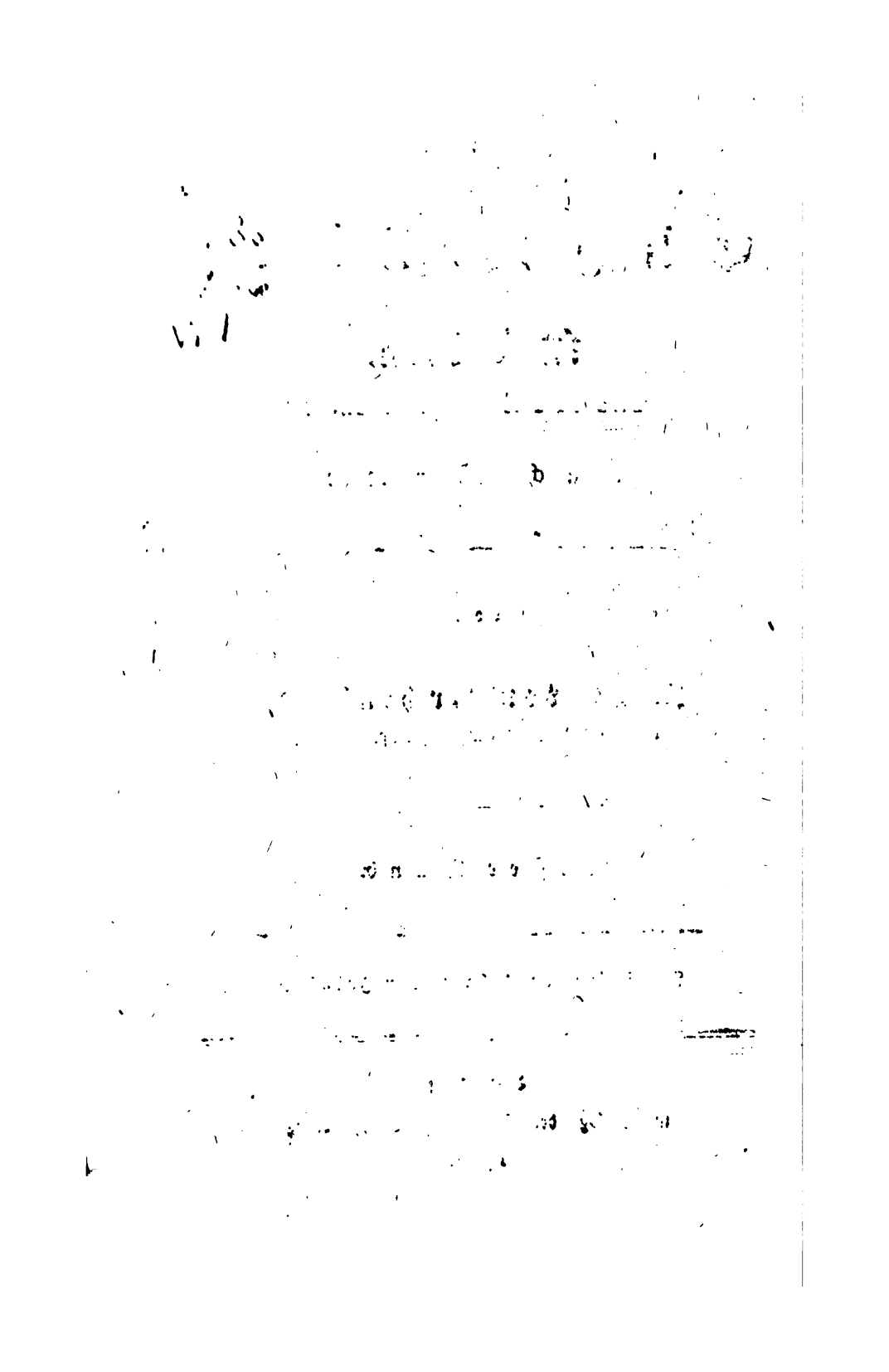
von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

Erſter Band.

Nebſt einer Landcharte von Indoſtan.

Leipzig
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung
1786.



39.56-234

Vorbericht.

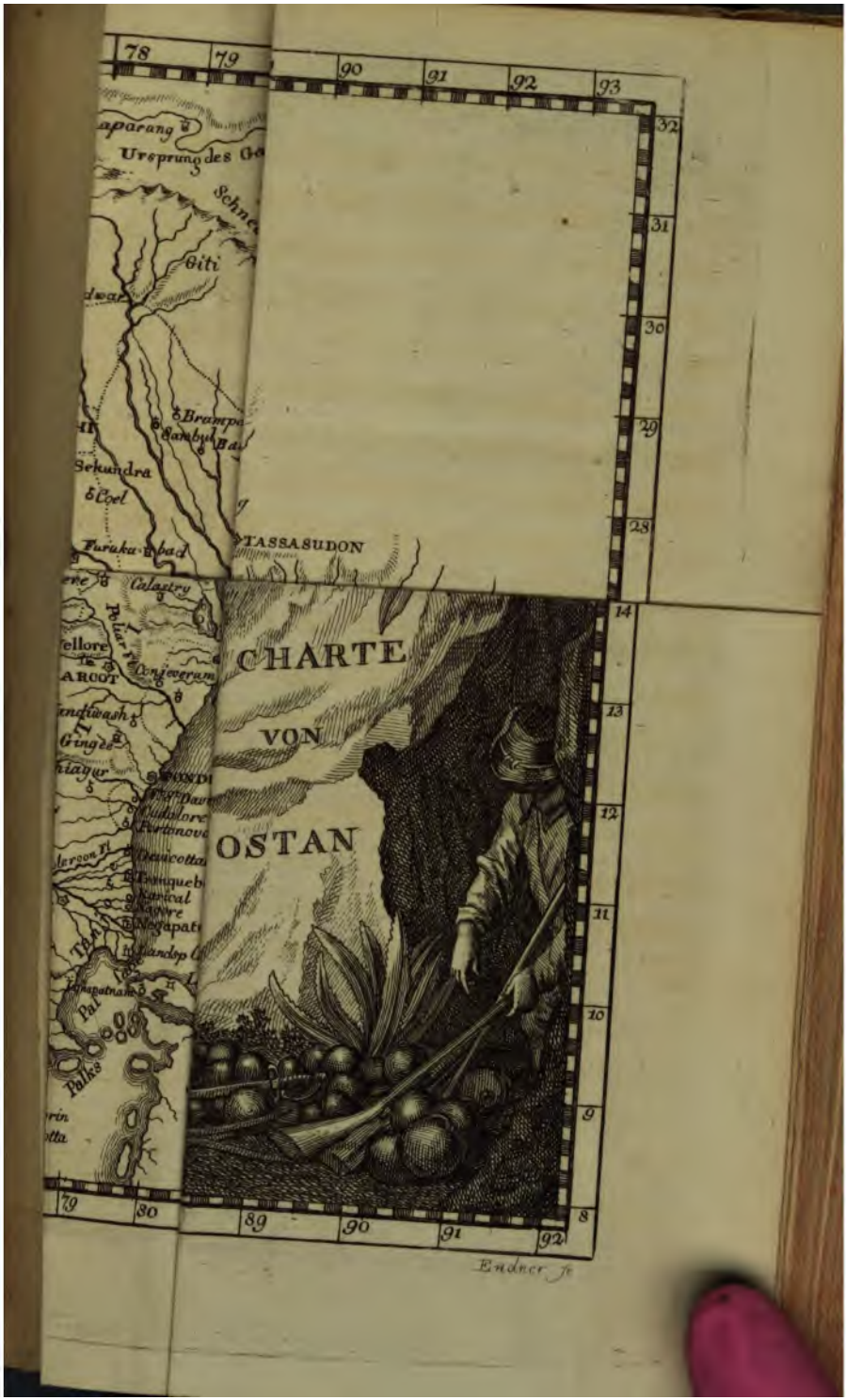
Die brittischen Besitzungen in Indien ziehen seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit aller Nationen auf sich; da es ganze Königreiche sind, die ungeheure Einkünfte eintragen, und zu deren Behauptung zahlreiche Kriegsheere und Flotten erfodert werden, die man selten ruhen läßt. Der Ursprung dieser auffallenden Größe, und die Fortschritte eines so außerordentlichen Wachsthums, dessen Ziel noch nicht zu bestimmen ist, verdienen also gewiß näher gekannt zu werden. Aus dieser Ueberzeugung ist gegenwärtiges Werk entstanden, wobey ich zwar andere Quellen zu Rathe gezogen, allein vorzüglich Orme zum Führer erwählt habe, der von den Engländern für den besten Geschichtschreiber der neuern Begebenheiten in Indien gehalten wird. Bey seiner großen Genauigkeit aber geht er nur gar zu oft ins Kleinliche, und spinnt wenigbedeutende Kriegsvorfälle viele Seiten lang aus. Da dieses keine Uebersetzung seines Werks, sondern eine freye Be-

arbeitung deſſelben iſt, ſo habe ich dieſem Fehler ſo viel wie möglich abgeholfen. Dennoch dürften unkriegeriſche Leſer hier vielleicht ein noch überflüſſiges Detail finden. Man erinnert ſie aber zu bedenken, daß hier alles wie eine Kette an einander hängt, Urſachen und Wirkungen, und daher, wenn gleich das Abkürzen, doch das Weglaſſen nicht ſtatt fand; ferner, daß kleine, von einer geringen Anzahl Europäer unternommene Expeditionen, in Indien von Wichtigkeit, und oft die Quellen groſſer Begebenheiten ſind. Dieſe belohnen ſodann die aufgewandte Geduld hinreichend. Wie wenig ſind die coloſſaliſchen Männer, unſere Zeitgenoſſen und Europäer, Clive, Buſſy, Dupleix, unter uns bekannt! Man wird erſtaunen und geſtehn müſſen, daß ſie zu den gröſten Geiſtern des achtzehnten Jahrhunderts gehören; ohne einmal die durch ſeltene Eigenſchaften ſich auszeichnenden Indier, einen Morari-row, Feldherrn der Maratten, Allaverdy, Nabob von Bengalen, u. a. zu erwähnen.

Die gegenwärtige Geſchichte fängt mit dem Jahre 1745 an, das iſt, bey einem Zeitpunkte, wo Engländer nur noch ſehr geringe Beſitzungen in

Indien hatten, und vor den mächtigen Nabobs zitterten, die sie hernach ganz nach Gefallen ein- und absezten, und sie endigt sich mit der Eroberung von Pondichery im Jahre 1762, da diese große Stadt durch die siegreichen Engländer von Grund aus zerstört wurde. Der Charakter, die Sitten und Gebräuche der Indier, worüber so viel geschrieben ist, werden hier durch Handlungen dargestellt; unstreitig die beste Methode, ein Volk kennen zu lernen. Wie sehr es diese große, alte und cultivirte Nation verdient, bedarf wohl keiner Beweise.

In Ansehung der Indischen Namen habe ich mich einer Freyheit bedient, die allen scrupulösen Gelehrten, denen Buchstaben äußerst wichtig sind, sehr anstößig seyn dürfte. Ich schreibe nämlich nicht Hindostan, Hindus, u. s. w., sondern ich bin in der Orthographie Orme gefolgt, und nenne sowohl Länder als Völker dieser Weltgegend, so wie sie von Engländern, Franzosen und Holländern gewöhnlich bezeichnet werden, das heißt, von denen Nationen, welche mit Indien in Verbindung stehen, es also folglich besser als wir kennen; deren Schriftsteller aber sich lieber verständlich und etymologisch unrichtig,


CHARTE
VON
OSTAN
TASSASUDON
Sekundra
Coel
Furuka Abad
Gingee
Palkes
Endner fe

Abhandlung
zur nähern Kenntniß von Indien.

Erſter Abſchnitt.
Ueber Indien und deſſen Bewohner, ihre Religion, Sitten und Gebräuche.

Die Europäer bezeichnen mit dem Namen Oſt-Indien alle Reiche und Länder des ſüdlichen Aſiens, von den öſtlichen Gränzen von Perſien an, bis zu den öſtlichen Küſten von China. Unter dieſer Benennung ſind auch die Inſeln, die das Japaniſche Reich bilden, ſo wohl als die Maleyiſchen Inſeln begriffen, woſelbſt die Holländer ſo wichtige Beſitzungen haben, und die nach Süden zu ſich bis an die Küſten von Neu-Holland, und oſtwärts bis zu unbekannten Ländern erſtrecken. Allein der Name Indien kömmt eigentlich nur dem Lande zu, das ſowohl in Aſien als in Europa den Namen Indoſtan führt.

Der Theil des westlichen Indostans, der nicht von dem Meere begränzt wird, ist von Persien und der usbeckschen Tatarey durch Wüsteneyen und durch diejenigen Berge getrennt, die den Alten unter dem Namen Paropamisus bekannt waren. Das Gebirge Caucasus bildet die nördliche Gränze des Landes, und sondert es von mannichfaltigen tatarischen Nationen und von Thibet ab. Vom Gebirge Caucasus bis Chitigan wird es durch Moräste und Flüsse von den Königreichen Tepra, Assam und Arracan getrennt; von Chitigan aber bis zum Vorgebirge Comorin herunter, und von diesem wieder nach Persien hinauf, wird Indostan von der See umzingelt.

Dieser große Erdraum ist in dem höchsten Alterthume schon bewohnt gewesen, und zwar von einem Volke, das weder in Bildung noch Sitten die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer von den benachbarten Nationen hat. Obgleich diese Nationen ihnen zu wiederholtenmalen Eroberer zugeschickt haben, die sich in verschiedenen Theilen des Landes niederließen; obgleich die mogulschen Tatarn unter Tamerlan und seinen Nachfolgern sich endlich fast des Ganzen bemächtigten, so haben doch die ursprünglichen Einwohner sehr wenig von ihrem Original-Charakter durch diese Niederlassungen von Fremden verloren.

Außer den besondern Benennungen, die sie von ihren Ländern und Casten bekommen, in welchen sie geboren sind, haben sie einen allgemeinen Namen, der allen ohne Unterschied gegeben wird, um diese ursprünglichen Landes-Bewohner von allen denen zu

unterſcheiden, die ſich bey ihnen niedergelaſſen haben. Dieſer Name iſt Hindu, woraus das Wort Indier entſtanden iſt.

Dieſe Indier haben ſelbſt die Tradition von den Zeitaltern verloren, wo ihre Vorfahren anfingen, an Viſtnou, Eswara, Brama, und an mehr als hundert tauſend ihnen untergeordnete Gottheiten zu glauben. Dieſe Gottheiten werden in Tempeln, die man Pagoden nennt, in allen Theilen von Indoſtan verehrt, daher das ganze Reich von den Einwohnern als heiliges Land betrachtet wird; denn es iſt hier kein Erdſtrich, wo nicht eine oder die andre Gottheit erſchienen wäre, und etwas gethan hätte, um Tempel und Prieſter zu verdienen. Einige dieſer Gebäude ſind von undenkbarem Alterthum; es ſind Monumente von ſo ungeheurer Arbeit, daß ſie die Volksſage beſtätigen, daß nämlich die Götter ſelbſt ſie erbauet hätten.

Die Geſchichte dieſer Götter iſt eine Sammlung der größten Albernheiten. Es iſt Eswara, die den Kopf des Brama abdreht; es iſt die Sonne, der man die Zähne ausſchlägt, und der Mond, den man braun und blau an einem Feſte prügelt, wo die Götter insgeſamt ſich zanken und herum ſchlagen. Sie ſagen, daß Sonne und Mond noch bis auf den heutigen Tag die Zeichen dieſer Schlägerey in ihren Geſichtern aufweiſen. Man findet zwar hier und da eine moraliſche oder metaphyſiſche Allegorie, bisweilen trift man auch Spuren von der Geſchichte eines erſten Geſezgebers an; allein es iſt alles ſo ausſchweifend und ſo unzuſammenhängend, daß wir uns wundern müſſen, wie ein in mancher Rückſicht kluges Volk einen

ſchrift ihrer heiligen Bücher, wodurch ein großer Theil ihrer Zeit verloren geht.

Ein Braman kann nichts eſſen, das jemand, der kein Braman iſt, zubereitet, ja nur berührt hat; aus eben dieſem Grundſatze kann er nicht anders als in ſeiner Caſte heurathen, weil dieſe die höchſte iſt, und ſelbſt über die Könige geht. Sie ſagen, daß ſie ehemals Könige des ganzen Landes waren, und haben auch bis auf den heutigen Tag das Vorrecht aufbehalten, daß, wenn ſie durch ein Verbrechen die Todesſtrafe verdient haben, ſie ſolche durch den Verluſt ihrer Augen büßen können. Einen Bramanen zu tödten, iſt eine von den fünf Sünden, für welche faſt keine Ausſöhnung ſtatt findet.

Dieſer ungereimte Oberrang der Bramanen ſcheint die Indier veranlaßt zu haben, ſich in verſchiedene Stämme oder Volksſtufen abzuſondern; wobey alle ohne Unterſchied die für jede derſelben feſtgeſezten Grade der Achtung blindlings annehmen. Man zählet vierundachtzig dieſer abgetheilten Stämme oder Caſten in Indoſtan. Wenn aber dieſes Reich beſſer bekannt ſeyn wird, ſo dürfte man wahrſcheinlich viel mehr finden, da der Indier einen ſonderbaren Hang hat, durch ſehr geringfügige Urſachen veranlaßt, eine abgeſonderte Sekte zu formiren. Indeſſen iſt die Rangordnung aller Caſten mehrentheils in den Städten und Provinzen unverletzlich feſtgeſezt. Der Indier einer untergeordneten Caſte würde es für eine Ehre halten, die Gebräuche einer höhern Caſte anzunehmen; allein dieſe leztere würde eher bis aufs Blut kämpfen, als ihre Vorrechte Preis geben. Die nie-

Der Theil des weſtlichen Indoſtans, der nicht von dem Meere begränzt wird, iſt von Perſien und der usbeckſchen Tatarey durch Wüſteneyen und durch diejenigen Berge getrennt, die den Alten unter dem Namen Paropamiſus bekannt waren. Das Gebirge Caucaſus bildet die nördliche Gränze des Landes, und ſondert es von mannichfaltigen tatariſchen Nationen und von Thibet ab. Vom Gebirge Caucaſus bis Chitigan wird es durch Moräſte und Flüſſe von den Königreichen Tepra, Aſſam und Arracan getrennt; von Chitigan aber bis zum Vorgebirge Comorin herunter, und von dieſem wieder nach Perſien hinauf, wird Indoſtan von der See umzingelt.

Dieſer große Erdraum iſt in dem höchſten Alterthume ſchon bewohnt geweſen, und zwar von einem Volke, das weder in Bildung noch Sitten die geringſte Aehnlichkeit mit irgend einer von den benachbarten Nationen hat. Obgleich dieſe Nationen ihnen zu wiederholtenmalen Eroberer zugeſchickt haben, die ſich in verſchiedenen Theilen des Landes niederließen; obgleich die mogulſchen Tatarn unter Tamerlan und ſeinen Nachfolgern ſich endlich faſt des Ganzen bemächtigten, ſo haben doch die urſprünglichen Einwohner ſehr wenig von ihrem Original-Charakter durch dieſe Niederlaſſungen von Fremden verloren.

Außer den beſondern Benennungen, die ſie von ihren Ländern und Caſten bekommen, in welchen ſie geboren ſind, haben ſie einen allgemeinen Namen, der allen ohne Unterſchied gegeben wird, um dieſe urſprünglichen Landes-Bewohner von allen denen zu

regelmäßigſten Clima, in welchem die große Sonnenhitze und die große Fruchtbarkeit des Bodens die meiſten Bedürfniſſe vermindern, denen die Menſchen in andern Regionen ausgeſezt ſind, und wo die übrigen ohne viel Arbeit erlangt werden: dieſe Urſachen und ihre mannichfaltigen Folgen haben bewirkt, daß die Indier die entnervteſten Bewohner der Erde geworden ſind.

Sie ſchaudern beym Anblick des Bluts, und zeigen eine Feigherzigkeit, die nur allein ihr zarter körperlicher Bau entſchuldigen kann. Dieſer iſt ſo ſchwach, daß der Indier keine Hofnung hat, den Anfall eines Bewohners der nordiſchen Regionen abzuwehren. Seine Sitten ſind ſanft, und ſeine Glückſeligkeit beſteht in den Vergnügungen des häuslichen Lebens. Außer der Anreizung des Clima verbindet ihn auch ſeine Religion dazu; da dieſe das Heurathen als eine abſolute Pflicht befiehlt. Obgleich aber dieſe ihm erlaubt, nach dem Beyſpiele ſeiner Götter mehrere Weiber zu nehmen, ſo hat er doch ſelten mehr als eine, und dieſes Weib iſt gemeiniglich von einem ſo anſtändigen Betragen, von einer ſo zärtlichen Sorgfalt für ihre Familie, und von einer ehelichen Treue, die der Menſchheit in den civiliſirteſten Ländern Ehre machen würde. Seine Ergötzlichkeiten ſind in die Pagode zu gehen, religiöſen Feyerlichkeiten beyzuwohnen, und eine Menge Ceremonien zu beobachten, die ihm bey allen Gelegenheiten von den Bramanen vorgeſchrieben ſind; denn nach ſeinen Begriffen von Unreinigkeit, erzürnt er ſeine Götter unaufhörlich, die auch nicht eher verſöhnt werden, bis ihre Prieſter befriedigt ſind.

ſolchen Codex voll Unſinns als eine Religionslehre habe annehmen können, wenn wir nicht eben dieſe Leichtgläubigkeit in der Geſchichte von weit aufgeklärtern Nationen fänden.

Die Bramanen, die den Prieſterſtamm ausmachen, kommen von jenen Brachmannen her, die im Alterthum ſo ehrwürdig gehalten wurden; obgleich die heutigen nun als Philoſophen und Gelehrte tief unter dem Ruhm ihrer Vorfahren ſtehn, ſo werden doch ihre Lehren als Prieſter blindlings von der ganzen Nation befolgt, und auch in Anſehung profaner Wiſſenſchaften ſind ſie die Quelle aller Kenntniſſe, die man in Indoſtan findet. Einige unter ihnen wiſſen Sonnen- und Mondfinſterniſſe zu berechnen, welches aber auch der höchſte Grad ihrer mathematiſchen Gelehrſamkeit iſt. Sie haben gute Begriffe von der Logik, allein es ſcheint nicht, daß ſie Bücher über die Rhetorik beſitzen. Ihre muſikaliſchen Grundſätze, wenn wir ſie nach der Ausübung beurtheilen, ſind barbariſch; und in der Arzneywiſſenſchaft erhalten ſie keinen Beyſtand von der Anatomie, weil ihre Religion keine Zergliederungen erlaubt.

Sie vergießen kein Blut, und eſſen kein Fleiſch, weil ſie die Seelenwanderung glauben. Sie muntern die Weiber auf, ſich mit den Körpern ihrer verſtorbenen Männer zu verbrennen, und halten es für die höchſten Religionspflichten, wenn ſie genau eine Menge Ceremonien verrichten, die zur Verehrung ihrer Götter dienen, und ſehr aufmerkſam ſind, ihre Leiber nicht verunreinigen zu laſſen. Daher beobachten ſie ſtrenge Reinigungen aller Arten nach der Vor-

men muß, und es wahrhaft unbegreiflich iſt, wie ſie ihre großen Pagoden haben aufführen können. Es ſcheint nicht, daß ſie vor Ankunft der Muhamedaner je eine Brücke mit Bogen über ihre Flüſſe gebaut hatten.

Der Geſchmeidigkeit, womit der ganze Körper eines Indiers begabt iſt, und die man beſonders an ſeinen Händen gewahr wird, hat man die große Vollkommenheit in den Linnenmanufakturen zu verdanken. Das nämliche Inſtrument, womit ein Indier das feinſte Neſſeltuch macht, würde unter den ſteifen Fingern eines Europäers kaum ein Stück Cannefas hervorbringen.

Die Religion verbeut dem Indier, ſein Land zu verlaſſen. Er braucht nichts von auswärts, und iſt ſo weit entfernt, einem Ausländer ſeine Meynungen beyzubringen, oder zu wünſchen ihn mit ſeiner Nation zu verbinden, daß, wenn ein ſolcher wirklich um die Erlaubniß anhielte, den Viſtnou in den Pagoden anzubeten, er mit der größten Verachtung abgewieſen werden würde.

Nichts ſcheint dem Glücke dieſer Nation gefehlt zu haben, als daß Andere ſie mit der nämlichen Gleichgültigkeit hätten betrachten ſollen, mit welcher ſie auf die ganze übrige Welt ſahen. Allein nicht zufrieden mit den Geſchenken, womit die Natur ihr Clima ſo reichlich ausgeſtattet hat, haben ſie Verbeſſerungen ohne Noth gemacht. Sie haben die mannichfaltigen und ſchätzbaren Produkte ihres Bodens cultivirt, und zwar in ſolchem Maaße, daß dadurch die Bedürfniſſe aller andern Nationen befriedigt werden konnten; ihre

dern empfangen die von den höhern Caſten zubereiteten Lebensmittel mit Ehrfurcht, dagegen die höhern überhaupt keine Speiſen genießen, die von den Händen der Niedern berührt worden ſind. Ihre Heurathen und ihr Umgang haben die nämlichen Gränzen; daher zeigen die Mitglieder einer jeden Caſte, außer der National-Phyſiognomie, eine eigne Bildung, die ſie von allen andern noch mehr unterſcheidet. Einige Caſten ſind ſo merkwürdig wegen ihrer Schönheit, als andre wegen ihrer Häßlichkeit.

Alle dieſe Caſten erkennen die Bramanen für ihre Prieſter, und glauben an die Seelenwanderung. Dieſem Lehrbegriff zufolge, betrüben ſich manche über den Tod einer Fliege, wenn ſie gleich ohne Vorſatz getödtet worden iſt. Der größte Theil der Caſten aber iſt nicht ſo ſcrupulös, ſondern ſie eſſen, jedoch ſehr mäßig, ſowohl Fiſch als Fleiſch; allein, ſo wie die Juden, nicht von allen Arten ohne Unterſchied. Sonſt iſt ihre Nahrung Reis und Gemüſe mit Ingber und andern ſtarken Gewürzen zubereitet, womit ihre Gärten, faſt ohne Cultur, angefüllt ſind. Die Milch wird von ihnen für die reinſte aller Speiſen gehalten, weil ſie glauben, daß ſie mit dem Nektar der Götter Aehnlichkeit hat, und überdem die Kühe ſelbſt wie eine Art von Gottheit von ihnen betrachtet werden.

Der Abſcheu gegen das Blutvergießen, der in ihrer Religion gegründet, und durch die große Mäßigkeit in einem Leben unterſtützt iſt, das bey den mehreſten in einem ſehr ſparſamen Gebrauche animaliſcher Nahrung, und einer gänzlichen Enthaltſamkeit berauſchender Getränke, zugebracht wird; der Einfluß des

Zweiter Abschnitt.

Skizze der Geschichte von Indien der mittlern und neuern Zeit.

Lange vor Tamerlan waren muhamedanische Fürsten in Indien eingedrungen, hatten Eroberungen gemacht, und sich hier niedergelassen.

Valid, der sechste von den Califen, die man Ommiaden nannte, der den Thron 708 unsrer Zeitrechnung und im neunzigsten der Hegira bestieg, machte Eroberungen in Indien, so daß der Coran sehr zeitig in diesem Reiche eingeführt wurde.

Mahmoud, der Sohn des Sebegtechin, Fürst von Gazna, der Hauptstadt einer durch Gebirge vom nordwestlichen Theile von Indien abgesonderten, und unweit Candahar gelegenen Provinz, brachte im Jahr 1002 den Coran durchs Schwert nach Indostan. Es scheint, daß er sich einen großen Theil Landes unterwürfig machte, wenn es wahr ist, daß sich seine Eroberungen nach Süden bis zur Hauptstadt des Königreichs Visapour nahe bey Goa erstreckten. Er behandelte die Indier mit aller Strenge eines Siegers, und aller Wuth eines Bekehrers; die gesammleten Schätze wurden auf seinem Zuge geplündert, die Tempel zerstört, und die Götzendiener niedergehauen. Seine Geschichtschreiber sind ganz ausschweifend bey Anführung der Reichthümer, die er in Indostan fand. Einer von ihnen erzählt, wahrscheinlich allegorisch, daß Mahmoud einen Baum von ungeheurer Größe

aus der Erde hervorwachſend antraf, deſſen Subſtanz lautres Gold war.

Die Nachfolger dieſes Mahmoud ſind in der Geſchichte mit dem Namen der Gaznaviden bezeichnet; ſie behaupteten einen großen Theil der von ihren Anherren eroberten Länder bis zum Jahre 1154, oder 1157, da Kosrou Schach, der dreyzehnte und lezte Fürſt der Gaznavidiſchen Dynaſtie, von Huſſain-Gauri entthronet wurde. Er hatte den Namen Gauri von ſeinem Vaterlande Gaur, einer nordlich von Gazna gelegenen Provinz, bekommen.

Dieſer Huſſain gründete die Dynaſtie der Gauriden, welche fünf Prinzen erzeugte, die innerhalb und außerhalb Indien ungefähr die nämlichen Staaten beſaßen, wie die Gaznaviden, und auch ſo wie dieſe Gazna zu ihrer Hauptſtadt machten.

Scheabbeddin, der vierte der Gauridiſchen Kaiſer, eroberte noch während dem Leben ſeines Bruders und Vorgängers Galatheddin die Königreiche Multan und Delhi. Er zog ſo ungeheure Schäze aus Indien, daß, als ſeine Lieblingstochter den Schazmeiſter um den Werth derſelben befragte, dieſer antwortete, daß die Diamanten allein dreytauſend Pfund an Gewicht hätten, und ſie alſo von dem Uebrigen urtheilen möchte. Obgleich von dieſer orientaliſchen Prahlerey manches abzuziehen ſeyn dürfte, ſo iſt doch gewiß, daß er durch ſeine indiſchen Eroberungen unermeßliche Reichthümer zuſammen brachte. Ein Indier, der durch die Beleidigungen ſeiner Götter und Verunreinigung ihrer Tempel in Verzweiflung geſezt wurde, that ein Ge-

lübde, den Scheabbeddin zu ermorden, und vollzog es auch.

Das Geſchlecht der Gauriden ſtarb 1212 mit Mahmaud aus. Auch dieſer Fürſt wurde ermordet. Es ſcheint indeſſen nicht, daß er in ſeinen Staaten außerhalb Indien, ſelbſt in Gazna nicht, viel Gewalt hatte, da er gegen den Gebrauch ſeiner Vorfahren nicht in dieſer Stadt reſidirte. Sein Onkel Scheabbeddin, der kinderlos war, hatte die Abſonderung der indiſchen Provinzen von dem Gaznaſchen Reiche dadurch vorbereitet, daß er zwey derſelben von zweyen ſeiner Sklaven regieren ließ. Der eine, Naſſereddin, erhielt von ihm das Königreich Multan, und der andre, Cothbeddin-Ibeck, das von Delhi. Zu gleicher Zeit machte er einen dritten Sklaven, Tageddin-Idiz, zum Statthalter von Gazna.

Im Jahre 1214 zeigte ſich Mohamed, der ſechste Sultan von der Dynaſtie der Khowarasmianen, deſſen Staaten an die Gauridiſchen gränzten, und nahm Gazna dem Sklaven ab, der dem Sklaven Tageddin-Idiz in dem Gouvernement der Stadt gefolgt war. Allein ob er gleich dieſe Hauptſtadt in Beſitz nahm, ſo ſcheint es doch nicht, daß er ſich auch der indiſchen Staaten der Gauriden bemächtigte. Er war ſo unvorſichtig, den mächtigen Gingiſchan zu reizen, der ihn 1218 zwang, ſich durch die Flucht zu retten; da er denn 1220 in einer großen Entfernung von Indien als ein Flüchtling ſtarb.

Der muthige Gelaladdin, Sohn des Mohamed, widerſezte ſich in der Provinz Gazna den furchtbaren Waffen des Gingiſchan, allein 1221 mußte er

Linnenmanufakturen haben ſie zu einer Vollkommenheit gebracht, welche die beſten europäiſchen Arbeiten übertrifft, und mit Begierde den Tribut in Gold und Silber befördert, den alle Völker ſich um die Wette beeifern ihnen zuzuſenden. Sie ſind ſeit undenkbaren Zeiten dem Handel ergeben geweſen, da ſie den Krieg verabſcheuen; daher ſind ſie immer unermeßlich reich, und auch immer unfähig geweſen, ihre Schätze zu vertheidigen.

ohne ſich in die Angelegenheiten außerhalb Indien zu miſchen, ſo ward er dadurch der erſte regelmäßige und mächtige muhamedaniſche Monarch, der noch bisher in Indoſtan regiert hatte. Er ſtarb 1235, und ſeine Abkömmlinge bildeten die Dynaſtie der erſten Könige von Delhi von Muhameds Religion.

Firouzſchach-Rocneddin folgte ſeinem Vater Jletmiſche, allein ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung wurde er von ſeinen mißvergnügten Großen entthront, die ſeiner Schweſter Radhiateddin die Krone aufſezten; ein außerordentliches Phänomen in einem muhamedaniſchen Reiche. Dieſe Monarchin wurde nach mannichfaltigen Begebenheiten von ihrem Bruder Beharam Schach wieder entſezt, und ermordet, da ſie ſich retten wollte. Beharam hatte zwey Jahre hernach ein ähnliches Schickſal bey einem Aufruhr. Maſſoud-Schach-Alaeddin beſtieg nunmehr den Thron, wurde aber auch 1246 von ſeinem Bruder Mahmoud-Schach Naſſereddin herunter geſtürzt, der große Eroberungen in Indien machte. Nach dem Tode dieſes Monarchen ſtritten Firouz, ſein Onkel, und Alaeddin, ſein Neffe, um den Thron, der leztere aber ließ den erſtern ermorden, und blieb im Beſitze des Königreichs Delhi bis zum Jahre 1317.

Hier findet ſich eine Lücke von beynahe achtzig Jahren in der Geſchichte dieſer Könige, die ſelbſt Herbelot nach aller angewandten Mühe nicht ausfüllen konnte. Sultan Mahmoud, der 1398 in Delhi regierte, wird von Tamerlans Geſchichtſchreibern der Enkel des Kaiſers Firouz Schach genannt. Dieſer Mahmoud, ein ſchwacher Fürſt, ließ ſich ganz durch

aus der Erde hervorwachſend antraf, deſſen Subſtanz lautres Gold war.

Die Nachfolger dieſes Mahmoud ſind in der Geſchichte mit dem Namen der Gaznaviden bezeichnet; ſie behaupteten einen großen Theil der von ihren Anherren eroberten Länder bis zum Jahre 1154, oder 1157, da Kosrou Schach, der dreyzehnte und lezte Fürſt der Gaznavidiſchen Dynaſtie, von Huſſain-Gauri entthronet wurde. Er hatte den Namen Gauri von ſeinem Vaterlande Gaur, einer nordlich von Gazna gelegenen Provinz, bekommen.

Dieſer Huſſain gründete die Dynaſtie der Gauriden, welche fünf Prinzen erzeugte, die innerhalb und außerhalb Indien ungefähr die nämlichen Staaten beſaßen, wie die Gaznaviden, und auch ſo wie dieſe Gazna zu ihrer Hauptſtadt machten.

Scheabbeddin, der vierte der Gauridiſchen Kaiſer, eroberte noch während dem Leben ſeines Bruders und Vorgängers Galatheddin die Königreiche Multan und Delhi. Er zog ſo ungeheure Schätze aus Indien, daß, als ſeine Lieblingstochter den Schatzmeiſter um den Werth derſelben befragte, dieſer antwortete, daß die Diamanten allein dreytauſend Pfund an Gewicht hätten, und ſie alſo von dem Uebrigen urtheilen möchte. Obgleich von dieſer orientaliſchen Prahlerey manches abzuziehen ſeyn dürfte, ſo iſt doch gewiß, daß er durch ſeine indiſchen Eroberungen unermeßliche Reichthümer zuſammen brachte. Ein Indier, der durch die Beleidigungen ſeiner Götter und Verunreinigung ihrer Tempel in Verzweiflung geſezt wurde, that ein Ge-

Kennzeichen von Freude bey einem Scharmützel gezeigt hatten, worin die Tatarn den Kürzern zogen. Dieſer Umſtand ließ befürchten, daß die Sklaven vielleicht während der Schlacht einen Aufruhr erregen könnten; Tamerlan beſtand daher auf der ſtrengen Befolgung dieſes grauſamen Befehls, der auch genau vollzogen wurde.

Einige Tage nach dieſer Mordſcene geſchah die Schlacht, wo Tamerlan, wie gewöhnlich, Sieger war. Mahmoud und ſein Vezier flohen nach Delhi, allein ſie verließen es noch dieſelbe Nacht wieder. Dieſe Hauptſtadt wurde ohne Widerſtand eingenommen, und deſſen Einwohner allen Plünderungen und Grauſamkeiten unterworfen, die in dieſem Jahrhundert von Thamas Kouli Khan in der jetzigen Hauptſtadt Indiens erneuert worden ſind; welcher Ort, ob er gleich denſelben Namen hat, dennoch von dem alten Delhi unterſchieden iſt.

Nachdem Tamerlan die nöthigen Anordnungen gemacht hatte, um dem Erfolg ſeiner Grauſamkeiten vorzubeugen, marſchirte er nach dem Ganges zu, nicht ohne muthigen Widerſtand von manchen Oertern, der aber allemal fruchtlos war. Bey Toglipur ging er über den Ganges, ſtellte in allen Scharmützeln ſeine Perſon blos, und erreichte endlich den Paß von Kupele.

An dem Fuße der Gebirge Kentaſſi, in Thibet, und zwar in dem Theile dieſes Landes, der zwiſchen dem einunddreißigſten und zweyundreißigſten Grad der Breite und dem achtundneunzigſten und hundertſten Grad der Länge liegt, läuft der Ganges durch zwey

auch fliehen. Er zog ſich nach Indien, wo er an den Ufern des Indus noch eine Schlacht wagte, die ſich aber mit ſeiner gänzlichen Niederlage endigte; um nicht gefangen zu werden, warf er ſich in den Fluß, und ſchwamm mit einem Muthe hinüber, der ſelbſt Gingiſchans Bewunderung erregte. Im Jahre 1231 wurde er in Meſopotamien umgebracht, und mit ihm endigte ſich die Dynaſtie der Khowarasmianen.

Es iſt unbekannt, welchen Antheil Gingiſchan oder ſeine Nachfolger an den Angelegenheiten von Indoſtan nahmen. Wir finden, daß Thurmechirin-Chan, der in Tamerlans Geſchichte ein Abkömmling des Gingis, und ein großer Kaiſer von Aſien genannt wird, im Jahre 1240 bis zur Stadt Mirte, nordlich von Delhi gelegen, vordrang, und Eroberungen machte, die ſeinen Namen in Indien im Andenken erhalten haben. Jedoch wurde durch dieſe Eroberungen nicht die Familie vom Thron geſtoßen, die damals Delhi regierte.

Cothbeddin-Ibeck, der Sklave Scheabbeddins, machte ſich im Königreiche Delhi unabhängig, das ihm ſein Herr nur als Statthalter übergeben hatte. Er verbreitete die muhamedaniſche Herrſchaft und ſtarb ruhig auf ſeinem Throne 1219. Sein Sohn Aramſchach folgte ihm; er wurde aber auch von einem Sklaven, Iletmiſche-Schamſeddin, entthront. Dieſer eroberte ſodann von dem Sklaven Naſſereddin die Provinzen, welche das neue Königreich Multan bildeten. Da dieſes nun mit Delhi vereinigt wurde, und der Sieger alle dieſe Staaten in Perſon beherrſchte,

der, ſondern groſſe Corps Truppen ſchwärmten in Süden herum, während daß Tamerlan ſelbſt es unternahm, die Gebirgsbewohner zu unterjochen, die Widerſtand thaten, und ſich ihm nicht unterwerfen wollten.

Endlich kam Tamerlan in Samarkand an, blieb aber nur wenige Monate ruhig. Er nahm nun ſeinen groſſen Zug vor, bey dem er ſich Syrien und den Califen von Egypten unterwarf, den Bajazeth überwand, und durch alle dieſe und ſeine vorigen Eroberungen Beherrſcher eines Reichs wurde, das ſich von Smyrna bis an den Ganges erſtreckte.

Tamerlan ging nie wieder nach Indien zurück, ſondern fügte die hier eroberten Länder den andern groſſen Staaten bey, die er ſeinem Enkel Pir Mohammed gegeben hatte, der von Gazna aus, die muhamedaniſchen Königreiche in Indoſtan bis zum Tode ſeines Groſsvaters 1404 beherrſchte. Dieſer Tod war eine Begebenheit, die auf ſo viel Fürſten Einfluß hatte, und daher nothwendig groſſe Unruhen erregen mußte. Tamerlan hatte auf ſeinem Todbette Pir Mohammed zum Univerſalerben aller ſeiner Staaten erklärt; allein eben ſo groß, wie während ſeinem Leben die Verehrung und der Gehorſam gegen ſeine Befehle geweſen war, ſo groß war auch die Verachtung, die man nach ſeinem Tode gegen ſein Verlangen bezeigte. Der Sultan Khalil, ein anderer ſeiner Enkel, nahm ſogleich Samarkand in Beſitz, und ließ ſich als Kaiſer ausrufen. Pir Mohammed lebte nicht lange genug, um ſeine Rechte zu behaupten, ſon-

ſeinen Vezier Mellou-Cawn regieren, der ſeinem Bruder Sarenk die Provinzen übergab, die zum Königreiche Multan gehörten, ſo daß dieſe beiden Brüder das ganze Reich nach Willkühr beherrſchten.

Mirza Pir Mohammed Gehanguir hatte 1392 von ſeinem Großvater Tamerlan die Souveränetät über alle Länder bekommen, die das Reich der Khowarasmianen formirt hatten. Pir Mohammed brach daher 1398 mit einem zahlreichen Heere von Gazna auf, fiel in Multan ein, und belagerte die Hauptſtadt, die Sarenk tapfer vertheidigte.

Während dieſer Belagerung rückte Tamerlan von Samarkand an. Er erreichte Indien am Ende des Jahres 1398, und brach ſchrecklicher, als alle Ueberſchwemmungen der größten Gewäſſer, vom indiſchen Caucaſus herein. Dieſer unüberwindliche Barbar fand bey den Indiern zu wenig Widerſtand, um ſelbſt nach den Kriegsmaximen der Tatarn die Grauſamkeiten zu rechtfertigen, womit er ſeinen Zug bezeichnete. Bey Multan ſtieß ſein Enkel zu ihm, der dieſe Stadt bereits eingenommen hatte, und nun ging der Marſch nach Delhi. Mahmoud und ſein Vezier hatten ſo viel Muth, ihm hier die Spitze zu bieten, entſchloſſen, mit einem ungleich ſchwächern und ungeübtern Heere als das feindliche eine Schlacht zu wagen.

Bevor das Treffen anfing, befahl Tamerlan, daß alle von ſeiner Armee auf ihrem Zuge gemachte Gefangenen, deren Anzahl ſich auf 100,000 belief, umgebracht werden ſollten, ſowohl weil ſie Götzendiener waren, als auch weil einige dieſer Unglücklichen

Kenn-

Schach, einem andern von den Söhnen Tamerlans. Dieſer Babr, durch die Eroberungen der Usbeckſchen Tatarn vertrieben, verließ ſein Land Mawhranhar und zog ſich nach Indien, woſelbſt er 1526 den Sultan Ibrahim Loudi in einer großen Schlacht aufs Haupt ſchlug, und Kaiſer von Delhi wurde. Wer dieſer Sultan Ibrahim Loudi war, wird am beſten bekannt werden, wenn die vom Sultan Babr eigenhändig geſchriebenen Commentarien, die ſich in Oxford befinden, überſezt ſeyn werden. Nachdem Babr noch fernere Eroberungen in Indoſtan gemacht hatte, ſtarb er bey Agra 1530.

Der Stolz der Großen-Moguls, die von Babr abſtammen, und ſowohl in ihren Titeln als bey allen andern Gelegenheiten ſich ihrer Abkunft von Tamerlan rühmen, hat die gemeine Sage veranlaßt, daß der Thron von Delhi und überhaupt alle von Tamerlan in Indien gemachte Eroberungen in gerader Linie auf ſeine Familie ununterbrochen fortgeerbt worden wäre. Bey einer ſolchen Thronfolge aber würde Sultan Babr nicht nöthig gehabt haben, erſt keinen Fremden beſiegen zu müſſen, der doch Sultan Loudi geweſen ſeyn muß; auch würde ſie ihm die Ehre geraubt haben, der Stifter der jetzigen Großmogulſchen Dynaſtie zu ſeyn.

Homajon folgte ſeinem Vater Babr, und floh 1540 nach Perſien, um den Pitanen zu entgehn, welche wahrſcheinlich die muhamedaniſchen Unterthanen des beſiegten Sultans Loudi waren. Durch den Beyſtand des Königs von Perſien erhielt Homajon jedoch 1555 ſein Reich wieder, und ſtarb 1556.

groſſe Seen; ſodann fließt er nach Weſten, bis er durch den Caucaſus gehemmt und ſüdwärts getrieben wird. Wenn er endlich nach mannichfaltigen Krümmungen einen Lauf von zweyhundert Seemeilen zurückgelegt hat, bricht er durch die Gränzgebirge durch und kommt ſo nach Indien. Dieſe Gegend, wo der Durchbruch geſchieht, wird der Paß von Kupele genannt. Die Indier, die ſich nicht ſehr mit Unterſuchungen abgeben, ſehen dieſen Paß als die Quelle des Ganges an, und da ein funfzehn Meilen von hier liegender Felſen mit einem Kuhkopf einige Aehnlichkeit hat, ſo ſind dadurch auf einem kleinen Erdſtrich zwey ſehr wichtige Religions-Gegenſtände erzeugt worden: das groſſe Bild des Thiers, das ſie faſt wie eine Gottheit verehren, und der erſte Anblick von der ungeheuern Maſſe des heiligen Waſſers, das alle ihre Sünden abwäſcht.

Bey Tamerlans Ankunft waren hier eine groſſe Menge Indier verſammelt, um ein Feſt zu feyern. Sie thaten zwar einigen Widerſtand gegen das tatariſche Heer, wurden aber bald in die Flucht geſchlagen. Dieſes Siegsfeld iſt das entfernteſte Ziel von Tamerlans Eroberungen in Indien.

Er nahm nun den Rückmarſch nach ſeiner Hauptſtadt Samarkand, und ging wieder über den Ganges, ſodann längs dem Fuße des Caucaſus, bis er an den Gränzen von Kaſchmire anlangte. Der muhamedaniſche König dieſes Landes ſchickte ihm Geſandte entgegen, um ſich zu unterwerfen. Da dieſer Zug durch Länder ging, welche die Armee vorher nicht berührt hatte, ſo wurde das Schwert noch nicht beſchei-

Hälfte aller Provinzen der Halbinſel von Indien in eigner Perſon, und ſeine Vicekönige unterjochten alle übrigen, die malabariſche Küſte ausgenommen. Die Reichseinkünfte betrugen zu ſeiner Zeit beynahe achtunddreißig Millionen Pfund Sterling. Er ſtarb 1707.

Alle Fähigkeiten des Aurengzeb gaben ihm nicht die Gewalt, die Krone einem ſeiner Söhne vorzugsweiſe zu ſichern, und man ſieht aus ſeinem hinterlaſſenen Teſtament, daß er die Streitigkeiten ahnete, die ſich nach ſeinem Tode unter ihnen ereignen würden. Zwey dieſer Söhne waren Azem Schach und Mahomet Mauzem, und Beide ſtanden an der Spitze von Kriegsheeren, die man ſeit Tamerlans Zeiten nicht ſo ungeheuer geſehn hatte. Mauzem führte mehr als 300,000 Mann an, unter denen 150,000 Reiter waren, ohne den zahlloſen Troß zu rechnen, der gewöhnlich zu den indiſchen Armeen gehört. Azem, dem ſein Vater die Krone zugedacht hatte, wurde geſchlagen und kam in der Schlacht um, worauf denn Mauzem unter dem Titel Bahadr Schach als Kaiſer ausgerufen wurde. Nunmehr ging er auf ſeinen Bruder Kaunbukſch los, und nahm ihn gefangen. Dieſer unglückliche Prinz ſtarb an ſeinen Wunden.

Bahadr Schach regierte nur ſechs Jahre. Von vier ihn überlebenden Söhnen, vereinigten ſich drey gegen den vierten, überwanden und tödteten ihn; ſodann ſonderte ſich Jehander Schach von den andern beiden ab, und fiel ſie an; er ſchlug ſie, ließ ſie umbringen, und ſich zum Kaiſer ausrufen. Da er aber ein ſchwacher Fürſt war, und ſich von ſeiner Mätreſſe

[illegible] beherrſchen ließ, ſo wurde er durch [illegible]
[illegible] ſeines Hofes vom Throne geſtürzt, und Falſch-
[illegible] Tugend, Tode des Lyſias, [illegible]

kaiſerlichen Familie, die man nicht ermordet hatte, ihre Tage verlebten. Dieſer Glückswechſel aber war nicht außerordentlicher als deſſen kurze Dauer, denn ſeine tyranniſchen Wahlherren ließen ihn nach einer dreymonatlichen Regierung auch umbringen, und ſezten ſeinen Bruder Raffeih-al Dowlet auf den Thron; allein die Regierung dieſes Kaiſers war noch kürzer, denn er ſtarb wenig Tage nachher eines natürlichen Todes.

Mahomed Schach wurde als ſein Nachfolger von den beiden Brüdern Abdallah Khan und Hoſſan Aly Khan ernannt, von eben dieſen, die bereits mächtig genug geweſen waren, vier Kaiſer von Indoſtan ein- und fünfe abzuſetzen. Vier von dieſen Thronveränderungen geſchahen in einem Zeitraume von vier Monaten. Die größte Demüthigung war jedoch dieſem Mahomed Schach vorbehalten. Der Anfang ſeiner Regierung wurde mit einem Streich bezeichnet, der ganz der orientaliſchen Politik gemäß war. Seine Höflinge, um ihn zu vergnügen, ermordeten Hoſſan Aly Khan, einen der beiden Brüder, deren Hände ſchon ſo ſehr mit dem Blute ſeiner Anverwandten befleckt waren. Der andre Bruder, Abdallah Khan, ergriff ſogleich die Waffen, und ernannte einen andern Kaiſer. Es kam zu einer Schlacht, worin Abdallah gefangen wurde; er ſtarb drey Monat hernach an ſeinen Wunden, nachdem er, wie man behauptet, von Mahomed Schach die Verſicherung ſeiner Begnadigung erhalten hatte.

Durch den Tod dieſer beiden ſo gefährlichen Feinde kam Mahomed zum ruhigen Beſitze des Reichs,

Vor ſeiner Flucht hatte er ſeine Staaten durch die Königreiche Guzerat und Malva vermehrt, desgleichen hatte er von Bengalen Beſitz genommen.

Acbar, ſein Sohn, folgte ihm und ſtarb nach einer beynahe funfzigjährigen Regierung 1605. Er erweiterte ſein Reich nach Süden zu, daher er denn auch den König von Portugall, wegen der portugieſiſchen Beſitzungen auf der Küſte von Malabar, ſeinen Nachbar nannte.

Sein Nachfolger war Gehanguir, der 1627 ſtarb; ein ſchwacher Prinz, und ein Sklave ſeiner Mätreſſe Nouriehan; er ſelbſt war beſtändig im Palaſt eingeſperrt, und die Regierung ganz in den Händen ſeines ehrgeizigen Sohnes Gehan Schach. Der Ritter Thomas Roe wurde vom König Jacob I. von England als Geſandter zu Gehanguir geſchickt.

Schach Gehan folgte ſeinem Vater. Seine Regierung war eine Zeitlang glücklich, aber alles änderte ſich, da er durch eine unmäßige Lebensart im Serail krank wurde. Dieſe Gelegenheit nutzte ſein Sohn Aurengzeb ihn abzuſetzen und einzuſperren. Der entthronte Monarch ſtarb 1666.

Es giebt wohl keine intereſſantere Geſchichte, als die von der Rebellion des Aurengzeb gegen ſeinen Vater, die Bernier geſchrieben hat. Nachdem dieſer Prinz ſeine drey Brüder und einige ihrer Kinder hatte ermorden laſſen, um den Thron zu beſteigen, ſo regierte Aurengzeb beynahe funfzig Jahre, und zwar mit einer ſo ruhmwürdigen Sorgfalt für ſein Reich, daß man ihn unter die fähigſten Regenten zählen kann, die je gelebt haben. Er eroberte über die

ſich mit dem Feinde zu ſchlagen, und dieſe Oberhäupter wieder unter dem Befehle eines Kaiſers, der aus Furcht halb todt war. Der Erfolg war die Unterwerfung gegen einen fünfmal ſchwächern Feind. Die Schwäche des Heers aber erſezte der durch Thaten geübte Muth der Perſer und die Kriegserfahrenheit ihres verwegenen Anführers; hiezu kam noch die Hofnung, die Hauptſtadt des reichſten Reichs in der Welt zu plündern. Ein bloßes Scharmüzel entſchied das Schickſal dieſes mächtigen Reichs. Mahomed Schach legte Krone und Zepter zu den Füßen des Thamas Kouli Khan, der Delhi in Beſiz nahm, es plünderte, und über 100,000 von deſſen Einwohnern umbringen ließ. Der Sieger behielt für ſich alle Länder, die an der weſtlichen Seite der Flüſſe Indus und Attock lagen; die übrigen gab er an Mahomed Schach zurück, und ſezte ihn förmlich wieder auf den Thron; ſodann ging er nach Perſien, und nahm aus Indoſtan einen ſo unermeßlichen Schaz mit ſich, daß er in Silber, Gold und Edelgeſteinen auf mehr als ſiebenzig Millionen Pf. Sterling geſchäzt wurde. Sein Einfall in Indien von Kandahar aus geſchah im Anfange des Jahrs 1738, und er kam am Schluſſe des Jahrs 1739 an dieſen Ort wieder zurück. Dieſer ſchreckliche Zug koſtete Indoſtan außer ſeinen Schäzen das Leben von 200,000 Menſchen.

Die Grauſamkeiten des Thamas Kouli Khan in Indien waren ſo groß, daß ein Derwiſch den Muth hatte, ihm folgendes zu ſchreiben: „Wenn du ein „Gott biſt, ſo handle wie ein Gott; wenn du ein „Prophet biſt, ſo führe uns auf den Weg des Heils;

Lal Koar beherrſchen ließ, ſo wurde er durch zwey Große ſeines Hofs vom Throne geſtürzt, und Mahomed Furukſir, Sohn des Azem, darauf geſetzt.

Vermöge dieſer Abhängigkeit von den Großen des Reichs, zu welcher die Streitigkeiten um die Krone die Nachkommen Aurengzebs gebracht hatten, beſtiegen die erwählten Kaiſer, ob ſie gleich von dem Volk als Deſpoten betrachtet wurden, den Thron beſtändig in Feſſeln, und waren eigentlich nichts mehr als Sklaven ihrer Miniſter. Das Blut Tamerlans wurde jedoch mit zu großer Ehrfurcht betrachtet, um andern als ſeinen Abkömmlingen Hoffnungen zu geben, den Thron ungeſtraft beſteigen zu können. Die ihm vermöge ihrer Aemter am nächſten ſtanden, begnügten ſich daher das Reich nach Willkühr zu beherrſchen, wobey ſie zwar dem Volke den Monarchen mit groſſem Pomp zeigten, ob er gleich niemanden als den Weibern in ſeinem Serail befehlen konnte.

Furukſir war der erſte Große-Mogul, deſſen Vater nicht Kaiſer geweſen war. Die nämlichen Miniſter, die ihn erhoben hatten, ſezten ihn auch wieder ab, weil es ihre eigene Sicherheit erfoderte. Sie ſperrten ihn nicht allein ein, ſondern ließen ihm auch die Augen ausſtechen. Allein ſelbſt dieſe Grauſamkeit that ihrer Furcht oder Rache nicht Einhalt, er mußte auch ermordet werden; und dieſes geſchah den 16ten Febr. 1719 auf die ſchmählichſte und ſchrecklichſte Weiſe.

Dieſe Kronen-Austheiler ernannten nun ſeinen Vetter Raffeih-al-Dirjat zum Kaiſer. Er wurde daher aus dem Schloſſe geholt, wo diejenigen von der

Dritter Abſchnitt.

Ueber die Muhamedaner in Indien, desgleichen über die Geſetze und die Staatsverfaſſung des Mogulſchen Reichs.

Obgleich die nördlichen Nationen in Indien Götzendiener waren, ſo kann man doch ſagen, daß ſie kaum von einer Religion wußten, wenn man die Menge abergläubiſcher Gebräuche und Ceremonien dagegen hält, wodurch ſich die Bewohner der ſüdlichen Provinzen auszeichnen; ſie wurden daher leicht überredet, die muhamedaniſche Religion anzunehmen, und ſind jezt unter dem Namen der Affghaner oder Pitanen bekannt, die bey allen großen Begebenheiten in Indien ſo wichtige Rollen ſpielen. Außer dieſen Völkern haben wenig Indier ihre alte Religion verlaſſen.

Die Kriegsheere, die hier die erſten Eroberungen für die tatariſchen Dynaſtien machten, oder ſonſt in Indien einfielen, ließen viel Muhamedaner zurück, die, gereizt durch ein ſchöneres Clima und ein reicheres Land, bald ihr eigenes vergaßen.

Die muhamedaniſchen Fürſten in Indien gaben natürlich den Soldaten von ihrer eigenen Religion den Vorzug; da überdem dieſe, aus welchem Lande ſie auch ſeyn mochten, von einer ſtärkern Leibesbeſchaffenheit waren, als alle unterjochte indiſche Völker. Dieſer Vorzug hat beſtändig Abentheurer aus der Tatarey, Perſien und Arabien hieher gezogen, um ihr Glück

welches ſeit der Regierung Aurengzebs keinem ſeiner Vorfahren geglückt war. Dieſe Sicherheit aber machte ihn des Thrones unwürdig. Er war träge, wollüſtig, und unentſchloſſen, und gab daher ſeinen Günſtlingen eben ſo viel Gewalt, als die leztern ſo tyranniſchen Miniſter beſeſſen hatten. Der Augenblick näherte ſich, wo es ganz der Willkühr eines Fremden überlaſſen war, ob er das Geſchlecht Tamerlans ausrotten, oder das reichſte Reich der Welt mit ſeinem eignen verbinden ſollte. Caundorah, der Vezier und Günſtling Mahomeds, gerieth in einen Streit mit Nizam al-Muluck, dem Vicekönige der ſüdlichen Provinzen, der unter ſeinem Befehle den vierten Theil des Reichs hatte, und ohne Rebellion faſt unabhängig vom Kaiſer geworden war. Dieſer an die regelmäßige Regierung Aurengzebs gewohnte Vicekönig tadelte laut und in den heftigſten Ausdrücken die elende Adminiſtration und das zügelloſe Leben bey Hofe, wodurch er den Einfluß des Caundorah zu ſchwächen hoffte. Endlich unter dem Vorwand, daß wider ſolche große Uebel kein ander Mittel als eine gänzliche Revolution des Reichs gebraucht werden müßte, rieth er dem Thamas Kouli Khan, der ſich des perſiſchen Thrones bemächtigt hatte, nach Indien zu kommen, und auch den Thron von Indoſtan in Beſitz zu nehmen. Dieſer Rath wurde auch befolgt.

Frazer hat uns eine umſtändliche Erzählung von dieſer außerordentlichen Revolution geliefert. Ein ungeheures Heer, das durch ſeine zahlloſe Menge verhungern mußte, unter der Anführung von Feldherren, die in nichts einſtimmig waren als in der Abneigung

Staaten. Sie sind die einzigen, die das Land anbauen, und auch die einzigen Fabrikanten, die im Reiche die ungeheuern Haufen von Linnen verfertigen. Es ist daher selten, daß man in der Entfernung von den Haupt- oder Handelsstädten, von Feldlägern, oder Landstraßen, in den Dörfern und Feldern einen Muhamedaner antrifft, der eine andre Beschäftigung hat, als Auflagen einzusammeln, oder sonst als ein Beamter Befehle zu ertheilen.

Aufmerksame Beobachter behaupten, daß unter den Indiern keine geschriebene Gesetze gefunden werden, sondern daß blos einige durch Tradition herabgekommene Maximen die Stelle eines Gesezbuchs bey Rechtsstreitigkeiten vertreten. In Criminalfällen entscheidet das alte Herkommen, das, nach Beschaffenheit der Umstände, durch die Einsicht des Richters etwas abgeändert wird. Bey allen Anklagen und Zeugnissen, die sich auf Blutvergießen beziehen, verdienen die Indier das größte Zutrauen; allein, wenn blos vom Eigenthum die Rede ist, da zeigen sie sich als ein listiges verschlagenes Volk, das beständig Streitigkeiten hat: weil es nun an einem geschriebenen Gesezbuche mangelt, so hängt das Urtheil ganz von der Rechtschaffenheit oder der Venalität des Richters ab. Daher kommt es, daß die Parteyen ihren Streit lieber selbstgewählten Schiedsrichtern unterwerfen, als den von der Regierung ernannten Cadis.

Der Koran dient den Mahomedanern zu allen; er ist die Quelle ihrer Religionsgebräuche, der Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten, und das Gesezbuch bey Verbrechen. Der Mulla in Indostan hat die Ober-

„wenn du ein König biſt, ſo mache die Völker glück-
„lich, und vertilge ſie nicht.“ Hierauf antwortete
der Barbar: „Ich bin kein Gott, darum handle ich
„auch nicht als ein Gott; auch bin ich kein Prophet,
„den Weg des Heils zu zeigen; eben ſo wenig ein
„König, um Völker glücklich zu machen: allein ich
„bin derjenige, den Gott zu den Nationen ſendet, die
„er beſchloſſen hat mit ſeinem Zorn heimzuſuchen.“

gen Aufmerkſamkeit, um zu verhindern, daß irgend eine Familie nicht zu große Beſitzungen erlange, als in ausgedehnten Entwürfen, das Volk zu unterdrücken. Eine ſolche Sklaverey würde dem Monarchen wenig Größe verſchaffen, und wenig Unterthanen zu beherrſchen übrig laſſen. Da man kein Landeigenthum ohne Bewilligung der Regierung kaufen kann, ſo würde derjenige, der ſich große Ländereyen verſchaffen wollte, dazu keine Erlaubniß erhalten, vielmehr würde er als ein zur Sicherheit des Staats nöthiges Schlachtopfer betrachtet werden. Wenn wir in der Geſchichte der orientaliſchen Reiche von ſo viel Gewaltthätigkeiten leſen, die unter den Großen vorgehn, ſo ſind wir geneigt zu glauben, daß die Menſchen der niedern Stände noch größern Gewaltthätigkeiten unterworfen ſeyn müſſen; allein man irrt ſich, da dieſe Niedrigkeit der beſte Schutz iſt.

Alle Lehnſaſſen, wenn ſie einen gewiſſen Titel und die damit verknüpften Einkünfte annehmen, erkennen den Großen-Mogul für ihren Erben. Keiner, von dem Vezier an bis zu dem Niedrigſten, gelangt zu irgend einem wichtigen Amte, als unter dieſer Bedingung. Nach ſeinem Tode wird die ganze Verlaſſenſchaft im Namen des Kaiſers in Beſitz genommen, der ſodann der Familie des Erblaſſers nach Gutdünken etwas zurück giebt. Das Vermögen aller andern aber, die keine Lehnſaſſen ſind, fällt ganz den natürlichen Erben zu. Dieſe gegen die Vergrößerung einzeler Familien aufgeführte Dämme ſind durchaus in einem Staate nöthig, der gezwungen iſt, auf einzele Menſchen ein ſehr großes Vertrauen zu ſetzen.

unter einer Regierung zu suchen, wo sie versichert waren, größere Vortheile als in ihrem Vaterlande zu erwerben. Hiedurch ist nach und nach eine mächtige Nation von beinahe zehn Millionen Muhamedaner in Indien entstanden, welche die Europäer Mohren nennen. Diesen ist unter der Oberherrschaft des Großen-Moguls jezt der größte Theil von Indostan unterworfen. Ob sie gleich aber das herrschende Volk sind, so ist doch die Zahl der Indier wohl zehnmal stärker.

Diese so vielfach schwächere Anzahl hat die Muhamedaner genöthigt, in allen Theilen von Indostan diese indische Fürsten im Besiz ihrer Länder zu lassen, die sie ungestört beherrschen können, wenn sie nur den festgesezten Tribut bezahlen und die Tractaten nicht verlezen, wodurch sie oder ihre Vorfahren die Mogulsche Oberherrschaft anerkannt haben. Diese indische Fürsten werden Rajahs, das ist, Könige genannt; und mehr als die Hälfte des Reichs ist noch heut zu Tage ihnen unterworfen. Einige derselben besitzen nur sehr kleine Länder, dahingegen andre, z. B. die Könige von Mysore und Tanjore, deren in diesem Werk oft Erwähnung geschehen wird, Staaten beherrschen, die an Umfange den Staaten des Königs von Preussen, oder des Königs von Portugal nichts nachgeben. Viele von ihnen geben vor, von sehr alten Familien abzustammen, ja einer, den der Kaiser Akbar besiegte, leitete seine Abkunft vom Porus her.

Ausser den Indiern, die in den Ländern der Rajahs wohnen, findet man deren auch in großer Menge in den dem Großen-Mogul unmittelbar unterworfenen

dieſe ungewöhnliche Art die Reiſe machte; er that es, wie er ſagte, um ſich nach ſeinem Nachfolger umzuſehen.

Die Uneinigkeiten in der kaiſerlichen Familie gaben den Nabobs der entlegenen Provinzen Gelegenheit, ſich in ihren Statthalterſchaften feſtzuſetzen, und der Hof mußte ſich nun begnügen, eine beſtimmte Summe anſtatt der wirklichen Einkünfte der Provinz anzunehmen. So wurden die Nabobs beynahe unumſchränkte Könige, und hatten nichts als eine große Armee von Delhi zu befürchten, mit der man immer zu kommen drohte, die aber nie kam. Allein noch ehe ſie in dieſen unabhängigen Stand geſezt wurden, finden wir, daß ſie deſpotiſche Grauſamkeiten an Unglücklichen ausübten, die zu ſchwach waren, mit ihren Klagen bis zum Throne zu dringen. Mandelsloh erzählt von einem Nabob, der einer Geſellſchaft Tänzerinnen, die hier ſehr ſchöne Mädchen ſind, eigenhändig die Köpfe abſchlug, weil ſie gezögert hatten im Palaſte zu erſcheinen. In Tavernier's Reiſen leſen wir von einem Manne, der ſeine Frau, vier Kinder und vierzehn Sklaven ermordete, und nicht geſtraft wurde, weil er eine gewiſſe Krankheit des Nabobs zu heilen verſtand.

Die Nachrichten, die alle Reiſende von Indoſtan geben, ſind mit zahlloſen Beyſpielen von den Laſtern dieſer Fürſten angefüllt. Man hat bemerkt, daß alle in Indien ſich niederlaſſende Muhamedaner in der dritten Generation die Trägheit und Feigherzigkeit der urſprünglichen Landesbewohner erlangen, dabey aber auch eine Grauſamkeit annehmen, von welcher die

aufſicht über die Religionspflichten, und beſtraft deren Uebertretung; der Cadi hält Gericht, wenn ſtreitiges Eigenthum der Gegenſtand iſt, und der Catwal iſt Richter in Criminalſachen.

An den Theilen von Indoſtan, die häufig von europäiſchen Nationen beſucht werden, ſehen wir die Gebräuche oder Geſetze, die Landeigenthum betreffen, ſolchen Widerſprüchen unterworfen, die ſchwer zuſammen zu reimen ſind. Der Landmann, der einige Aecker Feld beſitzt, hat das Recht ſie zu verkaufen und zu verſchenken; dennoch wird der Diſtrict, zu welchem dieſe Aecker gehören, jährlich von der Regierung verpachtet. Der Pachter bezahlt dem Landsherrn eine gewiſſe Summe, und empfängt dafür von dem Landbauer einen Theil ſeiner Aernte. Bisweilen aber hat der Pachter mit dem Landmanne Streitigkeiten, und giebt ſeine Aecker einem andern zur Verwaltung; alsdenn geſchehen Klagen als wider die höchſte Ungerechtigkeit; der Fürſt entſcheidet, und zwar mehrentheils zum Vortheile des arbeitſamen Mannes gegen den Blutigel. Wenn er dieſen Beweis ſeiner Gerechtigkeitsliebe nicht giebt, ſo verabſcheuet ihn das Volk, und hält ihn aller Verbrechen fähig.

In allen völlig unterworfenen Ländern nennt ſich der Große-Mogul Eigenthümer aller Ländereyen, und giebt Antheile davon oder deren Einkünfte ſeinen Lehnsmännern; dieſe Austheilungen aber rauben dem Landbauer das Recht nicht, ſeine Felder zu verkaufen, und nach ſeinem Tode darüber zu ſchalten. Die Politik aller indiſchen Regierungen in Indoſtan, ſo wie auch der Mogulſchen, beſteht mehr in einer beſtändigend

Erſtes Buch.

Der zwiſchen Großbritannien und Frankreich im Jahre 1744 ausbrechende Krieg verbreitete ſeine Verwüſtungen bis nach Indien. Die Ruhe war kaum durch den Aachner Frieden unter dieſen beiden Nationen in Europa wiederhergeſtellt, als ſie an der Küſte von Coromandel die Waffen gegen einander ergriffen, und zwar als Bundsgenoſſen zweyer mohriſchen Fürſten, die um den Beſitz der Provinz Carnatica ſtritten. Dieſer Streit wurde durch Begebenheiten erzeugt, die ſich einige Jahre zuvor ereigneten, ehe die Engländer und Franzoſen daran Theil nahmen. Es iſt daher nöthig, hier dieſe Vorfälle zu erzählen, und da die Regierungsformen, die Politik, Sitten und Gebräuche der Völker in Indoſtan ſehr von den in Europa üblichen verſchieden ſind, ſo wird man in dem Laufe dieſer Geſchichte den Charakter der Nation und das ihr Eigenthümliche durch Handlungen entwickelt und dargeſtellt ſehn.

Die mehreſten Länder, die durch den Großen-Mogul in der Halbinſel von Indien erobert worden ſind, gehören unter einen Vicekönig, und ſämtliche von ihm regierte Provinzen werden wegen ihrer ſüdlichen Lage mit dem Namen **Decan** bezeichnet. Der Vicekönig dieſes ungeheuern Erdſtrichs wird Subahdar genennt; ein Titel, den die Europäer kurz durch **Subah** ausdrücken. Von den unter ſeiner Herrſchaft gelegenen Ländern ſind einige ganz dem Throne von

Delhi unterworfen, und werden von Muhamedanern regiert, die die Europäer unſchicklich Mohren nennen; andre aber ſtehen unter der Regierung ihrer urſprünglichen Fürſten oder Rajahs, und haben die Erlaubniß, ihren alten Gebräuchen zu folgen, jedoch unter der Bedingung, dem Großen-Mogul Tribut zu bezahlen. Die von dem Subah abhangenden mohriſchen Gouverneurs nehmen gewöhnlich, wenn ſie mit Geringern zu thun haben, den Titel Nabob oder Vicekönig an; der ihnen jedoch in Delhi nicht gegeben wird. Hier müſſen ſie ſich mit dem Titel Phousdar begnügen, der ſo viel als Befehlshaber über Truppen bedeutet. Die in den Provinzen dieſer Pſeudo-Nabobs etablirten Europäer folgten dem Beyſpiele der Eingebornen und kamen überein, ihnen den ſo gewünſchten Titel auch zu geben.

Ein Nabob wird gewöhnlich vom Hofe zu Delhi ernannt, ſtirbt er und der Große-Mogul hat keinen Nachfolger vorher beſtimmt, ſo hat der Subah das Recht jemanden die Nabobſchaft aufzutragen, bis der Wille des Monarchen bekannt iſt; ohne deſſen Beſtätigung die Wahl nicht als völlig gültig angeſehn wird. Der Subah ſammlet von den verſchiedenen Nabobs die jährlichen Kroneinkünfte, und ſchickt ſie hernach dem kaiſerlichen Schatze zu. Die Nabobs ſind verpflichtet, ihn bey ſeinen Kriegszügen zu begleiten, wenn dieſe innerhalb ſeiner Jurisdictionsländer geſchehn. Die Kriegsverbindlichkeit aber hört auf, ſobald er die Gränzen verläßt. Dieſe Einrichtungen hatten zum Zweck ſie von dem Subah abhängend zu machen, und dadurch das Intereſſe des Reichs zu be-

fördern, zugleich aber sie in einen unabhängigen Zustand zu setzen, wenn es dem Subah einfallen sollte, auf ihre Hülfe zu rechnen, um dem kaiserlichen Throne zu trotzen.

Die Staatsverfassung des mogulschen Reichs fing an gleich nach dem Tode des Aurengzebs zu erschlaffen, des fähigsten Monarchen, der je Indostan beherrscht hat; allein seit dem schrecklichen Einfall der Perser unter Thamas Kouli Khan ist sie täglich mehr gesunken, so daß man in den leztern funfzig Jahren Subahs gesehn hat, die sich in ihren Gouvernements gegen den Willen des Kaisers behauptet, und Nabobs nach ihrem Gefallen gemacht haben. Auch Nabobs sind im Besitz ihres Gouvernements geblieben, trotz dem Subah und dem Großen-Mogul. Was aber in einem despotischen Staat am meisten zu bewundern ist, so haben sowohl Subahs als Nabobs selbst ihre Nachfolger ernannt, die oft mit so wenig Widerstand von diesen Würden Besitz genommen haben, als nur immer rechtmäßige Erben in einem Erbkönigreiche thun können. Was hier von den südlichen Provinzen gesagt ist, gilt gleichmäßig von allen andern Subahschaften des Reichs.

Der Carnatick ist eine der vornehmsten Provinzen, die vom Subah von Decan abhangen, auch wird dieses Land nach dem Namen der Hauptstadt, Arcot genannt. Die jetzigen Gränzen aber sind sehr eingeschränkt in Vergleich mit der alten Größe des Carnatick zur Zeit der Eroberung des Großen-Moguls.

Sadatulla, ein anerkannter Nabob von Carna- 1710
tick, nahm, weil er keine Kinder hatte, die beiden

Indier glücklicherweiſe nichts wiſſen. Dieſes beſtätiget faſt die Meynung, daß das Verbot, kein Blut von irgend einer Art zu vergießen, welches ein Religionsartikel in Indien iſt, eigentlich nur ein politiſches und ſehr weiſes Geſez war, um die blutdürſtige Gemüthsart, die den Einwohnern von Indoſtan vor Einführung der Bramaſchen Religion eigen geweſen ſeyn ſoll, in milde Sitten zu verwandeln.

ſeines Sohns Subder-Ally und des Chunda-ſaheb, um auf eine ſchickliche Gelegenheit zu lauren, von der Stadt Tritchinapoly Beſitz zu nehmen. Dem Verdacht zuvor zu kommen, mußte die Einſammlung des Tributs zum Vorwande dieſes Zugs dienen. Das Heer erhielt Befehl, langſam nach der Seeküſte zu marſchiren, ehe es ſich nach Süden zu wandte. So erreichten dieſe Truppen Madras, woſelbſt ſie einige Tage blieben, ſodann ging der Marſch nach Pondichery, wo länger Halt gemacht wurde. Während dieſer Zeit wurde der Grund zu den großen Verbindungen des Chunda-ſaheb mit den Franzoſen gelegt. Endlich kam das Heer nach Tritchinapoly.

Chunda-ſaheb vermochte die Königin dahin, ihn mit einer Anzahl Truppen in die Stadt aufzunehmen, nachdem er vorher einen Eid auf den Koran gethan hatte, nichts zu ihrem Nachtheile vorzunehmen. Man behauptet, daß ſie in ihn verliebt wurde; wenn dieſes iſt, ſo war ſie deſto mehr zu beklagen, denn er verführte ihre Soldaten, machte ſich Meiſter von der Reſidenz, und warf ſie ins Gefängniß, worin ſie vor Gram ſtarb. Das ganze Königreich folgte bald dem Beyſpiel der Hauptſtadt und unterwarf ſich. Subder-Ally übergab die Regierung dieſes neu eroberten Landes dem Chunda-ſaheb, und begab ſich zu ſeinem Vater nach Arcot. Meer-aſſud, vormaliger Hofmeiſter des Subder-Ally, erhielt die Würde des Duan, oder oberſten Miniſters, die durch Chunda-ſaheb erledigt worden war.

Der neue Duan, der den ehrgeizigen Charakter ſeines Vorgängers kannte, ſtellte dem Subder-Ally

die Folgen vor, die von einem ſo gefährlichen Manne zu fürchten wären, der an der Spitze eines ſo anſehnlichen Königreichs ſtünde. Subder-Ally ſahe den gemachten Fehler ein, allein es war zu ſpät ihn zu verbeſſern; denn als er ſeinem Vater die Nothwendigkeit vorſtellte, den Chunda-ſaheb nach Arcot zurück zu rufen, konnte der Nabob nicht dahin gebracht werden, dieſem Rathe zu folgen, ſowohl um einen öffentlichen Bruch in ſeiner Familie zu vermeiden, als auch, weil er von den Fähigkeiten ſeines Schwiegerſohns einen hohen Begriff hatte.

Als Chunda-ſaheb hörte, was gegen ihn verſucht worden war, nahm er Maaßregeln zu ſeiner Sicherheit. Er ſezte die Stadt Tritchinapoly in guten Vertheidigungsſtand, und machte ſeine beiden Brüder zu Commendanten in den ſtärkſten Feſtungen des Königreichs; Buda-ſaheb in Madura, und Saduok-ſaheb in Dindigul. Ungeachtet dieſer Zubereitungen aber beſchloß er, ſich nicht der Oberherrſchaft des Nabobs zu entziehn, bis er öffentlich angegriffen würde.

1739. Während dieſer Zeit war der Unwille des Nizam-al-muluck gegen die Familie Doaſt-Ally immer höher geſtiegen, denn er zweifelte nicht, daß die Macht von Tritchinapoly, ungeachtet der gegenwärtigen Lage des Chunda-ſaheb, dennoch allemal mit der von Arcot vereinigt werden würde, wenn eines dieſer beiden Länder von einem auswärtigen Feinde bedrohet werden ſollte. Indeſſen war er ſeit einigen Jahren mit Dingen von gröſſerer Wichtigkeit beſchäftigt. Er hatte den Thamas Kouli Khan nach Indien eingeladen,

den Groſſen-Mogul vom Throne zu ſtürzen, und um ſeine Verrätherey zu verdecken, ſo machte er groſſe Zubereitungen, dem Kaiſer zu Hülfe zu kommen; da aber die Perſer Indoſtan verlaſſen hatten, war er gezwungen immer gegen den Hof von Delhi auf ſeiner Hut zu ſeyn, wo er ſo ſehr verabſcheuet, als gefürchtet wurde. Da er alſo hiedurch verhindert war im Carnatick einzurücken, ſo gab er endlich den Maratten Erlaubniß, dieſe Provinz anzugreifen. Durch dieſes Mittel trug er einestheils die Verbindlichkeiten ab, die er dieſer Nation ſchuldig war, zugleich auch vergnügte er ſeine Privatleidenſchaft, durch eine fremde Macht, die nächſt der ſeinigen am fähigſten war, die Staaten des Doaſt-Ally zu erobern.

Das Land der Maratten liegt zwiſchen Bombay und Golconda; die Gränzen deſſelben ſind den Europäern nicht genau bekannt, und eben ſo unwiſſend ſind wir auch in Anſehung des Urſprungs und der Geſchichte dieſes Volks. Es iſt nunmehr ein Jahrhundert, daß ſie ſich als die kühnſten Krieger in Indoſtan kennbar gemacht haben. Sie ſind die einzige Nation in ganz Indien, die den Krieg zu einer angenehmen Beſchäftigung zu machen ſcheint, denn die Raipouts, eine Race nächſt nach den Bramanen, ſind geborne Soldaten. In den leztern Zeiten ſind ſie oft bis zu den Thoren von Delhi vorgedrungen; bald waren ihre Waffen gegen den kaiſerlichen Thron gerichtet, bald aber vertheidigten ſie ihn wieder gegen die Affghaner oder Pitanen. Die Stärke ihrer Heere beſteht in einer zahlreichen Reiterey, die mehr Strapazen aushalten kann, als irgend eine andre in Indien.

Söhne ſeines Bruders an Kindesſtatt an; der älteſte Doaſt-Ally ſollte ihm in der Nabobſchaft folgen, und der jüngſte Boker-Ally das Gouvernement von Velore
1732 haben. Er regierte von 1710 bis 1732, und ſtarb ſehr bedauert von ſeinen Unterthanen. Seine gemachten Verfügungen wurden ohne Widerſtand befolgt; indeſſen betrachtete Nizam-al-muluck, der Subah der ſüdlichen Provinzen, die Thronbeſteigung des Doaſt-Ally mit Widerwillen, weil ſie ohne ſeine Genehmigung geſchehn war, daher er auch die regelmäßige Beſtätigung von Delhi verhinderte.

Doaſt-Ally hatte zwey Söhne, von welchen der älteſte, Subder-Ally, ſchon zum männlichen Alter gekommen war, da ſein Vater Nabob wurde; er hatte auch einige Töchter, eine derſelben war mit ſeinem Neffen Mortiz-Ally, und eine andre mit einem weitläuftigen Verwandten, Namens Chunda-ſaheb, verheirathet.

Die Königreiche Tritchinapoly und Tanjore, obgleich dem Großen-Mogul zinsbar, hatten beide ihren eignen Beherrſcher oder Rajah. Die Einfoderung des Tributs in dieſen Königreichen war den Nabobs von Arcot aufgetragen, die bisweilen genöthigt wurden, Kriegsheere abzuſenden, die Sammlungen zu befördern. Der Tod des Königs von
1736 Tritchinapoly 1736 gab zu Streitigkeiten Anlaß zwiſchen der Königin und einem Prinzen vom königlichen Geblüte, wodurch Verwirrungen in der Regierung entſtanden, die dem Nabob von Arcot Hoffnungen gaben, ſich des Königreichs zu bemächtigen. Er ſchickte daher eine Armee ab, unter der Anführung

Anerbieten beſſerer Bedingungen vom Feinde wird ſelten ausgeſchlagen; überdem gehn ſie ungern von ihrer Gewohnheit zu rauben ab, ſo daß ſie ſelbſt diejenigen Länder plündern, zu deren Beſchützung ſie gedungen ſind. Ungeachtet ihres kriegeriſchen Charakters aber, beobachten ſie aufs allergenauſte die Religion des Brama; ſie eſſen nie etwas, das Leben hat, oder bringen das Ungeziefer um, das auf ihrem Leibe herum kriecht; hingegen iſt ein mit vielen wunderlichen Ceremonien geopferter Büffelochſe hinreichend, das Menſchenblut zu verſöhnen, das ſie im Kriege vergießen.

Ehe der Carnatick von dem Großen-Mogul erobert wurde, waren die Maratten im Beſitz verſchiedener Feſtungen und Ländereyen dieſer Provinz. Da ſie nun alles den ſiegenden Mohren überließen, ſo bedungen ſie ſich aus, jährlich einen Theil der Einkünfte zu bekommen, als eine Schadloshaltung für die eingeräumten Beſitzungen, und als einen Tribut, um ihre gewöhnlichen räuberiſchen Einfälle zu unterlaſſen. Die Nabobs von Arcot hatten viele Jahre lang vernachläſſigt, dieſen Tribut zu bezahlen, und die Maratten hatten ihre gebräuchliche Reparationsmethode unterlaſſen; aus keinem andern Bewegungsgrunde, als aus Furcht vor dem Nizam-al-muluck. Dieſe war nun aber durch die Aufmunterung aus dem Wege geräumt, die ſie von ihm ſelbſt erhielten, im Carnatick einzufallen. Eine ähnliche Aufmunterung bekamen ſie von den Königen von Myſore und Tanjore, da ſie Chunda-ſaheb als Beherrſcher von Tritchinapoly beleidigt hatte. Sie forderten ſie auf, als Brüder

die Folgen vor, die von einem ſo gefährlichen Manne zu fürchten wären, der an der Spitze eines ſo anſehnlichen Königreichs ſtände. Subder-Ally ſahe den gemachten Fehler ein, allein es war zu ſpät ihn zu verbeſſern; denn als er ſeinem Vater die Nothwendigkeit vorſtellte, den Chunda-ſaheb nach Arcot zurück zu rufen, konnte der Nabob nicht dahin gebracht werden, dieſem Rathe zu folgen, ſowohl um einen öffentlichen Bruch in ſeiner Familie zu vermeiden, als auch, weil er von den Fähigkeiten ſeines Schwiegerſohns einen hohen Begriff hatte.

Als Chunda-ſaheb hörte, was gegen ihn verſucht worden war, nahm er Maaßregeln zu ſeiner Sicherheit. Er ſezte die Stadt Tritchinapoly in guten Vertheidigungsſtand, und machte ſeine beiden Brüder zu Commendanten in den ſtärkſten Feſtungen des Königreichs; Buda-ſaheb in Madura, und Saduok-ſaheb in Dindigul. Ungeachtet dieſer Zubereitungen aber beſchloß er, ſich nicht der Oberherrſchaft des Nabobs zu entziehn, bis er öffentlich angegriffen würde.

1739. Während dieſer Zeit war der Unwille des Nizam-al-muluck gegen die Familie Doaſt-Ally immer höher geſtiegen, denn er zweifelte nicht, daß die Macht von Tritchinapoly, ungeachtet der gegenwärtigen Lage des Chunda-ſaheb, dennoch allemal mit der von Arcot vereinigt werden würde, wenn eines dieſer beiden Länder von einem auswärtigen Feinde bedrohet werden ſollte. Indeſſen war er ſeit einigen Jahren mit Dingen von gröſſerer Wichtigkeit beſchäftigt. Er hatte den Thamas Kouli Khan nach Indien eingeladen,

niann ſuchte ſich nun durch die Flucht zu retten. Die vornehmſten Offiziers waren auf dem Schlachtfelde geblieben, und Meer-aſſud, der Duan, war gefangen genommen worden.

Subder-Ally war ſchon bis Arcot gekommen, als er ſeines Vaters Schickſal hörte, worauf er ſogleich ſich nach Velore zurückzog. Chunda-ſaheb war ebenfalls ins Feld gerückt mit 5000 Mann Cavallerie und 10,000 Mann Infanterie, unter dem Vorwand dem Nabob zu Hülfe zu kommen; allein durch allerhand erſonnene Verzögerungen fand er Mittel, vom Schlachtfelde entfernt zu bleiben, bis er des Nabobs Niederlage erfuhr, da er denn ſchleunig nach Tritchinapoly zurück marſchirte.

Die Maratten ſchickten nach ihrem Siege Detachements aus, im ganzen Lande Contributionen zu erheben, und es gelegentlich auch zu plündern; ihre großen Erwartungen wurden aber nicht erfüllt, denn die reichen Einwohner hatten alles von Werth in die ſtarken Plätze gebracht, die in dieſer Provinz ſehr häufig ſind. Dieſer Umſtand vermochte die Maratten, den Vorſchlägen ihres Gefangenen, Meer-aſſud, Gehör zu geben, der vom Subder-Ally Vollmacht erhalten hatte, mit ihnen zu tractiren. Man kam überein, daß ihnen in gewiſſen Terminen zehn Millionen Rupien *) bezahlt werden ſollten, (der einjährige Ertrag der Provinz) mit der Bedingung, daß ſie ſogleich den Carnatick verlaſſen müßten. Dieſer Theil des Tractats wurde bekannt, allein andre Artikel blie-

*) Eine Rupie iſt 18 gute Groſchen nach Sächſiſchem Gelde; 100000 derſelben machen einen Lack aus.

Man hat oft Beyspiele gesehn, daß große Corps derselben in einem Tage funfzig englische Meilen (zehn deutsche) marschirt sind. Sie vermeiden große Gefechte, und haben keinen andern Begriff vom Krieg, als dem feindlichen Lande den höchstmöglichsten Schaden zu thun. Dies bewirken sie, indem sie alles Vieh wegtreiben, die Feldfrüchte verheeren, die Dörfer verbrennen, und überhaupt solche Grausamkeiten begehn, daß die Bewohner des flachen Landes bey der geringsten Nachricht von ihrer Annäherung sogleich die Flucht ergreifen. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen giebt den Fürsten, die sie bekriegen, wenig Gelegenheit es zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen, oder auch nur Detachements von ihnen mit Vortheil anzugreifen. Die Betrachtung, daß auf diese Art Heere im Felde gegen sie gehalten werden müssen, die sehr wenig Wahrscheinlichkeit haben, mit einem solchen Feind ins Handgemenge zu kommen, und der erstaunliche Nachtheil, der durch ihre Verwüstungen entsteht, bringen gewöhnlich die Regierungen dahin, ihren Rückzug mit Gelde zu erkaufen. Große Sparsamkeit bey ihren Ausgaben, und fortdauernde Anhäufung von Schätzen durch die vorbeschriebenen Mittel sind die Ursachen ihres steigenden Rufs gewesen, so daß sie in weniger als hundert Jahren von einer unbedeutenden Völkerschaft zu dem Range einer Nation gelangt sind, die jezt alle Länder von Delhi bis zum Vorgebirge Comorin mit Schrecken erfüllt. Oft werden Corps, ja ganze Armeen von ihnen an fremde Fürsten eine Zeitlang überlassen, allein diese Miethtruppen sind ein gefährliches Hülfsmittel; denn das

ten; jedoch mit der Bedingung, daß ſie es ſelbſt erobern möchten. Dies waren ſie zufrieden; auch verſprachen ſie, wenn Chunda-ſaheb in ihre Hände fallen ſollte, mit ihm ſo zu verfahren, wie es dem Intereſſe des Nabobs von Arcot am zuträglichſten ſeyn würde.

Tritchinapoly war nach indiſcher Manier ſtark be- 1741
feſtigt, und Chunda-ſaheb hatte bereits bey der erſten Annäherung der Maratten hier eine große Menge Getreide zuſammen gebracht, als die beſte Sicherheit in einer Feſtung unter einem Volke, das ſo wenig mit Kanonen oder andern Belagerungsmaſchinen umzugehn weiß. Meer-aſſud, der daher wohl einſah, daß er ſeine Vertheidigung verzögern würde, ſo lange der Vorrath aushielt, rieth den Maratten, den Carnatick zu verlaſſen, und ſich in ſolcher Entfernung zu lagern, daß kein Verdacht wegen ihrer Wiederkunft ſtatt haben könnte. Dieſes liſtige Betragen hatte den beſten Erfolg, denn Chunda-ſaheb glaubte nunmehr, daß die Maratten anderweitige Expeditionen vorhätten, und verkaufte daher ſein Getreide. Kaum war dieſe Nachricht ins Lager der Maratten bey Sevegunga gekommen, als ſie ſogleich aufbrachen und nach ſehr forcirten Märſchen vor Tritchinapoly erſchienen, bevor dem Uebel vorgebeugt werden konnte. Sie ſchloſſen die Stadt enge ein, und waren ſehr aufmerkſam, alle Hülfe von außen abzuhalten; dennoch verſuchten die Brüder des Chunda-ſaheb, dieſen ſo wichtigen Ort zu retten. Buda-ſaheb führte von Madura einen großen Vorrath von Proviſion herbey unter der Bedeckung von 3000 Mann Cavallerie und 7000 Mann

Einer Religion ihre Tempel und heiligen Plätze zu rächen, die durch dieſen muhamedaniſchen Gouverneur und ſeine Mohren entweiht worden waren.

1740 Es war im Monat May 1740, als ein Heer von 10,000 Maratten unter dem Befehl des Ragogee Bonſola ſich mit der gewöhnlichen Schnelligkeit der Provinz näherte, und bey den Gebirgen anlangte, die ſie von den weſtlichen Ländern ſcheiden, bevor Doaſt-Ally im Stande war, alle ſeine Truppen gegen dieſen fürchterlichen Feind zuſammen zu ziehen; denn ein großer Theil der Armee, commandirt von ſeinem Sohne Subder-Ally, war damals im ſüdlichen Theile des Landes. Indeſſen brach dennoch der Nabob mit 4000 Reitern und 6000 Mann Infanterie von Arcot auf, mit dem Entſchluß, die Päſſe von Damalcherri zu vertheidigen, durch welche die Maratten abſichtlich in die Provinz eindringen wollten, bis ſein Sohn ihm zu Hülfe kommen könnte, und auch die andern Truppen von den Gränzörtern zu ihm geſtoßen ſeyn würden. Man glaubt, daß dieſe Maaßregel den erwünſchten Erfolg gehabt hätte, wenn er nicht von einem ſeiner Befehlshaber betrogen worden wäre, der den Maratten auf ſeinem Poſten den Durchzug verſtattete. Den folgenden Tag, den 20. May, erſchien die ganze Armee dem Nabob im Rücken. Das Lager dieſes Fürſten war nicht verſchanzt, daher griff es der Feind mit dem größten Vortheil und der äußerſten Wuth an. Die Arcoten, durch das Beyſpiel ihres Beherrſchers aufgemuntert, wehrten ſich tapfer einige Stunden lang, bis ſie ſowohl ihn als ſeinen Sohn Haſſan-Ally todt von ihren Elephanten herunterſtürzen ſahen. Jeder-

Unruhen aus dem Wege geräumt. Allein der Unwille des Nizam-al-muluck war noch nicht geſtillt; dieſes konnte nur dadurch geſchehn, daß man ihm die großen rückſtändigen Summen bezahlte, die Doaſt-Ally beſtändig zurück gehalten hatte. Subder-Ally befürchtete daher von dieſer Seite einen Sturm, ſobald Nizam-al-muluck nichts mehr von Delhi zu beſorgen haben würde; da aber dieſe Zeit noch fern war, ſo beſchloß er ſeine Schätze nicht wegen ungewiſſer Gefahren zu verringern; er hielt Nizam-al-muluck mit allerhand Entſchuldigungen auf, und wandte den Geldmangel vor, in den ihn der Einfall der Maratten geſezt hätte; ja er ſprengte ſogar aus, daß er entſchloſſen ſey nach Arabien zu gehn, und daſelbſt bey dem Grabe des Propheten ſeine übrigen Tage in Andachtsübungen zu verleben.

Dieſe vorgegebene Armuth war ſo wenig wie ſeine 1742
Andacht gegründet, denn der größte Theil von ſeines Vaters Schätzen war während dem Kriege in Pondichery in Sicherheit geweſen. Jedoch hatten die leztern Unglücksfälle einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er es nicht länger wagen wollte in der offenen Stadt Arcot zu wohnen, ſondern ſeine Reſidenz in Velore aufſchlug, das wohl befeſtigt war, und überdem eine Citadelle hatte, die für die ſtärkſte im Carnatick gehalten wurde. Eben dieſe Behutſamkeit vermochte ihn, ſeine Weiber, Kinder und Schätze nach Madras zu ſenden. Dieſer der engliſchen Nation gegebene Vorzug geſchah dem Rathe des Meerauſſud zu folge, der bereits die Verbindungen argwohnte, die zwiſchen Chunda-ſaheb und Herrn Du-

ben ein Geheimniß. Subder-Ally nahm nunmehr den Titel als Nabob an; die damit verbundene Macht aber war ſo ſehr geſchwächt worden, daß Chunda-ſaheb glaubte nichts davon befürchten zu dürfen, und daher ohne Bedenken nach Arcot kam, ihm zu huldigen. Indeſſen die Pracht ſeines Gefolgs und die vielen Truppen, die ihn begleiteten, zeigten eher einen Monarchen als einen Unterthan des Subder-Ally an.

Die Feſtungswerke von Pondichery ſtanden damals in ſo großem Ruf unter einem Volke, welches niemals dergleichen geſehn hatte, daß Doaſt-Ally, Subder-Ally und Chunda-ſaheb alle ihre Weiber, Kinder und Schätze dahin ſchickten, um hier während dem Kriege zu bleiben. Sobald die Maratten die Provinz verlaſſen hatten, gingen beide Fürſten nach Pondichery. Subder-Ally kehrte mit ſeiner Familie nach Arcot zurück, allein Chunda-ſaheb ließ alle ſeine Weiber und einen ſeiner Söhne ferner hier in Verwahrung.

Im Monat December wurde das Land abermals mit Schrecken erfüllt, da das nämliche Heer der Maratten ſich wieder einſtellte, und zwar zu folge des geheimen Vertrags mit Subder-Ally. Außer den Geldſummen, die man ihnen zugeſagt, hatten ſie darauf beſtanden, einige Ländereyen als Eigenthum zu erhalten. Meer-aſſud, welcher ſah, daß ſie von dieſer Forderung nicht abzubringen waren, und wußte, daß das Land von Tritchinapoly nur allein dazu diente, die Macht des Chunda-ſaheb ſeinem Nabob furchtbar zu machen, bewilligte endlich, es den Maratten abzutre-

ten;

ten; jedoch mit der Bedingung, daß ſie es ſelbſt erobern möchten. Dies waren ſie zufrieden; auch verſprachen ſie, wenn Chunda-ſaheb in ihre Hände fallen ſollte, mit ihm ſo zu verfahren, wie es dem Intereſſe des Nabobs von Arcot am zuträglichſten ſeyn würde.

Tritchinapoly war nach indiſcher Manier ſtark be- 1741
feſtigt, und Chunda-ſaheb hatte bereits bey der erſten Annäherung der Maratten hier eine große Menge Getreide zuſammen gebracht, als die beſte Sicherheit in einer Feſtung unter einem Volke, das ſo wenig mit Kanonen oder andern Belagerungsmaſchinen umzugehn weiß. Meer-aſſud, der daher wohl einſah, daß er ſeine Vertheidigung verzögern würde, ſo lange der Vorrath aushielt, rieth den Maratten, den Carnatick zu verlaſſen, und ſich in ſolcher Entfernung zu lagern, daß kein Verdacht wegen ihrer Wiederkunft ſtatt haben könnte. Dieſes liſtige Betragen hatte den beſten Erfolg, denn Chunda-ſaheb glaubte nunmehr, daß die Maratten anderweitige Expeditionen vorhätten, und verkaufte daher ſein Getreide. Kaum war dieſe Nachricht ins Lager der Maratten bey Sevegunga gekommen, als ſie ſogleich aufbrachen und nach ſehr forcirten Märſchen vor Tritchinapoly erſchienen, bevor dem Uebel vorgebeugt werden konnte. Sie ſchloſſen die Stadt enge ein, und waren ſehr aufmerkſam, alle Hülfe von außen abzuhalten; dennoch verſuchten die Brüder des Chunda-ſaheb, dieſen ſo wichtigen Ort zu retten. Buda-ſaheb führte von Madura einen großen Vorrath von Proviſion herbey unter der Bedeckung von 3000 Mann Cavallerie und 7000 Mann

Infanterie, die ſich gegen 20,000 Maratten brav vertheidigten, bis Buda-ſaheb erlegt wurde. Der Tod des Anführers war die Loſung zur allgemeinen Flucht, wie es bey Schlachten in Indoſtan gewöhnlich iſt. Der Kopf des Buda-ſaheb wurde dem Chunda-ſaheb geſchickt, um ſeines Bruders Niederlage zu beſtätigen. Der andre Bruder Saduck-ſaheb, der ſich mit 4500 Mann näherte, wurde auch angegriffen, geſchlagen und getödtet.

Ungeachtet dieſer Unglücksfälle fuhr Chunda-ſaheb fort, die Stadt muthig zu vertheidigen, bis der größte Theil der Lebensmittel verzehrt und eine große Anzahl ſeiner Soldaten umgekommen war; die Furcht vor einer Hungersnoth vermochte auch viele zum Ausreißen, und die übrig gebliebenen beſtanden einmüthig auf der Uebergabe. Dieſe geſchah auch den 26ſten März 1741 nach einer Belagerung von drey Monaten. Die Maratten hielten ihn und ſeinen Sohn in der ſtrengſten Gefangenſchaft, in Hoffnung einer großen Ranzion. Nachdem ſie Tritchinapoly rein ausgeplündert hatten, ernannten ſie Morari-row, einen ihrer beſten Generale, zum Vicekönig des Landes, und ließen 14,000 Mann bey ihm zurück, die übrigen Truppen nahmen ihren Marſch nach ihrer Heimath, wo ſie ihre Gefangenen in einer Feſtung in der Nachbarſchaft ihrer Hauptſtadt Sattarah einſperrten.

Die Maratten waren nun durch den Beſitz von Tritchinapoly nicht mehr Feinde des Subder-Alli, ſondern ſeine Bundsgenoſſen geworden. Die Gefangenſchaft des Chunda-ſaheb in einer ſolchen Entfernung vom Carnatick hatte alle Beſorgniß von innerlichen

hielten ihn für ſehr feigherzig; dieſe Meynung aber war von ſeinen häuslichen Gebräuchen entſtanden; ſelbſt in ſeinem eigenen Palaſt ging er nicht aus einem Zimmer ins andre, ohne von ſeiner Leibwache umringt zu ſeyn; auch aß er nie etwas, wenn es nicht in einem Geſchirr gebracht wurde, das ſeine Gemahlin mit ihrem Siegel zuvor bezeichnet hatte. Der Nabob hielt daher den kleinmüthigen Charakter ſeines Schwagers in der größten Verachtung, und fürchtete keine Gefahr von einem Manne, der in immerwährender Sorge lebte, von ſeinen eigenen Leuten vergiftet zu werden. Mortiz-Ally fuhr fort die verbeſagte Zahlung zu verweigern, und der Nabob, über den Verzug aufgebracht, drohete ihm eines Tages öffentlich, ihm ſein Gouvernement zu nehmen, wenn er nicht ſogleich ſeinem Befehl gehorchte. Dieſe Kränkung verurſachte, daß er ſich ſofort auf das genaueſte mit den andern unzufriedenen Gouverneurs verband, die ſeinem Ehrgeiz durch die Verſicherung ſchmeichelten, daß ſie ihn als Nabob von Arcot erkennen wollten, ſobald Subder-Ally aus dem Wege geräumt ſeyn würde.

Die Armee des Nabobs war theils in den Vorſtädten, theils unter den Wällen von Velore gelagert; ein Trupp Leibwache und ein zahlreiches Gefolge war beſtändig bey ihm im Fort, ſo daß es ſchien, daß er weder einen öffentlichen Angriff noch eine geheime Verrätherey befürchten durfte. Indeſſen blieb die Verſchwörung ganz verborgen, und der Nabob wurde unglücklicherweiſe in ſeiner Sicherheit durch die außerordentliche Unterwürfigkeit des Mortiz-Ally beſtärkt.

woſelbſt ſeine wenigen Bedienten rund um ſein Bette ſich gelagert hatten. Man bemächtigte ſich ihrer ſogleich, ehe ſie Widerſtand thun konnten. Der Nabob ſelbſt, anſtatt die Waffen zu ergreifen, verſuchte durch ein Fenſter zu entrinnen. Der Anführer der Meuchelmörder aber kam ihm zuvor, warf ihm den begangenen Ehebruch mit ſeinem Weibe vor, freuete ſich der Rache, die er nunmehr nehmen konnte, und ſo ſtieß er ihm den Dolch ins Herz.

Meer-aſſud, der Duan, war im Fort. Die große Treue, die dieſer Miniſter gegen ſeinen Herrn bewieſen hatte, gab dem Mortiz-Ally den Gedanken ein, einen ſo gefährlichen Zeugen ſeines Mordes auch umzubringen. Der Befehl zur Mordthat war bereits gegeben, als einige der vornehmſten Befehlshaber dem Mortiz-Ally die Nothwendigkeit vorſtellten, das Leben eines Mannes zu ſchonen, von dem er allein die Kenntniſſe der Angelegenheiten des Carnatick erhalten könnte, die zu ſeinem künftigen Betragen nöthig wäre, ſo bald er Nabob ſeyn würde. Dieſe Vorſtellungen wurden durch die Ehrfurcht für den Charakter des Meer-aſſud veranlaßt, deſſen Tugenden ihn in dieſem gefahrvollen Augenblicke von dem Tode retteten.

Die Thore des Forts von Velore wurden in dieſer Nacht des Schreckens genau bewacht, und nur diejenigen allein, die dazu beſonders Erlaubniß erhielten, durften den folgenden Tag aus- und eingehn. Die Nachricht von Subder-Allys Tode wurde ins Lager von Velore durch Perſonen gebracht, die Mortiz-Ally ſelbſt dahin geſchickt hatte. Sie ſtellten die Sache

Das Fest kam heran, an welchem die Muhamedaner von Indostan die größte Andacht bezeigen; alle Hofleute des Nabobs baten um Erlaubniß, sich einige Tage zu entfernen, um es mit ihren Familien zu feyern. Dem indischen Gebrauche zuwider, erlaubte der Nabob seiner Leibwache und seinem ganzen Gefolge, ihn zu verlassen. Er behielt nur vier Personen bey sich, und argwöhnte so wenig die Gefahr, die über ihm schwebte, daß er sogar verlangte, einige Offiziere und Bediente des Mortiz-Ally möchten ihn während dieser Zeit bedienen. Mortiz-Ally war entschlossen, diese vortrefliche Gelegenheit nicht zu verlieren, sein Vorhaben auszuführen. Den nächstfolgenden Tag, nachdem ihn seine Leute verlassen hatten, wurden seine Speisen vergiftet. Kaum hatte der Nabob seine Mahlzeit geendigt, als er sehr krank wurde, und obgleich die Stärke seiner Gesundheit und schleunige Hülfe den tödtlichen Wirkungen des Gifts Einhalt that, so blieb er doch sehr geschwächt. Selbst dieser Vorfall brachte ihm keinen Argwohn bey, da die Anhänger des Mortiz-Ally, die um ihn waren, ihn überredeten, daß die Ursache dieses Zufalls eine Gallenkrankheit wäre, die in Indien sehr gemein ist. Mortiz-Ally wußte, daß er keine Zeit zu verlieren hatte; er schlug daher einigen seiner Vertrautesten vor, den Nabob ohne weitere Umstände zu ermorden. Man versichert, daß Alle diesen grausamen Auftrag ausschlugen, einer ausgenommen, dessen Weib Subder-Ally ehemals verführt hatte. Dieser Mann, ein Pitane, nahm einige abyssinischen Sklaven zu sich und führte sie um Mitternacht in des Nabobs Schlafzimmer,

diſchen Kriegen, daß groſſe Corps ſelbſt auf dem Schlachtfelde zum Feinde übergehn. Die Armee bey Velore vergaß ihren Zorn gegen Mortiz-Ally, da die Vorſchläge ſeiner Abgeordneten annehmenswerth ſchienen. Die nunmehrins Lager zurückgekehrten Befehlshaber wurden durch Geſchenke auf ſeine Seite gebracht; die Rechnungen wurden abgeſchloſſen, die Zahlungstermine beſtimmt, und alle, ſowohl Offiziers als Soldaten, erkannten den Mortiz-Ally als Nabob vom Carnatick. Im November hielt er ſeinen glänzenden Einzug in der Stadt Arcot, und wurde auch hier, ſo wie im ganzen Lande, als Nabob ausgerufen.

Kaum hatte man ſich von der erſten Beſtürzung nach dieſer ſchleunigen Revolution erholt, als viele der vornehmſten Perſonen im Carnatick ihren Abſcheu dagegen bezeigten, und ſich deshalb an Morari-row, den marattiſchen Gouverneur von Tritchinapoly wandten, der auch nicht zögerte ſich öffentlich wider ihn zu erklären. Man hat die Engländer in Madras, den Sohn und die Familie des Subder-Ally nebſt ſeinen zurückgelaſſenen Schätzen zu beſchützen, wenn gleich Mortiz-Ally drohen ſollte. Er kam auch bald mit ſeinen Foderungen, fand aber zu ſeiner Kränkung, daß dieſer Raub außerhalb den Gränzen ſeiner Macht war. Einige Befehlshaber des Heers, die von Subder-Allys Familie gewonnen waren, unternahmen es, einen allgemeinen Aufruhr zu bewirken. Auf einmal verlangte die Armee ſogleich den ganzen rückſtändigen Sold, der ihnen bey Velore bewilligt worden in Terminen zu empfangen. Der Palaſt wurde von ihnen umringt, und ihre Foderung mit Drohungen begleitet.

als ein Unglück vor, an welchem ihr Herr keinen Antheil hätte; daß einige vornehme Offiziers dieſe That verübt, da ſie der Nabob mit Schmachreden überhäuft, und einen ſogar geſchlagen hätte. Allein die allgemeine Meynung von Mortiz-Ally Charakter war ſo gegründet, daß die Soldaten ſogleich zu ihren Waffen liefen, und im Tumult ausriefen, ihr Nabob ſey von dem Gouverneur von Velore ermordet worden. Die Befehlshaber des Heers waren abweſend, um das Feſt zu feyern, und die Truppen alſo ihrer eignen Führung überlaſſen. In ihrem erſten Zorn drohten ſie unverzüglich das Fort zu ſtürmen, und alles darin niederzuhauen; da ſie aber deſſen Stärke überlegten, ſo kamen ſie überein, erſt die Rückkehr ihrer Befehlshaber zu erwarten. Die Anhänger des Mortiz-Ally bedienten ſich dieſer koſtbaren Zeit, und erinnerten ſie an den großen rückſtändigen Sold, den Subder-Ally, obgleich er es ſehr leicht hätte thun können, beſtändig verzögert hätte zu bezahlen; wobey ſie verſicherten, daß, wenn die Armee die Anſprüche des Mortiz-Ally auf die Nabobſchaft von Arcot unterſtützen würde, ſie alles von ihm bezahlt erhalten ſollten.

Die Heere der muhamedaniſchen Fürſten in Indien beſtehen aus einer Anzahl abgeſonderter Corps von verſchiedenen Anführern commandirt, die mit ihren Schaaren in den Dienſt der Fürſten treten, oder ihn auch verlaſſen, nachdem es ihre Vortheile verlangen. Daher iſt der Grad des Vertrauens, den ein Fürſt auf ſeine Armee haben kann, in genauem Verhältniß mit den Schätzen, die er beſitzt, und mit ſeiner Neigung ſie anzuwenden. Man ſieht ſehr oft in den in-

oder Befehlshaber eines Diſtricts, hatte den Titel Nabob angenommen, und unter alle Bedienten ſeines Gefolgs dieſelben Würden vertheilt, die nur an dem Hofe des Subah gefunden werden. Eines Tages ſagte Nizam-al-muluck, daß er nicht weniger denn achtzehn Nabobs vom Carnatick geſehn hätte, obgleich er immer geglaubt habe, daß ſich nur einer hier befände. Er befahl darauf ſeiner Leibwache, jedermann zu geißeln, der ſich künftig unterſtehen würde, in ſeiner Gegenwart den Titel eines Nabobs anzunehmen.

Der junge Sohn des Subder-Ally wurde auch herbey geführt, um dem Subah zu huldigen, der ihn nicht wieder nach Vandiwaſch zurückkehren laſſen wollte, ſondern ihn einigen ſeiner eigenen Höfleute übergab, mit Befehl, ihn ehrfurchtsvoll zu behandeln. Er ernannte ſodann Coja Abdulla, Befehlshaber ſeines Heers, zum Nabob von Arcot und allen dazu gehörigen Ländern; auch ſchickte er an den Gouverneur von Tritchinapoly, Morari-row, und ließ ihn auffodern, die Stadt zu übergeben. Da er fand, daß der Maratte dem Befehl nicht gehorchen wollte, ſo brach er mit ſeiner ganzen Macht auf und umringte den Ort. Anſtatt der Feindſeligkeiten aber wurden Geſchenke und Verſprechungen angewandt, die auch den erwarteten Erfolg hatten. Im Monat Auguſt verließ Morari-row Tritchinapoly und zog mit allen ſeinen Maratten ab.

Nachdem Nizam-al-muluck die Angelegenheiten 1744
dieſer Provinz ohne Schwertſtreich zu Stande gebracht hatte, ging er nach Golconda zurück. Coja Abdulla führte das Heer nach Hauſe, da er einem Vertrauten

Mortiz-Ally hatte nicht den Muth, dieſen Sturm auszuhalten, ſondern beſchloß, ſich durch die Flucht zu retten. Weiber von Stande in Indoſtan erſcheinen nie öffentlich, auf Reiſen ſitzen ſie in bedeckten Wagen, die ſelbſt in verdachtvollen Zeiten ſehr ſelten angehalten und durchſucht werden. Er legte daher weibliche Kleidung an, verließ Arcot in der Nacht in einem bedeckten Palankin, von andern Weibern begleitet, und ſo kam er glücklich nach Velore.

Sobald ſeine Flucht ruchtbar wurde, rief die Armee ſofort den Seid-Mahomet, Sohn des Subder-Ally, zum Nabob aus. Dieſer war ein kleines Kind, und befand ſich mit ſeiner Mutter in Madras, wurde aber nunmehr aus dieſem Schutzorte genommen und nach dem Fort Vandiwaſch gebracht. Die Regierung des Landes wurde einem neu erwählten Duan aufgetragen.

1743. Dieſe Revolution im Carnatick geſchah zu einer Zeit, da Nizam-al-muluck nichts weiter von dem Hofe zu Delhi zu befürchten hatte; ſein Sohn Ghazi-Odin war vielmehr zum oberſten Feldherrn aller moguliſchen Heere ernannt worden. Er nahm ſich daher vor, den Carnatick zu bereiſen, verließ Golconda im Anfange des Jahrs 1743, und traf im folgenden März in Arcot ein. Sein ihn begleitendes Heer beſtand aus 80,000 Mann Cavallerie und 200,000 Mann Infanterie. Dieſe große Anzahl und der furchtbare Name ihres Anführers hielt alle Fürſten, durch deren Gebiet der Zug ging, vom Widerſtand ab, ſo daß man ruhig die Provinz Arcot erreichte. Nizam-al-muluck war über die hier herrſchende Anarchie ganz erſtaunt. Ein jeder Commendant eines Forts,

hatte er den Titel als Khan, der ſo viel als Heerführer bedeutet. Dieſer Titel ſcheint ſich mit der prieſterlichen Würde gar nicht zu vertragen; allein jedermann, der in Indoſtan zum Adel gehört, bekommt einen militäriſchen Grad, welcher vorausſezt, daß man eine beſtimmte Anzahl Reiter zum Dienſt des Kaiſers halten ſoll, obgleich ſelten darauf beſtanden wird. Mit dieſen Vorzügen geehrt, ging Anawar nach Gopeemahoo, und endigte hier ſeine Tage.

Sein Sohn Anwar-odean kam nach Hofe mit Empfehlungsſchreiben von ſeinem Vater, und erhielt den nämlichen Titel, den dieſer gehabt hatte. Nachher wurde er Befehlshaber von 500 Reitern, und Gouverneur des Diſtrikts von Goora-Gehanabad. Unglücksfälle, vielleicht auch unvorſichtiges Betragen, verhinderten ihn, die gewöhnlichen Abgaben ſeines Gouvernements zu entrichten, daher er es heimlich verließ und nach Amedabad ging. Hier gab ihm Gazi-odin Khan, der Subah der ſüdlichen Provinzen, einen anſehnlichen Poſten in der Stadt Surat; während der Zeit ſeine Freunde in Delhi, um Nachforſchungen zu verhindern, ſeinen Tod ausſprengten. Gazi-odin Khan ſtarb, und Nizam-al-muluck, ſein Sohn, folgte ihm in der Subahſchaft; dieſer ernannte den Anwar-odean zum Nabob von Yalore und Rajamundrum, welche Länder er von 1725 bis 1741 regierte. Als Nizam-al-muluck den vorgedachten Zug im Carnatick machte, übertrug er ihm einen der vornehmſten Poſten in Golconda, und wenig Tage nach dem Tode des Coja-Abdulla, erhielt er das erledigte Gouvernement vom Carnatick. Nizam-al-muluck

in ſeiner Abweſenheit die Regierung von Arcot übertragen hatte. Erſt im März des künftigen Jahrs machte er Anſtalten zur Rückkehr. Den Tag vor der beſtimmten Abreiſe nahm er vom Subah öffentlich Abſchied, der ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte; am folgenden Morgen aber fand man ihn todt im Bette. Sein Körper zeigte alle Kennzeichen des Gifts; da jedoch die Hand, von der es kam, nie entdeckt werden konnte, ſo wurde die That demjenigen zugeſchrieben, der durch dieſen Tod die größten Vortheile erhielt, und ſein Nachfolger im Carnatick wurde. Dies war Anwar-odean, der im April in Arcot anlangte.

Die Einführung dieſes Fremden war die Quelle vieler denkwürdiger Begebenheiten, die man hier erzählen, und der Nachwelt überliefern wird. Da indeſſen von dem Urſprung dieſes Mannes und von ſeinem Leben, ehe er Nabob wurde, ſo viele und ſo falſche Nachrichten verbreitet worden, ſo iſt es nöthig, hier unparteyiſch ſeine Geſchichte zu entwerfen.

Anawar, der Vater von Anwar-odean, war ein Mann von großer Gelehrſamkeit, und vorzüglich wegen der Auslegung des Korans berühmt. Er machte die Wallfahrt nach Mecca, ohne welcher es unter den Muhamedanern ſchwer iſt, den Ruf eines andächtigen Muſelmannes zu erhalten. Nach ſeiner Zurückkunft ernannte ihn Aurengzeb zu einem der Prieſter, deren Beſtimmung iſt, für die Geſundheit und das Glück des Monarchen täglich zu beten. Dieſe Bedienung war mit einer Penſion und mit dem Range eines Befehlshabers von 250 Reitern verknüpft; dabey

aufbewahrt, um den Mangel des Regens in den trokkenen Jahrszeiten zu erſetzen. Zu dieſem Endzwecke hat man ungeheure Waſſerbehälter angelegt, deren Bauart nicht allein, ſondern ſelbſt deren Ausbeſſerung bey Ueberſchwemmungen Koſten erfodern, welche die Kräfte des Landmanns weit überſteigen. Wenn daher der Geiz des Fürſten ſeine Hand von der Erhaltung dieſer Fruchtbarkeitsquellen abzieht, und er dennoch durchaus die gewöhnlichen Einkünfte verlangt, ſo drückt der geplagte Pachter den gemeinen Landmann, und das Elend des Volks wird vollkommen. Die Taxenſammler üben demungeachtet ihre Erpreſſungen zur Zeit der Dürre aus, von welcher der grauſame Geiz des Fürſten die vornehmſte Urſache geweſen iſt.

Es iſt daher nicht zu verwundern, daß die Provinz, die ſo lange unter der Familie des Sadatulla einer milden Adminiſtration genoſſen hatte, höchſt ungern die Ankunft eines Fremden ſah, der den Carnatick regieren ſollte. Der Sohn des Subder-Ally war der einzige, den die ganze Provinz zu ihrem Fürſten wünſchte.

Dieſe Zuneigung, und die Gefahr, das Volk auf einmal zu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen, veranlaßte daß Nizam-al-muluck vorgab, daß er die Nabobſchaft von Arcot dieſem Kinde geben wollte, ſobald er das männliche Alter erreicht haben würde. Zu gleicher Zeit erhielt Anwar-odean volle Gewalt, den Carnatick in dieſen Zwiſchenraume zu regieren, und der junge Prinz wurde ſeiner Sorgfalt übertragen. Von der großen Unſchicklichkeit, einen ſo delicaten Auftrag dem

Die Pä
Theile des Re
hamedanischen
Superiorität
bindung verla
sie auch in der
hat dieses bey
den Sitten ex
Physiognomie
Reiche auszei
denen sie diene
alle andre Un

bezeigen. Die bekannte Wildheit ihrer Gemüthsart, macht es gefährlich, ſie zu beſtrafen, ſelbſt wenn ſie es verdienen. Der Geiſt der Rache hat ſie mit dem Meuchelmord vertraut gemacht, daher ſie auch ſehr oft hierzu ihre Zuflucht nehmen, wenn ihre geringe Anzahl ſie unfähig macht, ſich öffentlich zu rächen. Die Pitanen alſo, die dem Subder-Ally gedient hatten, kamen täglich zu ſeinem Sohn, und verlangten mit großem Geſchrey ihren Sold.

Im Monat Juny wurde in dem Fort von Arcot das Vermählungsfeſt eines Verwandten des Subder-Ally gefeyert. Der junge Prinz, als das Haupt der Familie, wurde eingeladen bey der Ceremonie zu präſidiren. Man lud gleichfalls alle andre Verwandten ein, unter welchen mehrere Gouverneurs vom Carnatick waren; auch war Mortiz-Ally dabey. Man hatte dem Seid-Mahomed beygebracht, den Haß zu verbergen, den er natürlich bey dem Anblick des Mörders ſeines Vaters fühlen mußte, der hier in der Liſte ſeiner Freunde, und als ein eingeladener Gaſt erſchien. So ſind die Sitten eines indiſchen Hofes. Man glaubte, daß Mortiz-Ally ſeine Perſon bey dem Anfange einer neuen Adminiſtration nicht außerhalb Velore wagen würde; aber gegen dieſe Erwartung kam er nach Arcot, und ſtellte ſich dem jungen Prinzen als ein Hochzeitgaſt dar. Er wurde mit vieler Achtung von dem regierenden Nabob behandelt, der auch dem Feſte beywohnte.

An dem Vermählungstage traten zwölf Pitanen vor den jungen Prinzen, und verlangten ihren rückſtändigen Sold auf eine weit frechere Weiſe, als ſie

Manne ſelbſt zu geben, der die größten Vortheile davon haben mußte, wenn er ihn nicht getreu erfüllte, kann man argwohnen, daß Nizam-al-muluck in dieſer ganzen Sache verſteckt zu Werke ging. Die allgemeine Freude, mit welcher das Kind bey der Ankunft in der Provinz empfangen wurde, verdunkelte alle Huldigung, die man der oberſten Gewalt ſeines Vormunds leiſtete. Man kann vermuthen, daß der Interims-Nabob nicht ohne Eiferſucht dieſe Freudensbezeugungen wahrnahm. Indeſſen bezeigte er keine Unzufriedenheit bey ſeiner Behandlung des jungen Prinzen; im Gegentheil ließ er ihn mit einer ſeiner Geburt angemeſſenen Pracht leben, und wies ihm den Palaſt in dem Fort von Arcot zu ſeiner Reſidenz an. Hier lebte der junge Seid-Mahomed einige Zeit ohne weitere Unruhe, als diejenige, die ihm die Klagen einer Schaar pitaniſcher Soldaten verurſachten, die ſeinem Vater gedient hatten, und einen anſehnlichen rückſtändigen Sold verlangten.

Die Pitanen, deren Land in dem nördlichſten Theile des Reichs liegt, ſind die bravſten von den muhamedaniſchen Soldaten in Indoſtan. Da ſie ihre Superiorität kennen, und ſich auf die National-Verbindung verlaſſen, die unter ihnen herrſcht, ſo zerſtreut ſie auch in dem Dienſt verſchiedener Fürſten ſind, ſo hat dieſes bey ihnen eine Inſolenz und Kühnheit in den Sitten erzeugt, wodurch ſie ſowohl, als durch ihre Phyſiognomie, ſich von allen andern Menſchen im Reiche auszeichnen; ſie erweiſen ſelbſt den Fürſten, denen ſie dienen, bey weitem nicht die Ehrfurcht, die alle andre Unterthanen den Beherrſchern Indoſtans

bezeigen. Die bekannte Wildheit ihrer Gemüthsart, macht es gefährlich, ſie zu beſtrafen, ſelbſt wenn ſie es verdienen. Der Geiſt der Rache hat ſie mit dem Meuchelmord vertraut gemacht, daher ſie auch ſehr oft hierzu ihre Zuflucht nehmen, wenn ihre geringe Anzahl ſie unfähig macht, ſich öffentlich zu rächen. Die Pitanen alſo, die dem Subder-Ally gedient hatten, kamen täglich zu ſeinem Sohn, und verlangten mit großem Geſchrey ihren Sold.

Im Monat Juny wurde in dem Fort von Arcot das Vermählungsfeſt eines Verwandten des Subder-Ally gefeyert. Der junge Prinz, als das Haupt der Familie, wurde eingeladen bey der Ceremonie zu präſidiren. Man lud gleichfalls alle andre Verwandten ein, unter welchen mehrere Gouverneurs vom Carnatick waren; auch war Mortiz-Ally dabey. Man hatte dem Seid-Mahomed beygebracht, den Haß zu verbergen, den er natürlich bey dem Anblick des Mörders ſeines Vaters fühlen mußte, der hier in der Liſte ſeiner Freunde, und als ein eingeladener Gaſt erſchien. So ſind die Sitten eines indiſchen Hofes. Man glaubte, daß Mortiz-Ally ſeine Perſon bey dem Anfange einer neuen Adminiſtration nicht außerhalb Velore wagen würde; aber gegen dieſe Erwartung kam er nach Arcot, und ſtellte ſich dem jungen Prinzen als ein Hochzeitgaſt dar. Er wurde mit vieler Achtung von dem regierenden Nabob behandelt, der auch dem Feſte beywohnte.

An dem Vermählungstage traten zwölf Pitanen vor den jungen Prinzen, und verlangten ihren rückſtändigen Sold auf eine weit frechere Weiſe, als ſie

bisher gezeigt hatten. Man rechnet es hier für die höchſte Beleidigung, die einem Soldaten wiederfahren kann, wenn man ihm mit Verachtung befiehlt ſich weg zu begeben; wird hiebey Gewalt gebraucht, ihn zu entfernen, ſo rächt er es gewöhnlich auf der Stelle mit Blut. Dieſe Betrachtungen waren nicht hinreichend, dem Eifer von Seid-Mahomeds Bedienten Einhalt zu thun, die über dieſe Beleidigung erbittert waren. Da ſie fanden, daß Vorſtellungen nichts fruchteten, ſo packten ſie die Pitanen an, und warfen ſie zum Palaſt hinaus. Sie litten es mit weniger Widerſtand, als man bey einer ſolchen Behandlung von ſo hochmüthigen Soldaten erwartet hatte. Noch denſelben Tag kamen ſie wieder zum Seid-Mahomed und entſchuldigten ihr unanſtändiges Betragen. Dieſe Unterwürfigkeit löſchte allen weitern Argwohn aus.

Seid-Mahomed, Mortiz-Ally, und die meiſten Hochzeitsgäſte waren verſammelt, als die Nachricht gebracht wurde, daß Anwar-odean ſich näherte; der junge Prinz ſtand von ſeinem Sitz auf und ging in den Vorhof des Palaſtes, um ſeinen Vormund zu empfangen. Alle andre Gäſte, nebſt vielen Offiziers und Soldaten begleiteten ihn. Die zwölf Pitanen nebſt ihrem Anführer, die ſchon zweymal dageweſen waren, zeigten ſich auch im Vorhofe, und beeiferten ſich durch Geberden dem Seid-Mahomed große Ehrfurcht zu bezeigen. Nach dieſen Ceremonien näherte ſich ihr Anführer dem Prinzen mit niedergeſchlagenen Augen, als wenn er wegen des Vorgefallenen nochmals um Verzeihung bitten wollte, ſobald er aber ihn erreis-

chen konnte, zog der Mörder einen Dolch hervor, und ſtieß ihn dem Prinzen ins Herz.

Tauſend Schwerter und Dolche wurden in einem Augenblick gezuckt, und der Mörder auf der Stelle in Stücken gehauen. Zehn von ſeinen Kameraden hatten daſſelbe Schickſal. Während dieſer blutigen Scene langte Anwar-odean an, und bemühete ſich den erſchrecklichen Tumult zu ſtillen: er gab alle nöthigen Befehle, um die Verſchwornen zu entdecken, denn das Volk war durchgehends der Meynung, daß die Pitanen zu dieſer Mordthat gedungen worden wären.

Alle, die den jungen Prinzen leblos liegen ſahn, erinnerten ſich mit Schmerzen an den Tod ſeines Vaters in Velore. Man hatte ſchon Verdacht auf Moriz-Ally geworfen, als man hörte, daß er bey dieſer allgemeinen Verwirrung ſich aus dem Staube gemacht hätte; ein großer Trupp Reiter, und andre Soldaten zu ſeinem Gefolge gehörig, hatten ihn vor dem Thore des Forts erwartet, und ſo hatte er ſeinen Weg nach Velore genommen. Dieſe ſo ſchleunige Flucht ließ keinen Zweifel übrig, daß er der Urheber des Mords ſey. Man hörte nun nichts als Fluchen und Verwünſchungen über ſein Haupt, da er, nicht zufrieden den Vater umgebracht zu haben, auch jezt den unſchuldigen und vielgeliebten Seid-Mahomed ermorden mußte. Das Volk ſah ſich gezwungen, ſeine Wuth blos in Worten einzuſchränken; denn die Stärke der Eſcorte des Moriz-Ally erfoderte einen größern Haufen Reiterey, ihn zu verfolgen, als man in der Geſchwindigkeit zuſammen bringen konnte, da Velore

der ebenfalls eine Revolution zum Vortheil des Seid-Mahomed fürchtete, und die Rache dieſes Prinzen wegen dem Tode ſeines Vaters beſorgen mußte, die Meuchelmörder gedungen habe, nachdem er zuvor des Schutzes von Anwar-odean verſichert geweſen wäre.

Die Geheimniſſe der indoſtaniſchen Prinzen ſind ſehr ſchwer zu entdecken. In Sachen von Wichtigkeit wird nie etwas ſchriftlich abgefaßt, außer in den zweydeutigſten Ausdrücken. Iſt der Gegenſtand von Bedeutung, ſo wird das Geheimniß einem Boten anvertraut, der gewöhnlich ein Mann von gemeinem Stande, aber voller Liſt iſt. Dieſer bringt einen Empfehlungsbrief des Inhalts: daß man dem Ueberbringer in allem, was er ſagt, trauen könne. Ein ſo unbeſtimmter Auftrag hat den Vortheil, daß der Vornehme, der ihn giebt, immer zurück treten und ſeinen Agenten Preiß geben kann. Dies geſchieht auch allemal, ſobald das Geheimniß entdeckt wird. Daher kann das Volk in Indien die Handlungen ihrer Beherrſcher nicht anders beurtheilen, als nach Wahrſcheinlichkeiten und der allgemeinen Meynung von ihren Charakteren. Die Staatsverfaſſung und Mängel der Regierung haben den Großen Gift und Dolch als die beſten Mittel angewieſen, diejenigen aus dem Wege zu räumen, die dem Ehrgeiz anderer hinderlich ſind; daher die Geſchichte eines Jahrhunderts in Indien mehr Beyſpiele dieſer Art liefert, als man in der Hälfte der europäiſchen Königreiche ſeit Karls des Großen Zeiten findet. Dieſe häufigen Schandthaten verurſachen, daß ſelbſt natürliche Todesfälle ſehr oft

denen zugeſchrieben werden, die am meiſten Vortheile daraus ziehn. Nach dieſen Grundſätzen ſchrieben die Carnaticker den Mord Seid-Mahomeds dem Anwar-odean zu, ob ſie gleich keine wirklichen Beweiſe davon hatten. Der Verdacht war vorzüglich auf den Umſtand gegründet, daß der ſtrafbare Mortiz-Ally es ohne Bedenken gewagt hatte, vor ihm zu erſcheinen.

Anwar-odean leugnete aufs äußerſte, nie eine Verbindung mit Mortiz-Ally gehabt zu haben, dem er allein den Mord zuſchrieb, da es bewieſen wurde, daß die Pitanen oft bey ihm in Velore geweſen wären, und viele Geſchenke von ihm erhalten hätten; Mortiz-Ally hingegen ſchob die Beſchuldigung zurück, allein ohne Beweiſe beyzubringen.

Obgleich Anwar-odean ſeine Unterthanen von ſeiner Unſchuld nicht überführen konnte, ſo glückte es ihm doch, ſeinen Oberherrn Nizam-al-muluck davon zu überzeugen. Dieſer Subah, der nichts gern halb that, glaubte ihn unterſtützen zu müſſen, er ernannte ihn daher jezt zum wirklichen Nabob von Arcot, ſo laut auch das Volk dagegen ſchrie.

1744 Der Krieg brach nun zwiſchen Großbritannien und Frankreich aus, daher eine Eſcadre von engliſchen Kriegsſchiffen in den indiſchen Meeren erſchien. Sie beſtand aus zwey Schiffen von ſechzig Kanonen, einem von funfzig, und einer Fregatte von zwanzig Kanonen. Dieſe Schiffe ſegelten nicht gerade nach den engliſchen Beſitzungen zu, ſondern kreuzten in zwey Abtheilungen in den Straßen von Sunda und Malacca. Hier nahmen ſie drey franzöſiſche Schiffe weg, die aus China nach Europa zurückſegelten, und eins,

das von Manilla nach Pondichery wollte. Die Ladungen waren 180,000 Pf. Sterling werth. Im July erſchien dieſe Eſcadre auf der Küſte von Coromandel, zu einer Zeit, wo die Garniſon in Pondichery nur aus 436 Europäern beſtand, die Feſtungswerke noch nicht zu Stande gebracht waren, und man von keinen engliſchen Kriegsſchiffen in Indien etwas wußte.

Dieſe Erſcheinung der Engländer und die Nachricht, daß man noch mehr Verſtärkung aus England erwarte, beunruhigte Dupleix, den Gouverneu von Pondichery. Er brachte den Nabob Anwar-odean dahin, die Regierung von Madras zu vermögen, daß die engliſchen Kriegsſchiffe wider die franzöſiſchen Beſitzungen in Arcot keine Feindſeligkeiten begingen; dabey aber verſicherte der Nabob den Engländern, daß er die Franzoſen dazu bringen wollte, eben dieſe Neutralität zu beobachten, im Fall künftig ihre Macht in Indien ſtärker als die engliſche ſeyn ſollte. Die Regierung in Madras antwortete, daß man ſehr bereit wäre, ſein Verlangen zu erfüllen, in ſo fern es in ihrer Macht ſtünde, daß aber der Befehlshaber der engliſchen Kriegsſchiffe, Commodore Barnet, unmittelbar in Dienſten des Königs von Großbritannien ſtände, und deſſen Befehle vollzöge, ohne ſie erſt darum zu fragen. Der Nabob erwiederte, daß alle Engländer, die nach der Küſte von Coromandel kämen, ohne Ausnahme verbunden wären, ſeine Autorität im Carnatick zu reſpectiren, und daß, wenn die engliſche Flotte wider ſeine jezt gegebenen Befehle handelte, die Stadt Madras dafür büßen ſollte.

nach der Schlacht nach Bengalen zur Ausbeſſerung führen mußte.

Den folgenden Tag hielt Peyton Kriegsrath, da man denn nicht für rathſam hielt, ein zweytes Treffen zu wagen, bis man die Schiffe ausgebeſſert hätte. Dieſem Entſchluße zu folge, ſegelten die Engländer nach dem Hafen Trinconomaly in der Inſel Ceylon. Sie fuhren bey der franzöſiſchen Eſcadre vorbey, welche Miene machte das Gefecht zu erneuern. Dieſes war aber nichts anders als eine Maske des la Bourdonnais, um die Engländer davon abzuhalten, was er am meiſten fürchtete; denn faſt alle ſeine Schiffe hatten den größten Theil ihrer Munition verſchoſſen, und einige derſelben hatten nur noch auf vierundzwanzig Stunden Lebensmittel am Bord. Er eilte daher nach Pondichery zu kommen, wo Dupleix Gouverneur der franzöſiſchen oſtindiſchen Compagnie war, unter deſſen Befehl alle Beſitzungen ſeiner Nation in Indien ſtanden, nur allein die Inſeln Mauritius und Bourbon ausgenommen. Von dieſen war la Bourdonnais Gouverneur, dem auch alle Operationen der Flotte, unabhängig von Dupleix, anvertraut waren.

Der Ruhm und die Reichthümer, die la Bourdonnais wahrſcheinlich bey dieſer Ausrüſtung einärnten würde, erregten die Eiferſucht des Dupleix. Es entſtanden unter ihnen bald Uneinigkeiten, aber der patriotiſche Eifer des la Bourdonnais duldete nicht, daß das Intereſſe ſeiner Nation dabey aufgeopfert würde. Da er wohl einſah, daß ſeine Truppen nicht zu Lande mit gutem Erfolg gebraucht werden konnten,

das Schiff des Befehlshabers, das 70 Kanonen führte. Dies leztere ausgenommen, waren alle Schiffe auf mehr Kanonen gebaut, als la Bourdonnais fähig geweſen war anzuſchaffen; fünf derſelben hatten Schießlöcher für 50 Kanonen. Die Beſatzung dieſer Flotte beſtand in 3300 Mann, von welchen 700 Kaffern oder Laſcars waren.

Die engliſche Eſcadre enthielt ein Schiff von 60 Kanonen, drey von 50, eins von 40, und eine Fregatte von 20 Kanonen, die aber zu klein war, um ins Treffen gebracht zu werden. Die Mannſchaft war nicht halb ſo ſtark als auf der franzöſiſchen Flotte, dagegen hatten die Engländer den Vortheil ſchwerer Kanonen, beſſer ſegelnder Schiffe, und weit geſchickterer Seeleute.

la Bourdonnais, der die Stärke und Schwäche ſeiner Eſcadre kannte, hatte beſchloſſen, im Treffen die engliſchen Schiffe wo möglich zu entern. Peyton, der engliſche Befehlshaber, der dieſe Abſicht wahrnahm, gewann dem Feinde den Wind ab, in welcher Lage das Entern nicht ſtatt finden konnte. Es war erſt ſpät nach Mittag, als das Treffen anfing, und in ſolcher Entfernung fortgeſezt wurde, daß das Feuer des kleinen Gewehrs von den franzöſiſchen Schiffen wenig Schaden thun konnte; dagegen die Kanonen der Engländer mehr Wirkung thaten. Das Gefecht endigte ſich mit Anbruch der Nacht, die Engländer verloren fünfunddreyſig und die Franzoſen dreihundert Mann. Eins von den franzöſiſchen Schiffen von 30 Kanonen war ſo übel zugerichtet, daß man es ſogleich

Dieſes Etabliſſement war ſeit hundert Jahren das vornehmſte Beſitzthum der Engländer auf der Küſte von Coromandel geweſen. Es war auf einem Grund angelegt, den der Große-Mogul der oſtindiſchen Compagnie geſchenkt hatte, und erſtreckte ſich fünf engliſche Meilen längs dem Seeufer, und eine Meile landeinwärts. Die Stadt hatte drey Abtheilungen; die ſüdliche war ungefähr vierhundert engliſche Ellen lang und hundert breit. Niemand als Engländer, oder andre Europäer unter ihrem Schutz wohnten in dieſem Theil, der damals funfzig wohlgebaute Häuſer, desgleichen eine anglicaniſche und eine katholiſche Kirche nebſt der Factorey und andern der Compagnie zugehörigen Gebäuden enthielt; ſie war umringt mit einer ſchlechten Mauer, und von vier Baſtionen vertheidigt, dieſe aber waren ſehr mangelhaft angelegt, und hatten keine Außenwerke. Dies Quartier war in Europa lange Zeit unter dem Namen Fort St. Georg bekannt geweſen, in Indien nannte man es die weiße Stadt. Nach Norden zu daranſtoßend, war die andre Abtheilung, weit größer und ſchlechter befeſtigt; hierin befanden ſich viele ſehr gute Wohnungen, die den Armeniern und reichen indiſchen Kaufleuten zugehörten; dies Quartier nannte man die ſchwarze Stadt. Die dritte Abtheilung war eine Vorſtadt, wo die Indier aller Volksklaſſen unter einander wohnten. Außerdem lagen vor der Stadt noch zwey große und ſehr volkreiche Dörfer, die ebenfalls von Indiern bewohnt waren.

Der Handel von England nach der Küſte von Coromandel, nebſt dem Handel, den die Kaufleute

bis die engliſche Eſcadre entweder ruinirt, oder gezwungen wäre, die Küſte von Coromandel zu verlaſſen, ſo beſchloß er ſie aufzuſuchen, ſobald ſeine Schiffe ausgebeſſert und mit einer Anzahl von ſchweren Kanonen verſehn ſeyn würden.

Den 24ſten Julius ſegelte er von Pondichery ab, und entdeckte den 6ten Auguſt die engliſche Eſcadre. Dieſe aber vermied ein Gefecht, da ſie die Vermehrung der ſchweren Kanonen beym Feinde wahrnahm. Beide hatten ſich einander drey Tage lang im Geſicht, bis endlich die engliſchen Schiffe, die beſſer ſegelten, verſchwanden. La Bourdonnais ging nach Pondichery zurück, in der Meynung daß die Engländer bald wieder erſcheinen würden, um ſeine fernern Operationen zu hemmen; da er aber durch die lezte Vermeidung eines Treffens aufgemuntert wurde, ſo beſchloß er nun Madras zu belagern.

Die Engländer, die von dieſen Zurüſtungen in Pondichery hörten, verlangten nun von dem Nabob die Erfüllung ſeines Verſprechens, nämlich die Franzoſen abzuhalten, Feindſeligkeiten zu Lande zu begehn. Aber ſie unterließen hiebey das wirkſamſte Mittel zu gebrauchen, da ſie dieſes Anliegen um ſeinen Beyſtand nicht mit einem Geſchenk an Gelde begleiteten. Dieſe ſo übel angebrachte Sparſamkeit ließ den Nabob ſo kalt bey ihrem Intereſſe, daß, obgleich er an Dupleix eben keine ausdrückliche Erlaubniß ertheilte, er doch ihren Zurüſtungen keinen Einhalt that, ja nicht einmal Drohungen brauchte, um die Franzoſen von dem Angriff von Madras abzuhalten.

Dieſes Etabliſſement war ſeit hundert Jahren das vornehmſte Beſitzthum der Engländer auf der Küſte von Coromandel geweſen. Es war auf einem Grund angelegt, den der Große-Mogul der oſtindiſchen Compagnie geſchenkt hatte, und erſtreckte ſich fünf engliſche Meilen längs dem Seeufer, und eine Meile Landeinwärts. Die Stadt hatte drey Abtheilungen; die ſüdliche war ungefähr vierhundert engliſche Ellen lang und hundert breit. Niemand als Engländer, oder andre Europäer unter ihrem Schutz wohnten in dieſem Theil, der damals funfzig wohlgebaute Häuſer, desgleichen eine anglicaniſche und eine katholiſche Kirche nebſt der Factorey und andern der Compagnie zugehörigen Gebäuden enthielt; ſie war umringt mit einer ſchlechten Mauer, und von vier Baſtionen vertheidigt, dieſe aber waren ſehr mangelhaft angelegt, und hatten keine Außenwerke. Dies Quartier war in Europa lange Zeit unter dem Namen Fort St. Georg bekannt geweſen, in Indien nannte man es die weiße Stadt. Nach Norden zu daran ſtoßend, war die andre Abtheilung, weit größer und ſchlechter befeſtigt; hierin befanden ſich viele ſehr gute Wohnungen, die den Armeniern und reichen indiſchen Kaufleuten zugehörten; dies Quartier nannte man die ſchwarze Stadt. Die dritte Abtheilung war eine Vorſtadt, wo die Indier aller Volksklaſſen unter einander wohnten. Außerdem lagen vor der Stadt noch zwey große und ſehr volkreiche Dörfer, die ebenfalls von Indiern bewohnt waren.

Der Handel von England nach der Küſte von Coromandel, nebſt dem Handel, den die Kaufleute

verſchiedener Nationen von einem Theile von Indien nach dem andern führten, hatte Madras zu einem Grad von Reichthum und Ruf erhoben, daß es von allen europäiſchen Beſitzungen in Indien nach Batavia und Goa den Rang hatte. Es lebten hier in dieſem kleinen Erdraume 250,000 Menſchen, der größte Theil Indier von verſchiedenen Caſten und Religionen; unter dieſen waren drey bis vier tauſend von den indiſchen Chriſten, die ſich Portugieſen nennen, und vorgeben von dieſer Nation abzuſtammen. Die engliſche Colonie beſtand nur aus dreyhundert Mann; zweyhundert derſelben machten die Beſatzung aus; von dieſer aber waren nicht mehr als ein paar Offiziers, die je im Kriege geweſen waren. Die übrigen Engländer, die blos zu Handlungsgeſchäften erzogen worden, waren für den Kriegsdienſt noch untauglicher. Indeſſen hing die Vertheidigung des Orts von dieſer geringen Anzahl Engländer ab, da man überzeugt war, daß die übrigen Einwohner bey der Annäherung der Gefahr ſogleich die Flucht ergreifen würden.

Den 18ten Auguſt erſchien die franzöſiſche Flotte und belagerte die Stadt, ohne ihr jedoch Schaden zu thun. Sie verſuchten ein der engliſchen Compagnie gehöriges Schiff wegzunehmen; allein ſie betrugen ſich dabey ſo ungeſchickt, daß man deutlich die Abweſenheit des la Bourdonnais wahrnehmen konnte, der damals in Pondichery krank lag.

Der Hauptendzweck, weshalb die engliſche Eſcadre nach Indien geſchickt wurde, war, die Beſitzungen der Engländer auf der Küſte von Coromandel zu beſchützen; man erwartete ſie alſo ſtündlich bey

Madras zu sehn, ob man gleich hier seit sechs Wochen nichts von ihr gehört hatte. Die Bestürzung in der Stadt gränzte daher nahe an Verzweiflung, als man vernahm, daß sie nach Bengalen gesegelt wäre.

Den 3ten September langten die übrigen französischen Kriegsschiffe bey Madras an, welche die Truppen und das Belagerungsgeschütz am Bord hatten. Ein Theil der Soldaten landete, und rückte bis auf einen Kanonenschuß gegen die Stadt. Dies Belagerungscorps bestand aus 1100 Europäern, 400 Kaffern, und 400 Indiern, die nach europäischer Art disciplinirt waren; 1800 Seesoldaten und Matrosen aber blieben auf den Schiffen.

La Bourdonnais, der nun selbst gegenwärtig war, richtete seinen Angriff gegen die weiße Stadt, und ließ sie aus neun Mörsern bombardiren. Das Feuer war so lebhaft und anhaltend, daß den dritten Tag zwey Engländer als Abgeordnete ins französische Lager kamen, um mit la Bourdonnais zu tractiren, der darauf bestand, daß die Stadt ihm auf Discretion übergeben werden sollte, im Weigerungsfall drohte er mit einem Generalsturm. Die Furcht vor der Rückkehr der englischen Escadre bestimmte diesen Entschluß, der durch eine Erneuerung des Bombardements bekräftigt wurde. Es kamen neue Deputirte, kehrten aber auch fruchtlos zurück, bis man endlich den 10ten September übereinkam, die Bedingungen des Siegers einzugehn. Alle Engländer wurden Kriegsgefangene, und die Stadt mußte sogleich übergeben werden, jedoch mit dem Versprechen, daß sie hernach, und zwar gegen eine erträgliche Summe, ranzionirt werden sollte.

La Bourdonnais nahm nun von der Stadt Beſitz, und pflanzte die franzöſiſche Flagge auf die Wälle. Von den Franzoſen kam während dieſer Belagerung auch nicht ein einziger Mann ums Leben, dagegen wurden fünf Engländer in der Stadt durch Bomben getödtet.

Von dieſer Periode an iſt es ſehr intereſſant, die Fortſchritte zu bemerken, welche die Engländer in Indoſtan in der Kriegskunſt, und überhaupt in ihren kriegeriſchen Unternehmungen gemacht haben.

Man erlaubte den engliſchen Einwohnern, ungeſtört ihre Häuſer zu bewohnen, aber die Magazine der oſtindiſchen Compagnie wurden von den Franzoſen in Empfang genommen. Den nämlichen Tag, da Madras überging, kam ein Bote vom Nabob Anwarodean zu Pondichery an. Er war zu deſto größerer Beſchleunigung auf einem Kameel abgefertigt worden, um Dupleix einen Brief zu überbringen, worin der Nabob ſein Erſtaunen über die Kühnheit der Franzoſen zeigte, Madras ohne ſeine Erlaubniß anzugreifen, wobey er drohete, ſeine Truppen dahin zu ſchicken, wenn die Belagerung nicht ſogleich aufgehoben würde. Dupleix ſandte ſeinem Agenten in Arcot Befehle zu, den Nabob zu beruhigen, mit dem Verſprechen, daß man die Stadt, wenn ſie eingenommen würde, ihm überliefern wolle; da denn die Engländer ſehr willig ſeyn würden, ihm für die Rückgabe eine große Summe Geldes zu bezahlen. Hiedurch gab Dupleix zuerſt zu erkennen, daß er glaubte, das Recht, über Madras zu ſchalten, käme ihm als General-Gouverneur der franzöſiſchen Beſitzungen in Indien zu.

la Bourdonnais aber, der dieſe Autorität nicht anerkennen wollte, fuhr fort ſeinem Verſprechen gemäß mit den Engländern wegen der Ranzion der Stadt zu tractiren. Gegen dieſen Tractat proteſtirte die Regierung von Pondichery als gegen eine Maaßregel, die dem Intereſſe ihrer Nation höchſt ſchädlich ſey, das durchaus verlangte, daß Madras dem Erdboden gleich gemacht würde. Es entſtanden hieraus Streitigkeiten, die glücklicherweiſe für die engliſchen Angelegenheiten vielen Uebeln vorbeugten, die wahrſcheinlich die Engländer hätten befallen müſſen, wenn die Feinde einig geweſen wären. Denn den 27ſten September langten drey Kriegsſchiffe in Pondichery an, eins von 72, die andern von 40 Kanonen, mit 1360 Mann beſezt. Vermittelſt dieſer Verſtärkung waren die Franzoſen ſtark genug, alle übrigen engliſchen Beſitzungen in Indoſtan zu erobern. Dieſes war auch die Beſtimmung und Abſicht des la Bourdonnais, und er würde auch dieſen Entwurf ausgeführt haben, wenn alle ſeine Operationen nicht durch Dupleix und den Rath in Pondichery gehemmt worden wären.

Inzwiſchen wurde die Beute aus Madras nach Pondichery geſchickt. Dupleix wollte durchaus von der Ranzion nichts hören, und la Bourdonnais war entſchloſſen, nicht eher Madras zu verlaſſen, bis dieſer Gouverneur den Tractat genehmigt hätte. Seine Erfahrung im Seeweſen ließ ihn jedoch völlig die Gefahr voraus ſehn, welcher ſeine Schiffe ausgeſetzt waren, wenn ſie in dieſer kritiſchen Jahreszeit länger auf der Küſte von Coromandel blieben.

In Indien iſt das Jahr in zwey Jahrszeiten abgetheilt. Vom October bis zum März wehen die Nordwinde, und die übrigen Monate die Südwinde. Dieſe Jahrszeiten werden von den Seeleuten Monſuns genannt. Der Uebergang von einer zur andern geſchieht vermittelſt einer Zwiſchenzeit von ungefähr zwanzig Tagen, während welchen Windſtille, oder unbedeutende und ungewiſſe Winde herrſchen. Auf der Küſte von Coromandel fängt die nordiſche Monſun bisweilen mit einem Orkan an; iſt der Anfang aber gemäßigt, ſo fällt das ſtürmiſche Wetter zu verſchiedenen Zeiten ein, bis zur Mitte des Decembers; daher hält man es für gefährlich, daß Schiffe auf der Küſte nach dem 15ten October bleiben, oder vor dem 20ſten December hier wieder zurück kommen.

Den 2ten October war das Wetter ſehr ſchön; um Mitternacht aber entſtand ein ſchrecklicher Sturm, der bis zum folgenden Tage dauerte. Sechs franzöſiſche Schiffe, die nahe an der Küſte vor Anker lagen, waren bey Tagesanbruch verſchwunden. Das 70 Kanonen Schiff verlor alle Maſten; ein gleiches Schickſal hatten drey andre Kriegsſchiffe. Das Waſſer drang mit ſolcher Gewalt hinein, daß die Beſatzungen alle Augenblick unterzugehen befürchteten, ſie hatten daher alle Kanonen des untern Raums über Bord geworfen. Zwanzig andre Schiffe, die verſchiedenen Nationen gehörten, ſcheiterten entweder an der Küſte, oder wurden in den Wellen begraben.

Die beiden mit Beute von Madras beladenen Schiffe lagen in dieſer Zeit bey Pondichery vor Anker, wo ſie von dem Sturm nichts gewahr wurden.

Es iſt hiebey zu bemerken, daß die Wuth dieſer Orkane ſich mehrentheils 60 bis 70 engliſche Meilen weit erſtreckt, nachher aber werden ſie gemäßigt, wenn ſie über den bengaliſchen Meerbuſen ſtreifen.

Der Ranzions-Tractat war den Tag vor dem Sturm in Ordnung gebracht worden. Man war übereingekommen, daß die Franzoſen den 4ten October die Stadt räumen ſollten. Nach einem der Artikel, wurde die in der Stadt zurückgebliebene Artillerie und Munition zwiſchen den Franzoſen und Engländern getheilt. Dupleix hatte den la Bourdonnais wiſſen laſſen, daß er ſich von allen Verhandlungen mit den Engländern gänzlich losſagte, wenn die Franzoſen nicht ſo lange im Beſitz von Madras blieben, als nöthig wäre, alle den Tractat betreffende Streitigkeiten in Ordnung zu bringen. La Bourdonnais ſtellte daher den Engländern die Nothwendigkeit vor, zu welcher ihn die Hartnäckigkeit des Dupleix gebracht hätte, auf drey Monat den Termin zu verlängern, den er zur Ueberlieferung der Stadt angeſezt hätte. Die Engländer bewilligten dieſen Antrag, aus Furcht dem Haß des Dupleix überlaſſen zu werden.

Alle der oſtindiſchen Compagnie gehörige Kaufmannsgüter, nebſt der mitgenommenen Munition und den Seebedürfniſſen, betrugen nach Angabe der Franzoſen 130,000 Pf. St., das Gold und Silber wurde 31000 Pf. St. geſchätzt; die Hälfte des Geſchützes aber auf 24000 Pf. St. Das Privateigenthum eines jeden blieb hiebey unangetaſtet. Man kam nun überein, daß die Franzoſen die Stadt vor Ende des folgenden Januars räumen, da denn die

Engländer den ganzen Krieg über nicht weiter von ihnen angegriffen werden sollten. Auf diese Bedingungen versprach die Regierung in Madras 1100,000 Pagoden, oder 440,000 Pf. St. zu bezahlen. Hievon sollten 240,000 in sechs Terminen erlegt werden, und zwar vor dem October 1749; für die übrigen 200,000 Pf. St. wurden Wechsel auf die ostindische Compagnie in London gezogen. Für die Erfüllung dieses Tractats gaben die Engländer Geißel.

Dupleix ernannte nun einen Gouverneur von Madras, den la Bourdonnais förmlich einsezte, und sodann nach Pondichery zurücksegelte. Er hielt sich hier aber nicht lange auf, sondern segelte den 20sten October mit sieben Schiffen wieder ab, in der Absicht nach Achin zu gehen. Er machte von dieser Escadre zwey Abtheilungen, eine aus vier Schiffen bestehend, die in gutem Stande waren, und die andre aus drey Schiffen, die bey dem Orkan sehr gelitten hatten, unter denen sich sein eigenes von 70 Kanonen befand. Da diese zweite Abtheilung überdem nun mit Stürmen und widrigen Winden zu kämpfen hatte, so war es unmöglich den bestimmten Hafen zu erreichen, daher la Bourdonnais den Lauf nach der Insel Mauritius nahm, und auch glücklich im December daselbst anlangte. Er ging bald nachher nach Frankreich, und verließ seine Insel, die er aus einer wild verwachsenen Wüste zu einer blühenden Colonie umgeschaffen, und zum Kriegsmagazin der Franzosen in Ostindien gemacht hatte.

Wie grausam dieser große Mann bey der Ankunft in seinem Vaterlande behandelt wurde, ist jedermann

waren, die Pondichery erhalten hatte. La Bourdonnais hinterließ bey ſeinem Abzuge zwölfhundert Mann diſciplinirter Truppen, außerdem würden vierhundert und funfzig Soldaten aus den lezt in Indien angekommenen Schiffen genommen, desgleichen mußten neunhundert Matroſen ihre Schiffe verlaſſen, um zu Landſoldaten gemodelt zu werden. Durch dieſe Maaßregeln ſtieg das Corps der franzöſiſchen Truppen in Pondichery bis auf 3000 Europäer.

Der Nabob Anwar-odean wurde bald gewahr, daß die Verſprechung des Dupleix, ihm Madras zu überliefern, nichts als ein politiſcher Fechterſtreich geweſen war, um ihn abzuhalten, den Engländern während der Belagerung dieſer Stadt beyzuſtehn. Er beſchloß daher, dieſe Beleidigung zu rächen, und das von den Franzoſen beſezte Madras ſelbſt zu belagern, da er keinen Augenblick zweifelte, es den Franzoſen eben ſo leicht abzunehmen, als dieſe es von den Engländern genommen hatten. Dieſe Vorſtellung hatte ihren Grund in ſeiner gänzlichen Unkunde der Kriegsfähigkeiten der Europäer, da dieſe noch nie hier entwickelt worden waren; im Gegentheil hatten alle europäiſche Nationen bisher immer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen die mogulſche Regierung bewieſen. Er bildete ſich daher ein, daß dieſes unterwürfige Betragen aus Furcht vor der größern Tapferkeit der Mohren veranlaßt würde.

Das nach Madras unter Anführung ſeines älteſten Sohnes Maphuze-Khan abgeſandte Heer beſtand aus 10,000 Mann, mit welchem die Stadt umringt wurde. Man ſchickte zwey Deputirten her-

aus, um mit ihm zu tractiren, die aber zu Gefangenen gemacht wurden. Der franzöſiſche Commendant hatte von Dupleix Befehl erhalten, die Feindſeligkeiten ſo lange als möglich zu verſchieben. Maphuze-Khan ſchrieb dieſe Unthätigkeit der Furcht zu, und da er Nachricht von den Angriffs-Maaßregeln einzog, deren ſich la Bourdonnais bey der Belagerung des Orts bedient hatte, ſo beſchloß er ſie nachzuahmen. Man brachte große Haufen von Reißbündeln und Erde auf den Fleck zuſammen, wo die Franzoſen eine ihrer Mörſerbatterie aufgeführt hatten. Hier wurden ihre Kanonen aufgepflanzt, die aber ſo alt und unbrauchbar waren, daß ſie nicht ohne Gefahr losgebrannt werden konnten.

Die Belagerer wollten die ſchwarze Stadt ſtürmen, deren Mauern niedrig und die Baſtionen ſehr ſchwach waren, allein nunmehr fingen die Franzoſen auch ihrer Seits zu feuern an, und trieben die Feinde fort, da ſie denn ſich nicht eher ſezten, bis ſie von den Kanonen nicht mehr erreicht werden konnten. Den folgenden Tag, als den 22ſten October, marſchirten die Belagerten, 460 Mann ſtark, mit zwey Feldſtücken aus der Stadt, und griffen eine Abtheilung der feindlichen Armee an, die abgeſondert campirte. Die Reiterey war ſogleich in Bewegung, und rückte muthig vor, da ſie nie die Wirkung von europäiſchem Geſchüz erfahren hatte. Die Mohren träumten nicht die Möglichkeit, mit einer Kanone fünf oder ſechs Schüſſe in einer Minute zu thun; denn vermittelſt der ungeſchickten Behandlung ihrer eignen plumpen Artillerie glauben ſie alles zu thun, wenn ſie einmal

in einer Viertelſtunde feuern. Die Franzoſen hatten ihre beiden Feldſtücke hinter ihre Linie verborgen, bis die mohriſche Cavallerie nahe genug war, um die ganze Wirkung davon zu empfinden. Nun öffnete ſich die Linie, und das Feuer der Kanonen brachte ſie ſogleich in Unordnung. Sie verſuchten zwar Stand zu halten, in der Hoffnung daß das Feuer aufhören würde; da es aber lebhaft fortdauerte, rettete ſich alles mit der Flucht. Die Zelter und die Bagage fielen den Franzoſen in die Hände, desgleichen zwey Kanonen, die aber ſo unbrauchbar waren, daß man ſie in einen Brunnen warf. Kein einziger Europäer kam bey dieſem Angriff um, dagegen wurden 70 Mohren getödtet.

Maphuze-Khan zog ſogleich nach dieſer Niederlage ſeine Truppen zuſammen, und lagerte ſich zwey Meilen von der Stadt; da er aber hörte, daß die Franzoſen aus Pondichery Verſtärkung erwarteten, ſo verließ er ſein Lager den folgenden Tag, und nahm von St. Thomas Beſitz, einer vier Meilen von Madras gelegenen Stadt.

Dieſer Ort gehörte ehemals den Portugieſen, und war zur Zeit ihrer glorreichen Tage in Indien wegen der Pracht und dem Reichthum ſeiner Einwohner berühmt, iſt aber jezt ſehr unbedeutend, obgleich ein portugieſiſcher Biſchof hier ſeinen Sitz hat. Die Stadt iſt gar nicht befeſtigt; einige Ruinen von einer Mauer umgeben ſie, und nahe bey derſelben iſt ein kleiner Fluß, der ſich ins Meer ergießt. An dem Ufer dieſes Fluſſes lagerte ſich Maphuze-Khan mit allen ſeinen Truppen, um den Franzoſen, wenn ſie wieder erſcheinen ſollten, den Uebergang ſtreitig zu

machen. Dieſe fanden ſich auch bey Tagesanbruch ein. Man war übereingekommen, daß 400 Mann aus Madras marſchiren ſollten, um die Mohren vorn anzugreifen, während welcher Zeit ein Corps aus Pondichery ihnen im Rücken fallen ſollte; allein die Truppen aus Madras kamen nicht zu rechter Zeit an. Dennoch geſchah der Angriff ohne Verzug. Man wadete durch den Fluß, und kehrte ſich nicht an das mohriſche Artilleriefeuer, das keinen Schaden that. So erreichten die Franzoſen das Ufer, gaben eine Generalſalve, und nun ſtürzten ſie mit ihren Bajonets über die Feinde her, die in ein ſolches Schrecken geriethen, daß ſie in der größten Unordnung nach der Stadt flohen, wo Reiter und Fußvolk in den engen Gaſſen ſo ſehr ins Gedränge kamen, daß ſie ohne Widerſtand von den Franzoſen niedergeſchoſſen wurden. Endlich erreichte das fliehende Heer mit großem Verluſt die Ebene jenſeits der Stadt. Maphuze-Khan ſaß auf einem Elephanten und hatte an der Seite die große Fahne des Carnaticks, war aber einer der erſten, der ſich zu retten ſuchte. Mittlerweile langten die Truppen aus Madras an, und zwar noch zu rechter Zeit, um die feindliche Bagage plündern zu helfen, unter welcher nicht wenig Sachen von Werth waren, nebſt vielen Pferden, Ochſen und Kameelen. Dieſe Niederlage ſezte die Armee des Nabobs in ſolche Beſtürzung, daß ſie nichts weiter unternahm, ſondern nach Arcot zurück marſchirte.

Es war jezt über hundert Jahre, ſeitdem die Europäer gegen die indoſtanſchen Statthalter einen Sieg erfochten hatten. Die Erfahrung vormaliger

fruchtloſer Unternehmungen, die unmilitäriſche Denkungsart, die allen Colonien gemein war, und eine lange Entwöhnung vom Gebrauch der Waffen, hatten den Gedanken erzeugt, daß die Mohren fürchterliche Feinde wären. Dieſen Irrthum hatten die Franzoſen nun auf einmal widerlegt, da ſie eine ganze Armee mit ein paar hundert Mann ſchlugen. Ihr Anführer war ein Schweizer, Namens Paradis. Er hatte die Gunſt des Dupleix durch eine heftige Feindſchaft gegen la Bourdonnais erlangt, daher wurde er als die ſchicklichſte Perſon angeſehn, des leztern Maaßregeln entgegen zu arbeiten, und zu dieſem Endzweck zum Commendanten von Madras ernannt. Zu gleicher Zeit verſammelten ſich die Einwohner von Pondichery, die durch die Emiſſarien des Dupleix geleitet wurden, und übergaben dem Conſeil eine Vorſtellung, worin ſie die Nothwendigkeit zeigten, den Ranzionstractat zu vernichten. Das Conſeil, unter dem Vorwande dem einſtimmigen Verlangen der Einwohner zu willfahren, ertheilte dem Paradis die nöthigen Befehle. Dieſer berief den 30ſten October die Einwohner von Madras zuſammen; die franzöſiſche Beſatzung war unter Waffen, und ein an die Engländer gerichtetes Manifeſt wurde öffentlich verleſen. Es enthielt folgende Erklärungen:

Der Ranzionstractat mit la Bourdonnais wurde für null und nichtig erklärt, und den Engländern anbefohlen, die Schlüſſel aller Magazine ohne Ausnahme zu überliefern; alle Kaufmannsgüter, Silberzeug, Lebensmittel, Munition und Pferde wurde für das Eigenthum der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie er-

klärt; man erlaubte jedoch den Engländern, ihre Mobilien, Kleider, und den Schmuck ihrer Weiber zu behalten; dabey verlangte man aber ihr Ehrenwort, nicht feindlich gegen die Franzoſen zu agiren, bis ſie ausgewechſelt ſeyn würden. Wollte jemand dieſen Befehl nicht befolgen, ſo ſollte er gefänglich eingezogen und nach Pondichery geſandt werden. Noch überdem wurde allen befohlen, die Stadt in vier Tagen zu verlaſſen, die ſich weigern würden, dem Könige von Frankreich den Huldigungseid zu leiſten, auch ſollten ſie ſich nicht in den Bezirken von Madras aufhalten.

Dieſe harte Bedingungen vermehrten noch die Ungerechtigkeit, die den Bruch des Völkerrechts ohnehin auszeichnete.

Die Franzoſen vollzogen ihr Manifeſt mit der äußerſten Strenge, und nahmen den Engländern ihr Privateigenthum mit der gierigſten Raubſucht weg, die faſt alle dabey ruinirt wurden. Man führte den Gouverneur und einige der vornehmſten Einwohner unter einer Bedeckung von 400 Mann nach Pondichery. Hier hatte Dupleix die Eitelkeit, unter dem Vorwand ihnen eine Ehre anzuthun, ſie mit großem Pomp in die Stadt einzuführen, wo ſie vor den Augen von 50,000 Zuſchauern als Gefangene im Triumph geſchleppt wurden. Viele der Einwohner von Madras und einige Offiziers wollten nicht das verlangte Ehrenwort geben, denn ſie behaupteten, daß der Bruch des Ranzionstractats ſie von dem losſagte, was ſie dem la Bourdonnais verſprochen hätten. Um ſich aber nicht übler Behandlung auszuſetzen, ſo flüch-

teten sie bey Nachtzeit aus der Stadt, wanderten auf Seitenwegen durchs Land, und langten endlich glücklich im englischen Fort St. David an.

Hier besaß die englische ostindische Compagnie ein größeres Stück Land, als bey Madras. Man hatte es hundert Jahr zuvor von einem indischen Fürsten gekauft, und dieses erstandene Recht wurde durch den mogulschen Vicekönig bestätigt, da die Mohren den Carnatick eroberten. Das Fort lag nahe am Meere, zwölf englische Meilen von Pondichery; es war nur klein, allein besser befestigt, als irgend eins von dieser Größe in Indien. Die Stadt Cuddalore war nicht über eine Meile davon entfernt; hier wohnten die vornehmsten indischen Kaufleute und viele andre Indier, die von der Compagnie abhingen. Die Stadt war 1200 englische Ellen lang und 900 breit, und mit Mauern und Bastionen versehn. Unweit dem Fort lagen drey volkreiche Dörfer, von Indiern bewohnt, die auch noch zum englischen Boden gehörten. Dieses Etablissement war von dem zu Madras abhängig und das nächste im Rang; da aber der Ranzionstractat gebrochen war, so betrachteten die Agenten der Compagnie ihre Obern zu Madras als Gefangene der Franzosen, und übernahmen daher selbst die Hauptadministration der englischen Besitzungen auf der Küste von Coromandel

Sie fingen ihre Verwaltung damit an, daß sie den Nabob von Arcot um Hülfe wider die Franzosen baten, von welchen sie jezt täglich erwarteten angegriffen zu werden. Die Niederlage des Maphuze-Khan hatte die Mohren so sehr erbittert, daß der Nabob

ſich gleich bereitwillig finden ließ, eine Armee nach dem Fort St. David zu ſenden, wenn die Engländer einen Theil der dazu erfoderlichen Koſten tragen wollten. Da man dieſe Bedingung einging, ſo ſezten ſich des Nabobs Truppen ſo fort in zwey Colonnen in Bewegung; eine derſelben commandirte Maphuze-Khan, und die andre ſein Bruder Mahomed-Ally.

Dupleix hatte wirklich ſeine Augen auf das Fort St. David gerichtet, und übertrug die Expedition ſeinem Günſtling Paradis, der deshalb von Madras abgerufen wurde. Er nahm 300 Europäer von der Beſatzung mit ſich, um ſich erſt nach Pondichery zu begeben, wobey er zugleich alle gemachte Beute mit fortbringen wollte. Maphuze-Khan, der vor Begierde brannte ſich zu rächen, beſchloß dieſes Detaſchement aufzuheben, und erwartete es mit 5000 Mann unweit Sadras, einer holländiſchen Colonie. Die Franzoſen marſchirten mit der Bagage in der Mitte, die von Coolies getragen wurde; einer Menſchenklaſſe, die eine beſondre Caſte in Indien ausmacht, und keine andre Beſchäftigung hat, als die Stelle von Laſtthieren zu vertreten. Die mohriſche Reiterey griff den Zug unaufhörlich an, zog ſich bey dem Feuer der Franzoſen ſchnell zurück, und kam immer wieder, wenn dieſe den Marſch fortſetzen wollten. Da man nun auf dieſe Weiſe ſehr langſam vorwärts rückte, und Paradis fürchtete, daß ihn die Nacht im freyen Felde überfallen könnte, ſo nahm er ſeine Bagage vor ſich, und eilte mit dem Vortrab, um Sadras zu erreichen; die übrigen Truppen ließ er zurück, mit Befehl, ihm ſo gut wie ſie könnten zu folgen. Es ge-

lang auch mit einem Verluſt von zwölf Mann, die gefangen wurden. Maphuze-Khan zeigte dieſe Gefangenen allenthalben als einen unleugbaren Beweis ſeines Sieges; eine Einbildung, die durch das Betragen des Paradis beſtätigt wurde, der ſich nicht eher getraute, Sadras zu verlaſſen, bis er eine beträchtliche Verſtärkung von Pondichery erhalten hatte. Maphuze-Khan vereinigte ſich nach dieſem Scharmützel mit ſeinem Bruder, der ſchon im Felde ſtand.

Die zum Angriff von St. David beſtimmten franzöſiſchen Truppen verſammelten ſich bey Arianco-pang, einem kleinen franzöſiſchen Fort unweit Pondichery, die Offiziers aber widerſezten ſich, den Paradis als Befehlshaber anzunehmen, da ältere gegenwärtig waren; dieſer Hinderniß abzuhelfen, wurde dem Oberſten Bury, dem älteſten franzöſiſchen Offizier in Indien, das Commando übertragen.

Die europäiſchen Truppen im Dienſt der Colonien in Indoſtan beſtehn nie ganz aus Eingebornen desjenigen Landes, zu welchem die Colonie gehört; im Gegentheil mehr als die Hälfte waren allemal Leute aus allen Nationen von Europa. Die chriſtlichen Indier, die ſich Portugieſen nennen, machten jederzeit einen Theil der Forts-Beſatzungen aus. In Anſehung des Muths unterſcheiden ſich dieſe nicht ſehr von den niedrigen indiſchen Caſten, und kommen lange nicht den höhern Caſten, oder den nordiſchen Mohren in Indoſtan gleich; jedoch weil ſie die Handgriffe verſtehn, mit dem Gewehr umzugehn wiſſen, und auf europäiſche Art mondirt ſind, ſo werden ſie den europäiſchen Truppen einverleibt. Sie tragen einen Huth, und

ſich gleich bereitwillig finden ließ, eine Armee nach dem Fort-St. David zu ſenden, wenn die Engländer einen Theil der dazu erfoderlichen Koſten tragen wollten. Da man dieſe Bedingung einging, ſo ſezten ſich des Nabobs Truppen ſo fort in zwey Colonnen in Bewegung; eine derſelben commandirte Maphuze-Khan, und die andre ſein Bruder Mahomed-Ally.

Dupleix hatte wirklich ſeine Augen auf das Fort St. David gerichtet, und übertrug die Expedition ſeinem Günſtling Paradis, der deshalb von Madras abgerufen wurde. Er nahm 300 Europäer von der Beſatzung mit ſich, um ſich erſt nach Pondichery zu begeben, wobey er zugleich alle gemachte Beute mit fortbringen wollte. Maphuze-Khan, der vor Begierte brannte ſich zu rächen, beſchloß dieſes Detaſchement aufzuheben, und erwartete es mit 5000 Mann unweit Sadras, einer holländiſchen Colonie. Die Franzoſen marſchirten mit der Bagage in der Mitte, die von Coolies getragen wurde; einer Menſchenklaſſe, die eine beſondre Caſte in Indien ausmacht, und keine andre Beſchäftigung hat, als die Stelle von Laſtthieren zu vertreten. Die mohriſche Reiterey griff den Zug unaufhörlich an, zog ſich bey dem Feuer der Franzoſen ſchnell zurück, und kam immer wieder, wenn dieſe den Marſch fortſetzen wollten. Da man nun auf dieſe Weiſe ſehr langſam vorwärts rückte, und Paradis fürchtete, daß ihn die Nacht im freyen Felde überfallen könnte, ſo nahm er ſeine Bagage vor ſich, und eilte mit dem Vortrab, um Sadras zu erreichen; die übrigen Truppen ließ er zurück, mit Befehl, ihm ſo gut wie ſie könnten zu folgen. Es ge-

lang auch mit einem Verlust von zwölf Mann, die gefangen wurden. Maphuze-Khan zeigte diese Gefangenen allenthalben als einen unleugbaren Beweis seines Sieges; eine Einbildung, die durch das Betragen des Paradis bestätigt wurde, der sich nicht eher getraute, Sadras zu verlassen, bis er eine beträchtliche Verstärkung von Pondichery erhalten hatte. Maphuze-Khan vereinigte sich nach diesem Scharmützel mit seinem Bruder, der schon im Felde stand.

Die zum Angriff von St. David bestimmten französischen Truppen versammelten sich bey Arianco-pang, einem kleinen französischen Fort unweit Pondichery, die Offiziers aber widersezten sich, den Paradis als Befehlshaber anzunehmen, da ältere gegenwärtig waren; dieser Hinderniß abzuhelfen, wurde dem Obersten Bury, dem ältesten französischen Offizier in Indien, das Commando übertragen.

Die europäischen Truppen im Dienst der Colonien in Indostan bestehn nie ganz aus Eingebornen desjenigen Landes, zu welchem die Colonie gehört; im Gegentheil mehr als die Hälfte waren allemal Leute aus allen Nationen von Europa. Die christlichen Indier, die sich Portugiesen nennen, machten jederzeit einen Theil der Forts-Besatzungen aus. In Ansehung des Muths unterscheiden sich diese nicht sehr von den niedrigen indischen Casten, und kommen lange nicht den höhern Casten, oder den nordischen Mohren in Indostan gleich; jedoch weil sie die Handgriffe verstehn, mit dem Gewehr umzugehn wissen, und auf europäische Art mondirt sind, so werden sie den europäischen Truppen einverleibt. Sie tragen einen Huth, und

wegen dieſes Kleidungsſtücks werden ſie **Topaſſen** genannt, dahingegen die andern Indier und Mohren, die auf europäiſche Art geübt ſind, mit dem Namen **Sepoys** bezeichnet werden; wobey ſie jedoch weder ihre Kleidung, noch ihre Sitten und Gebräuche verändern. Die Sepoys ſind in Compagnien und Bataillons abgetheilt, und haben Offiziers von ihrer eignen Nation. Diejenigen Indier aber, die ihre eignen Waffen haben, und ſie nach ihrer gewohnten Art gebrauchen, behalten die Namen, die man ihnen in ihren Ländern giebt. Dieſe undiſciplinirte Truppen, ſie mögen mit Schwertern, Wurfſpießen, Bogen und Pfeilen, Lanzen oder Feuergewehr bewaffnet ſeyn, werden auf der Küſte von Coromandel von den Europäern mit dem Namen **Peons** bezeichnet.

Die Franzoſen langten den 9ten December in der Nachbarſchaft des Forts St. David an. Ihre Truppen beſtanden in 700 Mann, größtentheils Europäer, worunter 50 Reiter und einige Compagnien Kaffern waren, die la Bourdonnais aus Madagaſcar und Afrika gezogen und diſciplinirt hatte. Ihre Artillerie beſtand in ſechs Feldſtücken und ſechs Mörſern.

Die Garniſon im Fort St. David war nebſt den Flüchtlingen von Madras nicht ſtärker als 200 Europäer und 100 Topaſſen. Dieſe wurden zur Vertheidigung des Forts beſtimmt, und da des Nabobs voriges Betragen das Vertrauen der Engländer auf ſeine Hülfe verringerte, ſo mietheten ſie 2000 Peons, um Cuddalore zu vertheidigen, und theilten 900 Feuergewehre unter ſie aus. Damals hatten die En-

gländer noch nicht die Methode angenommen, Indier auf europäiſche Art zu diſciplinîren, obgleich die Franzoſen ihnen dazu das Beyſpiel gegeben hatten.

Dupleix hatte Nachricht erhalten, daß der Nabob nur 1500 Mann Hülfstruppen abgeſchickt habe, er befahl daher, daß Bury die Stadt Cuddalore zuerſt angreifen ſollte. Die Franzoſen, die bey ihrer Ankunft auf engliſchen Boden keinen andern Widerſtand fanden, als einige Trupps von Peons, waren ziemlich ſicher, daher ſie ſich in einen Garten lagerten, ihre Waffen niederlegten, keine Wachen ausſtellten, und überhaupt nicht die geringſte Maaßregel gegen einen Ueberfall nahmen. Die Soldaten aßen, kochten, ſchliefen, und liefen zerſtreut umher; ein gleiches thaten die Coolies, nachdem ſie die Bagage von den Kameelen und Ochſen abgeladen hatten. So war die Unordnung, als man des Nabobs Armee entdeckte, die unter dem Befehl ſeiner Söhne 9000 Mann ſtark anrückte. Jedermann lief beſtürzt zu den Waffen; das Schrecken war ſo groß, daß ſie ihre vortheilhafte Lage vergaßen. Denn da der Garten mit einer Mauer umgeben war, ſo waren ſie für den Angriff der Cavallerie ſicher, die den größten Theil des feindlichen Heers ausmachte. Sie dachten an nichts, als ſich in Eil über den nahe gelegenen Fluß zu ziehn. Der Feind ließ ihnen aber hiezu die Zeit nicht, ſondern griff ſie muthig an. Die Franzoſen ſprangen in den Fluß, der nur vier Fuß tief war, und wadeten durch, viele aber warfen ihre Waffen weg, um hinüber zu ſchwimmen; auch die Kanonen wurden glücklich hinüber gebracht.

Die Engländer, die den Angriff aus dem Fort St. David gewahr wurden, thaten einen Ausfall, kamen aber zu ſpät, um den Uebergang über den Fluß zu verhindern. Die Franzoſen zogen ſich indeſſen nach Ariancopang zurück, wo ſie denn fanden, daß 12 Europäer getödtet und 120 verwundet worden waren. Sie hatten alle ihre Bagage verloren, die ohne Verzug von des Nabobs Truppen geplündert wurde, ſo daß die Engländer bey ihrer Zurückkunft vom Verfolgen nichts als einige Kaſten mit Gewehr und Munition fanden.

Dieſer üble Erfolg gab Dupleix wenig Hoffnung das Fort St. David zu erobern, ſo lange die Engländer von den Mohren unterſtützt würden, er trat daher ſogleich in Unterhandlung mit dem Nabob, um ihn zu vermögen, ſeine Truppen zurück zu rufen; zu gleicher Zeit aber machte er auch den Entwurf, Cuddalore zu überrumpeln. Zu dieſem Endzweck wurden 500 Mann den 30ſten December auf Booten eingeſchifft, die dieſen Verſuch mit anbrechendem Tage wagen ſollten; allein der Wind wehete ſo ungeſtüm, da ſie eben landen wollten, und die Landung war ſo gefährlich, daß die Boote mit Waſſer angefüllt wurden, und alle wieder umkehren mußten. Dupleix ließ nach dieſem neuen mißlungenen Verſuche den Muth nicht ſinken, ſondern beſchloß, da er den Nabob nicht von den Engländern abwendig machen konnte, den Krieg in ſeine eignen Länder bey Madras zu ſpielen. Dieſem Entwurf gemäß fiel ein Detaſchement aus Madras ins Land ein, und verbrannte und verheerte alle Dörfer, wo es hinkam. Die Einwohner

gländer noch nicht die Methode angenommen, Indier auf europäiſche Art zu diſciplinîren, obgleich die Franzoſen ihnen dazu das Beyſpiel gegeben hatten.

Dupleix hatte Nachricht erhalten, daß der Nabob nur 1500 Mann Hülfstruppen abgeſchickt habe, er befahl daher, daß Bury die Stadt Cuddalore zuerſt angreifen ſollte. Die Franzoſen, die bey ihrer Ankunft auf engliſchen Boden keinen andern Widerſtand fanden, als einige Trupps von Peons, waren ziemlich ſicher, daher ſie ſich in einen Garten lagerten, ihre Waffen niederlegten, keine Wachen ausſtellten, und überhaupt nicht die geringſte Maaßregel gegen einen Ueberfall nahmen. Die Soldaten aßen, kochten, ſchliefen, und liefen zerſtreut umher; ein gleiches thaten die Coolies, nachdem ſie die Bagage von den Kameelen und Ochſen abgeladen hatten. So war die Unordnung, als man des Nabobs Armee entdeckte, die unter dem Befehl ſeiner Söhne 9000 Mann ſtark anrückte. Jedermann lief beſtürzt zu den Waffen; das Schrecken war ſo groß, daß ſie ihre vortheilhafte Lage vergaßen. Denn da der Garten mit einer Mauer umgeben war, ſo waren ſie für den Angriff der Cavallerie ſicher, die den größten Theil des feindlichen Heers ausmachte. Sie dachten an nichts, als ſich in Eil über den nahe gelegenen Fluß zu ziehn. Der Feind ließ ihnen aber hiezu die Zeit nicht, ſondern griff ſie muthig an. Die Franzoſen ſprangen in den Fluß, der nur vier Fuß tief war, und wadeten durch, viele aber warfen ihre Waffen weg, um hinüber zu ſchwimmen; auch die Kanonen wurden glücklich hinüber gebracht.

putirten nach Pondichery zurück, die man bey Madras gefangen genommen hatte. Der eine dieſer Gefangenen war ein Neffe des Dupleix, und der andre ein Mitglied des Conſeils in Pondichery. Sie waren ſeit ihrer Gefangenſchaft beſtändig in Arcot geweſen, wo wahrſcheinlich zuvor nie Europäer einen ſo langen Aufenthalt gemacht hatten. Die Mohren waren bisher ſehr beſorgt geweſen, nicht den Europäern ihr Land kennbar zu machen, und da dieſe auch mit dem Handel allein beſchäftiget waren, ſo bekümmerten ſie ſich gar nicht um den Zuſtand des Landes, daher ſie damals Arcot ſo wenig als Delhi kannten.

So verächtlich indeſſen Dupleix von den Engländern gegen den Nabob ſprach, ſo fürchtete er doch ſehr die Zurückkunft ihrer Eſcadre, und war überzeugt, daß die von Achin angekommenen Schiffe alsdann nur eine ohnmächtige Verſtärkung ſeyn würden; ſobald er daher die gewiſſe Hoffnung hatte, die Mohren von den Engländern abzuziehn, ſo befahl er den Schiffen, die Küſte von Coromandel zu verlaſſen. Sie ſegelten den 8ten Februar von Pondichery ab, und gingen nach Goa. Wenig Tage nachher kam Maphuze-Khan ſelbſt nach Pondichery, wo er mit großem Pomp empfangen wurde. Dupleix bezahlte ihm in baarem Gelde 50,000 Rupien, und machte ihm überdem ein Geſchenk von europäiſchen Waaren und Koſtbarkeiten, die an 100,000 Rupien werth waren. Hierauf wurde der Friede zwiſchen den Franzoſen und dem Nabob geſchloſſen, der ſofort ſeine Truppen zurückrief.

Ein engliſches der Compagnie gehöriges Schiff, das von dem Verluſt von Madras nichts wußte, er-

flohen, ohne Widerſtand zu thun, und keine Truppen waren in der Nähe. Die Franzoſen fanden hier eine große Menge Getreide, das ſie alles in Aſche verwandelten, weil ſie es nicht fortbringen konnten. Sie zogen aus dieſer Expedition keine Vortheile, denn die Mohren blieben beym Fort St. David gelagert, und der Nabob war noch mehr aufgebracht als jemals.

Den 9ten Januar langten vier Schiffe, die ehe- 1747
mals zu der Eſcadre des la Bourdonnais gehört hatten, von Achin zu Pondichery an. Dupleix gab ſogleich dem Nabob von ihrer Ankunft Nachricht, vergrößerte außerordentlich die erhaltene Verſtärkung, und ſtellte dabey die Engländer im Fort St. David als eine Hand voll Menſchen vor, die von ihren Landsleuten gänzlich verlaſſen wären. Die Fürſten in Indoſtan ſowohl als ihre Unterthanen geben ſich nie die Mühe, von Dingen, die außerhalb ihren Staaten vorgehn, Erkundigung einzuziehn. Die lange Abweſenheit der engliſchen Flotte, und die Eilfertigkeit, womit ſie im vorigen September die indiſchen Küſten verlaſſen hatte, diente in den Augen der Mohren zur Beſtätigung, daß die Engländer ſich in einem verzweiflungsvollen Zuſtande befänden. Die Regierungen in Indoſtan haben bey ihren politiſchen Verhandlungen keine Begriffe von National-Ehre; ſobald ſie daher ihre Bundsgenoſſen im Unglück ſehn, ſo gehn ſie ohne Bedenken auf die andre Seite über, und machen die gegenwärtigen Vortheile zur einzigen Regel ihrer Handlungen. Der Nabob befahl alſo ſeinem Sohne Maphuze-Khan, des Dupleix Vorſchläge anzuhören, zu gleicher Zeit ſchickte er die beiden De-

ſehr reiche Priſe; denn außer den Waaren hatte das Schiff 60,000 Pf. St. baares Geld am Bord. Mittlerweile ließ ſich ein anderes Compagnie-Schiff bey dem Fort St. David ſehn. Der Commandant des Forts ſandte ſogleich dem Capitain einen Brief, worin er ihm den Verluſt von Madras und die Obermacht der Franzoſen an der Küſte von Coromandel meldete, dabey vergaß er den ſchlechten Zuſtand des Forts nicht, dem es an Soldaten und Geld fehlte. Das Schiff war wie gewöhnlich an den Gouverneur und das Conſeil zu Madras adreſſirt; da dieſe Regierung nun nicht mehr vorhanden, und das Fort ſo ſehr bedrohet war, ſo wollte der Schiffscapitain von keinem Beyſtand hören, ſondern ſegelte nach Bengalen. Dieſe widrigen Zufälle ſchienen die Behauptung des Dupleix zu beſtätigen; ſelbſt die Engländer fingen an ihre Lage als verzweiflungsvoll zu betrachten, bis endlich den 19ten Februar das im November von Madras entronnene Schiff von Ceylon beym Fort ankam, und 60,000 Pf. St. in Silber nebſt 20 Rekruten für die Garniſon landete. So gering dieſe Soldatenverſtärkung war, ſo wichtig war ihnen hingegen das Geld, da ſich die Kaſſe im Fort leer befand.

Die franzöſiſchen Truppen erſchienen den 2ten März abermals in der Nachbarſchaft des Forts St. David, allein unter der Anführung des Paradis, den Dupleix die Offiziers überredet hatte zum Befehlshaber anzunehmen. Die engliſche Beſatzung marſchirte ihnen mit drey Feldſtücken und einem Trupp Reiter entgegen, um die Franzoſen zu hindern, über den Fluß Pannar zu gehen. Man kanonirte einander den gan-

zu
ein
die-
ſcher-
Brief
daß die
die Eng-
Werth und
ten. Der
von den Wäl-
etrogen wurde,
den großen abge-
zu legen. Eine
lben verborgen, die
Seiten das Schiff be-
ſtentheils am Scorbut
die noch Widerſtand hät-
dieſen Vorfall ſo beſtürzt,
wurden. Dies war eine

ben war; es wurden Boote ausgeſchickt, die es in Brand ſteckten.

Ob ſich gleich die ſtürmiſche Jahreszeit näherte, ſo beſchloß der Admiral doch in der Nachbarſchaft des Forts St. David mit der Eſcadre zu bleiben. Die Monſun fing an und dauerte zwar ohne Orkan fort, dennoch waren die Stürme ſo heftig, daß nur zwey Schiffe fähig waren hier auszuhalten, bey denen ſich der Admiral in Perſon befand; die übrigen ſegelten nach der Bay von Trinconomaly in Ceylon. Hieher ging Grin auch im December, um Holz und Waſſer einzunehmen, und kam im Anfang des folgenden Jahres mit der ganzen Eſcadre wieder zum Fort St. David zurück.

1748 Major Lawrence kam im Januar aus England an, als Befehlshaber aller der oſtindiſchen Compagnie gehörigen Truppen. Man hatte eben Nachricht erhalten, daß Dupleix einen andern Verſuch auf Cuddalore wagen wollte, worauf der Major alle Truppen zuſammen zog, und ſie beym Fluß Pannar campiren ließ. In dieſem Lager wurde eine gefährliche Entdeckung gemacht. Der Befehlshaber der Sepoys von Tellicherry, ein Mohr, hatte den Anſchlag gemacht, mit allen ſeinen Leuten im nächſten Treffen zu den Franzoſen überzugehen. Ueberdem fand man, daß ein Indier, der ehemals Dolmetſcher der Engländer in Madras geweſen war, mit Madame Dupleix einen Briefwechſel in malabariſcher Sprache unterhielt, die ſie verſtand. Als der Gouverneur von Madras nach Pondichery gebracht wurde, begleitete ihn dieſer Mann dahin, da denn Madame Dupleix Mittel fand,

gen Tag über, gegen Abend aber fanden die Franzoſen doch Mittel den Fluß zu paſſiren, da ſich denn die Engländer ins Fort zurück zogen. Ihr Verluſt beſtand in 12 Todten, und die Franzoſen hatten 22 verloren. Den folgenden Morgen, da man eben zum Angriff des Forts die nöthigen Anſtalten machte, ward man eine Anzahl ſich nähernder Schiffe gewahr. Dieſes war die engliſche Eſcadre, die von Bengalen kam. Kaum erblickten die Franzoſen dieſe unerwartete Erſcheinung, als ſie ſogleich wieder über den Fluß gingen, und mit der größten Eilfertigkeit nach Pondichery zurückmarſchirten.

Die Eſcadre war in Bengalen durch zwey aus England geſandte Schiffe verſtärkt worden, eins von 60 und das andre von 40 Kanonen, und mit ihnen war der Admiral Grün gekommen. Die engliſche Regierung in Bengalen ſchickte mit der Eſcadre 100 Europäer, die man ans Land ſezte, ſobald die Schiffe Anker geworfen hatten. Der Admiral landete ſelbſt mit 150 Seeſoldaten und 500 Matroſen, und ſandte die Schiffe auf die Höhe von Pondichery, um dort zu kreuzen.

Im Monat Junius langten neue Verſtärkungen an; 100 Europäer, 200 Topaſſen und 100 Sepoys kamen von Bombay, und 400 Sepoys von Tellicherry, einem engliſchen Etabliſſement auf der Küſte von Malabar; endlich langten auch 150 Soldaten aus Europa an. Im September nahm die Eſcadre ihren Lauf nach Madras. Auf ihrem Wege traf ſie den Neptun von 50 Kanonen an, eins von den vormals zu la Bourdonnais gehörigen Schiffen, das zurück geblie-

nähern. Grün beſchloß daher erſt mit einbrechender Nacht die Anker zu lichten, wenn der Landwind ſich einſtellen würde; mittlerweile mußten alle Seeleute ſich nach ihren Schiffen verfügen, und alle übrigen Vorkehrungen wurden gemacht. Die Franzoſen änderten ihren Lauf und ſteuerten ſüdwärts, als ob ſie nach Pondichery wollten. Nach Mitternacht ſezten ſich die Engländer in Bewegung, und hofften bey anbrechendem Tage den Feind zu ſehn, da ſie aber niemand gewahr wurden, ſo nahmen ſie ihren Lauf nach Madras, wo ſie den folgenden Tag ankamen.

Der Befehlshaber der franzöſiſchen Eſcadre war Bouvet, Gouverneur der Inſel Bourbon, ein geſchickter und erfahrner See-Offizier. Er hatte ſchon von der Uebermacht der Engländer Nachricht erhalten, daher er ſeine Bewegungen im Geſicht des Forts St. David ſo einrichtete, daß die Engländer glauben ſollten, er wollte ſich den folgenden Tag mit ihnen ſchlagen; kaum aber war die Nacht eingetreten, als er alle Segel beyſezte, und nach Madras ſteuerte, wo er den nächſten Morgen den 11ten Junius anlangte. Hier landete er unverzüglich 400 Soldaten und 200,000 Pf. Silber, die aus Frankreich für die Bedürfniſſe von Pondichery geſchickt worden waren. Da er nun hiemit die Abſicht ſeiner Reiſe erfüllt hatte, ſo ſegelte er in Eil wieder nach der Inſel Mauritius zurück, ehe noch die engliſche Eſcadre bey Madras anlangte.

Dupleix wollte die Entfernung der Engländer vom Fort St. David benutzen, und einen neuen Verſuch machen, Cuddalore zu überrumpeln. Zu dieſem Endzweck ſchickte er 800 Europäer und 1000 Sepoys

ihr zu gewinnen. Er verſprach ihr von allem, was im Fort St. David vorfallen würde, Nachricht zu geben; ein Verſprechen, das er auch bisher ſehr genau erfüllt hatte. Da die augenſcheinlichſten Beweiſe dieſer Verrätherey vorhanden waren, ſo wurde er gehangen. Der Befehlshaber der Sepoys aber nebſt noch zehn andern Offiziers ſeines Trupps wurden als Sklaven nach der Inſel Helena gebracht, wo ſie ſich unter einander ſelbſt umbrachten, um ihre Sklaverey an einem Orte zu endigen, wo ſie nicht die geringſte Hoffnung hatten, je ihr Vaterland wieder zu ſehn.

Die vier franzöſiſchen Schiffe, die im Februar 1747 von Pondichery nach Goa ſegelten, verließen die malabariſche Küſte im October und nahmen den Weg nach der Inſel Mauritius. Hier ſtießen drey andre zu ihnen, eins von 50 und zwey von 40 Kanonen, die aus Frankreich kamen. Sie blieben im hieſigen Hafen bis zum April, und gingen ſodann nach Indien, wo ſie den 9ten Junius im Geſicht vom Fort St. David erſchienen. Dieſe franzöſiſche Eſcadre beſtand nun aus ſieben großen und zwey kleinen Schiffen; die Engländer hingegen hatten drey Schiffe von 60, drey von 50, drey von 40, und eins von 20 Kanonen. Alle dieſe Schiffe lagen vor Anker unweit dem Fort; von einigen derſelben waren die Steuerruder abgenommen, und der Admiral nebſt vielen Offiziers und Seeſoldaten befand ſich am Lande.

Der Wind war den Franzoſen ſo günſtig, daß ſie gerade auf das Fort zu ſegeln konnten, dagegen die Lage der engliſchen Schiffe und der ihnen ganz widrige Wind es unmöglich machte, ſich dem Feinde zu

eine Kriegs-Schaluppe von 14 Kanonen, eine Bombardier-Galiotte, ein Brander, und ein Hoſpitalſchiff. Außer dieſen der National-Marine gehörigen Schiffen waren dabey noch viel andre von der oſtindiſchen Compagnie mit Munition und regulären Truppen beladen, welche leztern ſich auf 1400 Mann beliefen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ſtießen zu dieſer Flotte noch ſechs der Holländiſch-oſtindiſchen Compagnie gehörige Schiffe, die auch 400 Soldaten am Bord hatten. Widrige Winde hielten ſie hier bis zum 8ten May auf, da man denn nach der Inſel Mauritius ſegelte, die Boſcawen ſeiner Inſtruction gemäß auf dem Wege nach der Küſte von Coromandel zuerſt angreifen ſollte.

Die Portugieſen entdeckten im Anfange ihrer Schiffahrt nach Indien drey Inſeln, die öſtlich von Madagaſcar zwiſchen dem 19ten und 20ſten Grad der Breite lagen. Die weſtlichſte derſelben nannten ſie Maſcarenhas, die Franzoſen aber, die ſie 1675 in Beſitz nahmen, gaben ihr den Namen Bourbon, unter welchem ſie jezt bekannt iſt. Die öſtliche Inſel nannten die Portugieſen Diego Reys, welcher Name unverändert geblieben iſt. Die dritte, zwiſchen beiden gelegen, wurde erſt von den Portugieſen Cerne, hernach von den Holländern Mauritius, und endlich von den Franzoſen, die im Anfange dieſes Jahrhunderts Beſitz davon nahmen, Isle de France genannt. Alle ſeefahrende Nationen nennen ſie jedoch immer Mauritius. Die Portugieſen fanden auf dieſen Inſeln weder Menſchen noch vierfüßige Thiere, dagegen viel

...ie einen Umweg nahmen, und
...nglische Meilen davon an-
... Nacht zur Ausfüh-

... hatte davon Nachricht er-
...l gegeben, den größten Theil
...er Kanonen nach dem Fort St.
..., weil er durch diese Verfügung die
...ben machen wollte, daß er den Ort
...r hielt. Kaum aber war es dunkel, als
400 Europäern verstärkte Garnison nebst al-
...nonen wieder nach Cuddalore zurück geschickt
...de, wobey man die nöthigen Maaßregeln nahm,
dem Feinde diesen Rückzug zu verbergen. Diese Kriegslist gelang nach Wunsch.

Um Mitternacht rückten die Franzosen mit Sturmleitern an; kaum aber hatten sie solche an die Mauern gelegt, als ein Kugelregen von allen Seiten auf sie herab fiel, besonders thaten die mit Kartätschen geladenen Kanonen eine schreckliche Wirkung. Dieser so unerwartete Widerstand verursachte unter den Stürmenden ein panisches Schrecken. Die meisten warfen ihre Waffen weg und liefen davon, ohne einen Schuß zu thun; sie hielten sich nicht eher sicher, als bis sie in der Nähe von Pondichery angelangt waren.

Dupleix fuhr indessen fort mit großer Thätigkeit Anstalten zu machen, einer englischen Flotte zu widerstehn, die man täglich mit dem Admiral Boscawen aus Europa erwartete. Diese Flotte bestand aus einem Schiffe von 74, eins von 64, zwey von 60, zwey von 50, und eins von 20 Kanonen, hiezu kam

Schildkröten, Papageyen, Tauben, Seevögel und eine erſtaunliche Menge Fiſche.

Die Inſel Bourbon, die 60 engliſche Meilen lang und 45 breit iſt, hat keinen Hafen; nur Boote können auf einer Seite landen; auch hat ſie keine Ebenen, denn das ganze Erdreich beſteht aus einer Menge Hügel und ſteiler Berge, die durch ſchmale Thäler von einander abgeſondert ſind. Die Franzoſen bemächtigten ſich derſelben 1665, und da ſie den Boden fruchtbar fanden, cultivirten ſie ihn mit großem Fleiß. Das Eyland erzeugt jezt Weizen und größtentheils alle Feld- und Gartenfrüchte von Europa und Indien. Der vornehmſte Gegenſtand aber des Landbaus und des Handels iſt die Cultur des Kaffeebaums, der aus Arabien hieher verpflanzt wurde, und hier ſo wohl gedieh, daß die Inſel jezt jährlich 2000 Tonnen Kaffeebohnen erzeugt. Die Beſorgung der Felder geſchieht durch die Kafferſklaven, die man aus Afrika und Madagaſcar hieher ſchleppt. Die Franzoſen haben hier Stutereyen angelegt, desgleichen Bienen, Schafe, Ziegen und Schweine aufgezogen, in hinreichender Anzahl für die Bedürfniſſe der Einwohner, ob ſie gleich nicht zureichen die Schiffe zu verſorgen. Dieſe Vernachläßigung aber iſt aus der Leichtigkeit entſtanden, womit alle dieſe und andre Proviſionen aus Madagaſcar gezogen werden. Die Anzahl der Einwohner beläuft ſich jezt auf 4000 Seelen, worunter 1000 Mann fähig ſind die Waffen zu tragen. Die Eingebornen zeichnen ſich beſonders durch ihre Statur, Geſundheit und Stärke aus, und ſind

[redacted]

ſo wird es doch gewiß wegen Verſchiedenheit des Clima ſehr ausarten. In den Gebirgen hat man Eiſenminen entdeckt, und da das Holz in großer Menge bey der Hand iſt, ſo ſind hier Schmieden für Kanonenkugeln und Bomben angelegt worden. Schafe, Ziegen und Bienen werden mit großer Mühe erhalten. Die Bienen ſterben gewöhnlich im erſten Jahre, wenn ſie herkommen; daher ſie oft von Madagaſcar und andern Orten eingebracht werden. Die Einwohner haben ſich hier ſehr wenig durch Heurathen vermehrt, die mehreſten ſind geborne Franzoſen. Ihre Kafferſklaven ſterben häufig an den Blattern und andern epidemiſchen Krankheiten.

Die Inſel Diego Reys hat in ihrer größten Ausdehnung 27 engliſche Meilen, und iſt voller Felſen. Die Franzoſen halten hier ein Detaſchement Soldaten, deren Beſchäftigung iſt, für die Einwohner von Mauritius Schildkröten zu fangen, die hier vortreflich ſind. Dies iſt der einzige Gebrauch, den man von dieſer Inſel macht. Die Reiſe von hier nach Mauritius geſchieht in zwey Tagen, und von dieſem leztern Eylande nach Bourbon in einem Tage; dagegen erfodert es wegen der Winde beynahe einen Monat, von Bourbon nach einer von beiden Inſeln zu ſegeln. Vom April bis zum October kann die Reiſe von Mauritius nach der Küſte von Coromandel leicht in vier Wochen gemacht werden. Da dieſe Inſeln ſo ſehr außerhalb der Straße liegen, ſo können hier Ausrüſtungen geſchehen und nach Indien geſandt werden, ehe man davon das geringſte erfährt; daher ſollte die Wegnahme des Hafens Mauritius jederzeit die erſte Operation der

Engländer beym Ausbruche eines Kriegs mit Frankreich ſeyn. Der Beſitz von Mauritius würde wahrſcheinlich die freywillige Unterwerfung von Bourbon zur Folge haben, oder doch wenigſtens dieſe den Franzoſen ganz unnütz machen.

Die engliſche Flotte brachte fünfundzwanzig Tage auf ihrer Reiſe vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Inſel Mauritius zu. Es war den 23ſten Junius, als ſie hier anlangte. Drey von den holländiſchen Schiffen waren durch Sturm von der Flotte abgekommen. Man entdeckte nur zwey Landungsplätze, und dieſe waren mit Batterien verſehn; das übrige Ufer wurde von Felſen und Brandungen vertheidigt.

Boſcawen ſchickte eine Kriegsſchaluppe zum Recognoſciren aus, die ſich ganz nahe an den Hafen heran wagte. Der befehlshabende Offizier berichtete nach ſeiner Zurückkunft, daß man aus acht am Ufer gepflanzten Batterien auf ihn gefeuert hätte, desgleichen aus den Forts am Eingange des Hafens, woſelbſt dreyzehn Schiffe vor Anker lägen, von welchen vier ausgerüſtet wären. Es wurden nun ſechs Schaluppen zum Sondiren ausgeſchickt, die aber allenthalben die größten Schwierigkeiten für die großen Schiffe fanden, ſich dem Lande zu nähern. Der Admiral hielt Kriegsrath, wobey außer den Seeoffiziers auch die vornehmſten Landoffiziers gegenwärtig waren. Es wurde beſchloſſen, daß, da man die Stärke des Feindes nicht kannte, drey bewaffnete Boote in der Nacht ausgeſandt werden ſollten, um, wo möglich, zu landen und einen Menſchen am Ufer aufzufangen, von

dem man Kundſchaft einziehen könnte. Man verſuchte dieſes, allein vergebens. Den folgenden Tag wurde abermals Kriegsrath gehalten, da denn die allgemeine Meynung war, daß ihre Macht zwar hinreichend ſey, die Inſel wegzunehmen, daß aber der Angriff Zeit koſten, die Flotte ſchwächen, und wahrſcheinlich verhindern würde, die Belagerung von Pondichery zu unternehmen, die doch eigentlich der Hauptgegenſtand ihrer Beſtimmung wäre. Der Schluß war, daß man ohne Verzug nach der Küſte von Coromandel ſegeln müßte, damit die Flotte noch vor der Veränderung der Monſun dort agiren könnte.

Die Inſel wäre ohne Zweifel erobert worden, wenn es die Zeit zugelaſſen, und man keine wichtigern Unternehmungen vorgehabt hätte; denn die Beſatzung beſtand nur aus 500 Mann regulären Truppen, 200 europäiſchen Einwohneren, die eine Landmiliz ausmachten, 1000 zu den Schiffen gehörigen Matroſen, und 1500 Kafferſklaven, auf deren Dienſte und Zuneigung aber ſich die Franzoſen nicht ſehr verließen. Wenn es gleich der Wind in dieſen Tagen unmöglich machte, gerade in den Hafen zu ſegeln, ſo hat man doch bemerkt, daß er zu gewiſſen Zeiten vier oder fünf mal des Monats einige Stunden lang der Einfahrt günſtig iſt.

Die Flotte verließ die Inſel den 27ſten Junius, und kam den 29ſten Julius beym Fort St. David an. Hier vereinigte ſich Boſcawen mit der Eſcadre unter dem Admiral Griin, der ihm das Commando übergab, und nach Europa zurückkehrte. Dieſe Vereinigung bildete die größte Seemacht, die man von irgend

einer europäiſchen Nation noch in Aſien verſammelt geſehen hatte. Sie beſtand aus mehr als 30 großen Schiffen, von denen das geringſte von 500 Tonnen war, und dreyzehn derſelben waren Linienſchiffe. Die Engländer und ihre Freunde in Indien waren über dieſe furchtbare Macht vor Freuden außer ſich, und zweifelten nicht, daß der Verluſt von Madras jezt durch die Eroberung von Pondichery gerächt werden würde. Man hatte im Fort St. David ſchon ſolche Zubereitungen gemacht, daß Boſcawen ohne Verzug ſeine Operationen anfangen konnte.

Die Armee ſezte ſich den 8ten Auguſt in Bewegung. Die königlichen Truppen beſtanden in 1200 Mann Landſoldaten, 800 Seeſoldaten, die zu den Schiffen gehörten, und 80 Artilleriſten; die Truppen der Compagnie aber in 750 Mann, worunter 300 Topaſſen waren, und 70 Artilleriſten; hiezu kamen noch 120 Europäer, welche die Holländer aus Negapatnam zur Verſtärkung ſchickten, und auf den Schiffen befanden ſich 1000 Seeleute, die in den Waffen geübt waren. In allem 3720 Europäer, 300 Topaſſen und 2000 Sepoys in Dienſten der Compagnie, die aber damals nicht beſſer als die gemeinen Peons diſciplinirt waren. Der Nabob Anwar-odeau wurde kaum dieſen Flor der Engländer gewahr, als er wieder auf ihre Seite überging, und 2000 Mann Reiterey als Hülfstruppen verſprach, von denen ſich aber nur 300 einfanden, da man ſie nicht mehr brauchte. Das grobe Geſchüz und die ſchwere Bagage wurde alles auf die Schiffe geladen, die voraus gingen, und zwey engliſche Meilen von Pondichery Anker warfen.

Die Agenten der Compagnie im Fort St. David hatten nicht die nöthigen Erkundigungen eingezogen, um des Admirals Operationen zu beſtimmen; denn da ſich die Armee dem Fort Arjancopang näherte, war niemand vorhanden, der eine genaue Beſchreibung von dem Orte machen konnte; indeſſen wurde doch beſchloſſen, ihn wegzunehmen, ehe man weiter vorrückte. Ein abgeſchickter Ingenieur, der ſich doch nicht nahe genug wagte, brachte die Nachricht, daß er blos eine Verſchanzung wahrgenommen habe, und ihm der Platz gar nicht feſt ſchiene. Dieſes beſtätigte ein Ueberläufer, der auch anzeigte, daß die Beſatzung nur aus 100 Sepoys beſtände, worauf der Admiral beſchloß, das Fort zu ſtürmen. Mit Tagesanbruch marſchirten 700 Mann darauf los, fanden aber, daß die vermeynte Verſchanzung nichts als ein Schutthaufen, das Fort ſelbſt aber ſehr regelmäßig befeſtigt war. Anſtatt 100 Sepoys wurde es von 100 Europäern und 300 Sepoys vertheidigt. Die unbeſorgten Engländer wurden mit einem ſtarken Kartätſchenfeuer empfangen; wollten aber dennoch nicht zurück weichen, bis 150 Mann theils getödtet, theils verwundet waren. Unter den erſtern war auch der Major Goodere, der erfahrenſte Offizier von den königlichen Truppen.

Dieſer Unfall ſchlug den Muth der Engländer nicht wenig danieder, dennoch wurde beſchloſſen, die Hoffnung zur Einnahme des Orts nicht aufzugeben. Man ließ einen Trupp diſciplinirter Matroſen mit acht ſchweren Kanonen von den Schiffen kommen. Die Franzoſen, die den Vortheil kannten in dieſer Jahres-

zeit Zeit zu gewinnen, nahmen sich vor, das Fort so lange als möglich zu vertheidigen. Es wurden auch außerhalb demselben Batterien errichtet. Die Engländer thaten ein gleiches; man verschoß von beiden Seiten viel Pulver, ohne sich einander Schaden zu thun. Sechzig Mann französische Cavallerie, von der Infanterie unterstützt, hatten die Kühnheit, sich den Verschanzungen zu nähern, wo die Matrosen postirt waren, die beym Anblick der Feinde die Flucht ergriffen und das panische Schrecken auch den regulären Truppen mittheilten. Die Franzosen verfolgten die Flüchtlinge bis zu den großen Batterien, deren Feuer sie aber bald nöthigte sich zurück zu ziehn. Major Lawrence, der sich beym Angriff in der Verschanzung befand, hielt es für schändlich zu fliehen, und wurde nebst einigen Offiziers gefangen genommen, und nach Ariancopang gebracht.

An eben diesem Tage flog ein Pulvermagazin im Fort in die Luft, wobey an 100 Mann getödtet oder verwundet wurden. Dieses Unglück sezte die übrige Besatzung in solches Schrecken, daß sie wenig Stunden nachher Feuer in die Minen legte, die sich unter den Festungswerken befanden, sie größtentheils in die Luft sprengte, und sodann eilfertig nach Pondichery marschirte. Die Ruinen wurden sogleich von den Engländern in Besitz genommen, die hier fünf Tage verweilten, und das Fort wieder ausbesserten; denn man beschloß, es besezt zu halten, damit während der Belagerung von Pondichery die Zufuhren zur Armee nicht beschwerlich gemacht werden möchten.

Die Lage von Pondichery war 70 Ellen vom Seeufer. Der Umfang der Stadt innerhalb den Mauern war etwas über eine engliſche Meile von Norden nach Süden, und 1100 engliſche Ellen von Oſten nach Weſten. Nach der Landſeite zu war ſie mit Wällen und Mauern umgeben, und von eilf Baſtionen vertheidigt; zwey andre lagen am Seeufer, und alle dieſe Werke umzingelte ein Graben. Außerdem waren noch an der Oſtſeite Batterien für 100 Kanonen angelegt, um die große Landſtraße zu commandiren, und innerhalb der Stadt war ein kleines Citadell. Der größte Theil des Bodens rund um Pondichery war mit einer Hecke von großen Aloebäumen, und andern dornichten dem Lande eignen Pflanzen umzäunt, die, mit einer Menge von Cocusnuß- und Palmbäumen vermiſcht, der Infanterie eine äußerſt ſchwere Paſſage verurſachten, der Cavallerie aber ganz undurchdringlich wären. Dieſe Hecke fing vom Seeufer an, und erſtreckte ſich in einen halben Zirkel ſechstehalb Meilen weit. Fünf Landſtraßen führten zur Stadt, und jede derſelben war durch eine wohlbeſezte Redoute gedeckt.

Die engliſche Armee brach den 26ſten Auguſt von Ariancopang auf, und näherte ſich der Stadt bis auf zwey Meilen. Von hieraus wurde ein Detaſchement abgeſchickt, eine der Straßenredouten wegzunehmen. Die Franzoſen verließen ſie, ohne Widerſtand zu thun, obgleich ſie ſo beſchaffen war, daß die Engländer nur durch viel Blut in den Beſitz derſelben hätten kommen können, wenn ſie vertheidigt worden wäre; zu gleicher Zeit wurden auch alle andre Straßenredou-

ten geräumt, und die Soldaten zogen ſich nach der Stadt zurück.

Die Laufgräben wurden in der Nacht vom 30ſten Auguſt in einer Entfernung von 1500 engliſchen Ellen von den Mauern eröfnet; eine Weite, die von der Unwiſſenheit der engliſchen Ingenieurs unleugbare Beweiſe gab. Dieſen groben Fehler zu verbeſſern, wurde bey hellem Tage eine andre Linie 100 Ellen näher aufgeworfen. Gegen Mittag geſchah ein Ausfall von 500 Franzoſen und 700 Sepoys, unter Anführung des Paradis. Beide Trencheen wurden zugleich angegriffen, aber fruchtlos. Die Franzoſen verloren 100 Mann und ſieben Offiziers, worunter auch der Befehlshaber Paradis war. Der nachher ſo berühmt gewordne Clive war damals Fähndrich, und befand ſich in dem vorderſten Laufgraben, wo er ſich durch ſeinen Muth ſehr auszeichnete, und die erſten Proben jener kriegeriſchen Talente gab, die ihm in der Folge, ſelbſt in Europa unter Deutſchlands großen Feldherren, einen erhabenen Rang gegeben haben würden, wenn er Heere in unſerm Welttheile commandirt hätte.

Die Arbeit in den Laufgräben ging ſchlecht von ſtatten, da es den Offiziers ganz an Erfahrung dieſer Art fehlte. Zwey Batterien, jede von drey Kanonen, wurden 1200 Ellen von der Stadt errichtet, um künftige Ausfälle abzuhalten. Die Bombardiergaliotte warf von der Seeſeite Tag und Nacht Bomben auf die Citadelle, die Franzoſen antworteten, und wußten ſie ſo genau zu treffen, daß ihr Stern zertrümmert wurde. Dieſer Unfall verurſachte, daß ſie ſich bey

Tage zurück zog, und nur des Nachts bombardirte. Die Ausfälle dauerten fort, beſonders war man aufmerkſam, die Convoys zu beunruhigen, die von den Schiffen ins Lager kamen. Eines Tages wurde eine ſolche Convoy geſchlagen, und zwey große Kanonen weg genommen. Man ſchickte ſogleich andre Truppen ab, um ſie wieder zu erobern; ſie kamen aber zu ſpät, denn die Beute war ſchon in Sicherheit gebracht.

Endlich wurden die Laufgräben mit unſäglicher Mühe bis auf 800 Ellen von den Mauern aufgeführt, da man es denn wegen eines großen Moraſtes unmöglich fand näher vorzurücken. Das Feuer war ſehr ſtark auf beiden Seiten. Die Engländer hatten durchgehends Kanonen von 18 bis 24 Pfund, und 35 große und kleine Mörſer. Die Franzoſen aber errichteten beſtändig neue Batterien, und arbeiteten mit ſolchem Fleiß, daß ihr Feuer doppelt ſo ſtark als das der Belagerer wurde. Dieſer Umſtand bewog den Admiral, den Kriegsſchiffen zu befehlen, ſich der Stadt zu nähern und ſie zu beſchießen. Mit Anbruch des Tages ſahe man die Schiffe in einer Linie ungefähr 1000 Ellen von den Mauern liegen, weil das niedrige Waſſer ihnen nicht erlaubte näher zu kommen. Die Kanonade war unaufhörlich, dem Anſchein nach ſchrecklich, allein der Wirkung nach unbedeutend, da die Entfernung zu groß und die See in Bewegung war. Anfangs zogen die Franzoſen einen großen Theil ihrer Artillerie von der Landſeite weg, um damit die Schiffe zu beſchießen; da ſie aber gewahr wurden, daß man hier von beiden Theilen einander nicht beykommen konnte, ſo brachten ſie ihr Geſchütz wieder zurück, und

ihr Feuer auf der Landſeite wurde ſo lebhaft als zuvor.

Die Kanonade von den Schiffen dauerte bis in die Nacht, da denn der Admiral, unwillig mehr Munition ohne alle Vortheile zu verſchwenden, ihnen Befehl zuſchickte ſich zurück zu ziehn; der Wind, der von der Seeſeite wehete, verhinderte jedoch dieſe Abſicht. Sie konnten alſo nicht ihre Stationen verlaſſen, und fingen daher den folgenden Morgen ihre Kanonade wieder an, bis gegen Mittag ſich der Wind änderte, und die Entfernung vom Ufer geſchah, worauf beide Theile zu feuern aufhörten. Die Flotte hatte nur zwey Todte, einer derſelben war Befehlshaber eines Kriegsſchiffs. Nach dem Bericht der Franzoſen hatte das große Feuer von den Schiffen in zwey Tagen keinen andern Schaden gethan, als ein altes malabariſches Weib zu tödten.

Das Feuer der Landbatterien dauerte drey Tags länger, jedoch ohne große Wirkung. Das Lager war voller Kranken, und das böſe Wetter war früher als gewöhnlich eingefallen. Es wurde daher den 30ſten September Kriegsrath gehalten, da man denn in Erwägung zog, daß der Regen, der gewöhnlich das ganze Land überſchwemmt, in kurzem die Fortſchaffung der Kanonen und der ſchweren Bagage unmöglich machen würde, und daß auch die Schiffe durch die anhaltenden Stürme wieder von der Küſte weg getrieben werden dürften; in dieſer Rückſicht wurde einmüthig die ſchleunige Aufhebung der Belagerung beſchloſſen.

Man brachte fünf Tage zu, die Batterien zu zerſtören, und die Kanonen, Bagage und Matroſen einzuſchiffen. Den 6ten October zogen ſich die Truppen nach dem Fort St. David zurück, und zwar mit vieler Mühe, weil die Wege durch den Regen ſchon überaus ſchlimm geworden waren. Bey Ariancopang machten ſie Halt, um das Fort in die Luft zu ſprengen. Die Belagerung hatte den Engländern, mit Inbegriff der durch Krankheit aufgeriebenen, 799 Soldaten und 265 Seeleute gekoſtet, zuſammen 1064 Europäer; ſehr wenig Sepoys waren dabey umgekommen, theils weil man ſich ihrer blos zur Bewachung des Lagers bedient hatte, theils auch weil ſie bey Annäherung der Gefahr immer davon liefen. Die franzöſiſche Beſatzung beſtand aus 1800 Europäern, und 3000 Sepoys; ihr Verluſt war 200 von den erſtern, und 50 von den leztern.

Verſchiedene Urſachen vereinigten ſich, dieſe große Unternehmung fruchtlos zu machen, unter welchen die ſpäte Ankunft der Flotte und der frühe Ausbruch des Regens die vornehmſten waren. Die Eroberung des Forts Ariancopang war eben nicht nöthig, weil man die ſchwache Beſatzung deſſelben während der Belagerung von Pondichery leicht hätte im Zaum halten können; ſo aber koſtete dieſes kleine Fort den Engländern 150 Mann nebſt den zwey erfahrenſten Offiziers, machte die übrigen muthlos, und hemmte die Progreſſen der Armee achtzehn Tage lang. Ferner der Admiral Boſcawen, der nichts vom Landdienſt verſtand, mußte ſeiner Inſtruction gemäß die Meynungen der Ingenieurs befolgen, deren grobe Unwiſſen-

heit alles übrige krönte. Der Muth, die Thätigkeit, und die groſſen Seetalente des Admirals waren hier ganz unnütz, da der Mangel in andern Kenntniſſen ihn zur Führung einer Belagerung untauglich machte. Ueberhaupt haben die Engländer in dieſem Jahrhundert keine unternommen, die ihnen ſo wenig Ehre macht, als dieſe von Pondichery.

Die Franzoſen ſangen das Te Deum und ſtellten ſo viel Freudensbezeugungen an, als ob ſie aus dem gröſten Unglück errettet worden wären. Dupleix ſchickte Briefe an alle Fürſten von Coromandel, ja ſelbſt an den Groſſen-Mogul, um ihnen Nachricht zu geben, daß er den fürchterlichſten Angriff abgeſchlagen hätte, der je in Indien gemacht worden wäre. Er empfing dagegen von ihnen die höchſten Lobeserhebungen, ſowohl in Anſehung ſeiner eignen Tapferkeit, als über den militäriſchen Charakter ſeiner Nation, der nunmehr durch ganz Indoſtan weit über den engliſchen erhaben geachtet wurde.

Zweites Buch.

Sobald die Belagerung von Pondichery aufgehoben war, verließ die englische Flotte die Küste von Coromandel, um der Monsun auszuweichen; fünf Schiffe gingen nach Achin, und die übrigen nach Trincomaly; der Admiral selbst aber blieb mit den Landtruppen im Fort St David. Im November kam die Nachricht aus Europa, daß zwischen Großbritannien und Frankreich ein Waffenstillstand bis zum folgenden April gemacht worden sey, dennoch erhielt Boscawen den Befehl, in Indien bis zum völligen Friedensschluß zu bleiben. Die englische Flotte kam im Januar 1749 nach dem Fort St. David zurück, auch Bouvet langte zu eben der Zeit mit seiner Escadre von Mauritius wieder zu Madras an, wo er eine große Summe Geldes und 200 Soldaten ausschiffte. 1749

Das Schwert war nun in die Scheide gesteckt, und es hing jezt blos von den Agenten der beiden Handelscompagnien ab, ihre friedlichen Geschäfte ruhig wieder vorzunehmen; allein der Krieg hatte von beiden Nationen weit mehr europäische Truppen nach Indien gebracht, als hier je versammelt gewesen waren. Es schien daher unmöglich zu seyn, daß eine so große Anzahl in Bewegung gesezter Krieger auf einmal sich in Ruhe begeben sollte; da sie also nicht länger wider einander fechten konnten, so beschlossen sie, sich in die Streitigkeiten der indischen Fürsten zu

miſchen; und zwar die Engländer mit großer Behutſamkeit, die Franzoſen voll ehrgeiziger Entwürfe.

Ein unglücklicher Fürſt, der ſieben Jahre zuvor den Thron von Tanjore verloren hatte, kam zum Fort St. David, und erſuchte die Engländer um Beyſtand, ſeine Krone wieder zu erlangen, wobey er behauptete, daß, wenn er, nur von wenigen Truppen unterſtützt, ſein Königreich wieder betreten ſollte, viele tauſend ſogleich ihn für ihren Beherrſcher erkennen würden. Die Erbfolge der Fürſten von ſeiner Familie war ſo verworren geweſen, daß es ſchwer war zu entſcheiden, wem die Krone rechtmäßig gehörte.

Im Jahre 1630 wurde der König von Tanjore von dem Könige von Tritchinapoly angegriffen und faſt überwältigt, er ſahe ſich daher gezwungen die Mavatten zu Hülfe zu rufen. Der berühmte Sevagy, der damals alle marattiſchen Völkerſchaften beherrſchte, ſchickte ſeinen Bruder ab mit einem großen Heer, das dem König von Tanjore bald alle Furcht vor ſeinem Feinde benahm, dagegen eine viel größere vor ſeinem Bundsgenoſſen erzeugte; denn dieſe machten ſolche Rechnungen von ihren Kriegskoſten, daß alle Reichthümer des Königreichs nicht hinreichend geweſen ſeyn würden, ihr Verlangen zu befriedigen. Unter dem Vorwand alſo dieſe Summe zu ſammeln, nahmen ſie von der Regierung Beſitz, und bald hernach erklärte ſich der Bruder des Sevagy zum König von Tanjore. Er regierte ſechs Jahr, und hinterließ drey Söhne; der älteſte Sevagy folgte ihm, dieſem der zweite Sohn Serbogy, und endlich der dritte Tuccogy. Ein jeder dieſer drey Brüder hatte Kinder; nach drey unregel-

mäßigen Thronbeſteigungen, die unter dieſen Vettern in weniger denn ſieben Jahren vorfielen, wurde Saujohy, der jezige Flüchtling, verjagt, und ſein Bruder, Pratop-ſing, auf den Thron geſezt. Dieſes war mit Zuſtimmung der Vornehmſten des Königreichs geſchehn, die durch die üble Regierung des Saujohy viel gelitten hatten. Die Engländer waren nicht befugt, ſich dieſes Fürſten anzunehmen. Sein Anerbieten aber, der engliſchen oſtindiſchen Compagnie im Königreiche Tanjore große Beſitzungen einzuräumen, die günſtigen Nachrichten, welche die Dolmetſcher von ihm gaben, und der zu ſehr übereilte Glaube an die Erzählung ſeines Unglücks, alles dieſes verurſachte, daß die Engländer ſich ſo viel Ehre als andre Vortheile von ihren Bemühungen verſprachen, ihn wieder auf den Thron zu ſetzen. Man kam überein, daß Saujohy, wenn die Unternehmung glückte, der Compagnie das Fort Devi-Cotah nebſt den dazu gehörigen Ländereyen abtreten, und überdem alle Kriegskoſten bezahlen ſollte.

Das Königreich Tanjore iſt 70 engliſche Meilen lang und 60 breit. Der Fluß Coleroon begränzt es nach Norden, und das Königreich Tritchinapoly und Tondimansland nach Weſten; nach Süden und Oſten aber macht theils das Meer, theils das Land Morawar die Gränze. Die Hauptſtadt heißt auch Tanjore, und liegt 20 Meilen von Tritchinapoly.

Die engliſchen Truppen, die man zur Eroberung von Tanjore beſtimmte, beſtanden in 430 Europäern und 1000 Sepoys, denen man vier Feldſtücke und vier kleine Mörſer mitgab. Die ſchweren Kanonen

aber und die Mundbedürfniſſe wurden auf vier Schiffe geladen, von denen zwey Linienſchiffe waren. Das Corps verließ in Begleitung des Saujohy das Fort St. David gegen Ende des März, und lagerte ſich den 13ten April an dem Ufer des Fluſſes Val-aru. In der Nacht eben dieſes Tages veränderte ſich die nordliche Monſun, und die ſüdliche fing mit einem Orkan an, der ſo wütete, daß in wenig Stunden alle Zelter des engliſchen Lagers in Fetzen zerriſſen waren; viele von den Zugochſen und Pferden kamen dabey ums Leben, und die ganze Munition war ſo ſehr verdorben, daß die Engländer gezwungen wurden, nach Portonovo zu marſchiren, um ſich wieder in nöthigen Stand zu ſetzen. Hier hörten ſie, daß der Orkan zur See noch weit größern Schaden gethan hätte. Zwey von den großen Compagnieſchiffen waren beym Fort St. David geſtrandet; das Hoſpitalſchiff, der Apollo, war mit allen darauf befindlichen Menſchen zu Grunde gegangen; ein gleiches Schickſal hatte der Pembroke, ein Schiff von 60 Kanonen, gehabt, von welchem ſich nur ſechs Mann retten konnten; ja ſelbſt das Admiralſchiff, Namur, von 74 Kanonen wurde mit 750 Mann von den Wellen verſchlungen. Bey dieſem erſchrecklichen Unglück war es noch ein Glück, daß die meiſten von den andern Schiffen ſich an entlegenern Theilen der Küſte befanden, wohin der Orkan ſich nicht erſtreckte.

Nachdem die Truppen ihren Schaden in Portonovo ausgebeſſert hatten, nahmen ſie ihren Marſch nach dem Fluſſe Colerovn zu, wo ſie ſich lagerten und verſchanzten. Der Befehlshaber, Capitain Cope, war

entſchloſſen, bevor er weiter ginge, hier Erkundigung von den Angelegenheiten des feindlichen Landes einzuziehen. Die Nachrichten, die er hier erhielt, waren ganz anders, als wie er erwartet hatte. Keine Perſonen von einigem Range waren bereit ſich für Saujohy zu erklären, auch keine Soldaten zeigten ſich; dagegen aber ſahe man viele dem König von Tanjore gehörigen Truppen in Bewegung, die entſchloſſen ſchienen, den Uebergang über den Fluß ſtreitig zu machen. Dieſe unerwartete Lage, und die gänzliche Unkunde des feindlichen Landes bewog den Capitain Cope hier Halt zu machen, und Verſtärkung vom Fort St. David zu begehren. Er erhielt 100 Europäer und 500 Sepoys. Nunmehr ging er über den Fluß, den man durchwaden konnte, ob er gleich eine Meile breit war; der Feind that dabey nur geringen Widerſtand. Die Schwierigkeiten aber vermehrten ſich, ſo wie man vorrückte. Der Weg führte durch einen dicken Wald, in welchem ſich die Feinde verborgen hatten, und aus dem Gebüſche einen Pfeil- und Kugelregen auf ſie fallen ließen, während daß große Trupps Reiterey und Fußvolk ſich im Rücken und in den Flanken zeigten. Da dies die erſte Expedition der Engländer gegen ein indiſches Heer war, wurden die Soldaten von nicht geringer Furcht befallen, weil ſie die Menge Feinde mit ihrer geringen Anzahl verglichen. Die Artilleriſten aber verloren den Muth nicht, ſondern hielten durch ihr lebhaftes Feuer den Feind in der Entfernung, wodurch denn die Entſchloſſenheit der engliſchen Soldaten wieder hergeſtellt wurde. Dennoch aber fand man für rathſam ſich zurück zu ziehn. Es wurde

Kriegsrath gehalten, um zu berathſchlagen, ob man vorrücken oder warten ſollte; bevor man aber noch zum Schluß kam, langte ein vom Admiral abgeſchickter Offizier mit dem ausdrücklichen Befehl an, den Marſch fortzuſetzen, und das Fort Devi-Cotah anzugreifen. In dieſem Zwiſchenraume hatten einige Soldaten einen andern Weg entdeckt, der durch eine offnere Gegend als die vorige führte, und wo die Truppen nicht umringt werden konnten. Dieſer neue Weg, den das Corps nunmehr nahm, war deſſen Rettung; denn man erfuhr nachher, daß die Tanjoren ihnen an ſo vielen Orten Hinterhalte gelegt hatten, daß ihr Untergang gewiß geweſen wäre. Spät des Abends langten ſie unweit Devi-Cotah an, konnten aber nichts von den hier liegenden Schiffen erfahren, weil niemand aus dem Lande ſich ihnen zu nähern wagte. Dicke Waldungen verdeckten die Schiffe, die nur vier engliſche Meilen vom Lager vor Anker lagen.

Die Engländer, die ſich auf die Schiffe verließen, hatten nur auf drey Tage Lebensmittel mitgenommen, und konnten wegen Menge der Feinde keine Detaſchements ausſenden, um die nöthigſten Bedürfniſſe anzuſchaffen; auch hatten ſie keine ſchweren Kanonen zum Angriff des Forts. In dieſer Lage blieb ihnen nichts übrig, als es zu ſtürmen; die Wälle aber waren zu hoch, um leicht erſtiegen zu werden. Man beſchloß der Beſatzung wenigſtens Furcht einzujagen, und den Ort mit Haubitzen zu beſchießen. Das Feuer dauerte die Nacht durch bis zum Morgen, da denn alle Haubitzgranaten verſchoſſen waren, ohne dem Fort den geringſten Schaden zugefügt, oder die Gar-

niſon in Schrecken geſezt zu haben. Nunmehr dachte man auf den Rückzug.

Dieſer geſchah auf dem nämlichen Wege, den man gekommen war. Gleich zu Anfang lag ein Wald, den der Feind beſezt, ja ſogar Kanonen dahin gebracht hatte. Das Gebüſch erſtreckte ſich bis an einen Strom, den die Engländer zur Zeit der Ebbe paſſirt waren, den man aber nicht gehörig unterſucht hatte, um deſſen Tiefe zur Fluthzeit zu beurtheilen. Jezt war das ganze Flußbette voll Waſſer, und der Strom reißend. Die Coolies, die mit der Bagage beladen waren, marſchirten voraus; kaum aber hatten ſie das Ufer erreicht, als man ſie aus dem Gebüſche ſehr lebhaft begrüßte. Dieſe Menſchen, die ſo wie alle niedern Caſten der Indier ſehr furchtſam ſind, ſtürzten ſich in den Strom, der ſieben bis acht Fuß tief war, und da ſie in der äußerſten Verwirrung auf einander fielen, verloren ſie die nöthige Stärke ſich zu retten, daher in weniger als einer Viertelſtunde 400 dieſer Unglücklichen ertrunken waren. Die Truppen machten hierauf Halt, und erwarteten die Ebbe, da ſie denn glücklich herüber kamen, ihren Marſch fortſezten, und endlich im Fort St. David anlangten.

Dieſer Verſuch hatte nun jedermann überzeugt, daß Saujohy unter ſeinen Landsleuten keine Anhänger habe. Dem ungeachtet aber beſchloß die engliſche indiſche Regierung, den Krieg fortzuſetzen, nicht ſowohl dem Saujohy durchaus wieder auf den Thron zu helfen, als vielmehr um den Flecken abzuwaſchen, vor den Waffen eines indiſchen Fürſten ſich zurück gezogen zu haben, und in der Hoffnung Beſitzungen zu

erlangen, die ſie für die bereits aufgewandten Koſten ſchadlos halten könnten. Das Fort Devi-Cotah liegt in einer ſehr bevölkerten Gegend, die mit viel Linnenmanufakturen angefüllt iſt, von der Art, wie ſie zum Handel der Compagnie dienlich ſind, und überdem iſt das benachbarte Land der fruchtbarſte Theil an der ganzen Küſte von Coromandel. Man findet an dieſer Küſte von Maſulipatnam an bis zum Vorgebirge Comorin keinen einzigen Hafen, der im Stande iſt ein Schiff von 300 Tonnen einzunehmen, welchen Mangel denn die Schiffahrt zu gewiſſen Jahreszeiten großer Gefahr ausſezt. Die Mündung des Fluſſes Coleroon bey Devi-Cotah iſt zwar zum Theil mit Sand verſtopft, dennoch aber iſt der Canal tief genug, um die größten Schiffe zu beherbergen; wenigſtens hofft man durch Mühe und Koſten es dahin zu bringen. Wenn dieſes geſchehen ſollte, ſo würde die europäiſche Nation, die ausſchließend dieſen Hafen beſäße, die größten Vortheile dadurch erlangen. Es wurde daher beſchloſſen, alles zur Eroberung von Devi-Cotah anzuwenden.

Die Truppen der Compagnie beſtanden jezt in 800 Europäern und 1500 Sepoys, die alle unter dem Commando des Major Lawrence zu dieſer Expedition gebraucht werden ſollten. Da der Marſch zu Lande ſo viel Schwierigkeiten gezeigt hatte, ſo beſchloß man, das Corps zur See nach Devi-Cotah zu führen. Die Europäer nebſt den Kanonen und der Bagage wurden auf ſechs großen Schiffen eingeſchifft, die Sepoys aber auf langen Fahrzeugen, deren ſich die Bewohner der Küſte von Coromandel zu ihrem Handel

bedienten. Man traf bey der Landung die Armee des Königs von Tanjore unter den Mauern des Forts gelagert. Es wurde sogleich von der andern Seite des Flusses beschossen, und in drey Tagen sahe man eine große Bresche. Die Feinde beantworteten das Feuer nicht, auch versuchten sie nicht die Bresche wieder auszufüllen, sondern wandten alle ihre Bemühungen an, Verschanzungen zu errichten, um das Fort mit dem Flusse Coleroon zusammen zu hängen.

Der Uebergang der Truppen über den Fluß war gefährlich, sowohl wegen des reißenden Stroms, als wegen der vielen Feinde, die in den Gebüschen am Ufer verdeckt lagen. Ein englischer Schiffszimmermann, Namens More, erfand eine Platform, die 400 Mann tragen konnte. Diese wurde in den Fluß geworfen, und gegen den Strom gezogen. Nun war noch nöthig, ein Seil auf der andern Seite des Ufers zu befestigen; dieses schien aber wegen der dort gelagerten Feinde kaum möglich zu seyn. Eben dieser brave Schiffszimmermann unterzog sich auch dieser gefährlichen Unternehmung, befestigte sich das Seil um den Leib, und schwam damit in einer dunkeln Nacht herüber, wo er es denn an einen großen Baum band, ganz nahe bey den feindlichen Vorposten, die es nicht gewahr wurden.

Den folgenden Tag gingen die Truppen mit ihren Kanonen vermittelst dieser Art von fliegender Brücke über den Fluß, zum großen Erstaunen der Tanjoren, die nie dergleichen gesehn hatten; dennoch machten sie ein groß:s Feuer, so daß 30 Europäer und 50 Sepoys getödtet wurden, bevor alle landen konn-

ten; ſodann zogen ſie ſich ins Fort zurück. Major Lawrence beſchloß die neulich gemachte Breſche ohne Verzug zu ſtürmen. Der Lieutenant Clive erbot ſich zu dieſem gefährlichen Commando, das ihm auch bewilligt wurde. Man beſtimmte dazu 34 Europäer und 700 Sepoys, die von allen übrigen Truppen unterſtützt werden ſollten. Clive ging mit den Europäern muthig voran; die Sepoys aber, anſtatt angeſchloſſen zu folgen, blieben zurück, um erſt alle ihre Haufen zuſammen zu ziehn. Der Feind, der dieſe Nachläſſigkeit wahrnahm, brach mit einem Trupp Reiter hervor, die man hinter den Linien verborgen hatte, und fiel den Europäern im Rücken, mit einem Ungeſtüm und ſo geſchickten Wendungen, die von dieſer Cavallerie ſehr vortheilhafte Begriffe gaben. In wenig Augenblicken waren die Europäer alle niedergehauen, nur Clive und drey andre retteten ſich, und langten glücklich bey den Sepoys an, die ſich nicht geregt hatten, den Engländern Hülfe zu leiſten. Die Tanjoren begnügten ſich mit ihren erlangten Vortheilen, griffen die beſtürzten Sepoys nicht an, ſondern zogen ſich zurück.

Major Lawrence rückte nun mit allen Europäern gegen die Verſchanzungen an. Die ſieghafte Reiterey zeigte ſich wieder, wurde aber ſo übel empfangen, daß ſie mit großem Verluſt zurück eilte, und eine ſolche Beſtürzung unter ihren Truppen verbreitete, daß alles ſich zu retten ſuchte. Die Engländer ſtürmten die Wälle ohne Widerſtand zu finden, und ſezten ſich alſo in den Beſitz des Forts.

Man durchſuchte es, und fand in einem Zimmer einen ſehr gefährlich verwundeten Tanjoren liegen, der unfähig war ſich zu bewegen. Die Flüchtlinge hatten ihn bey ihrer großen Eilfertigkeit mitzunehmen vergeſſen, ob er gleich ein Offizier von Rang, und überdem von einer hohen Caſte war. Man trug große Sorge für ihn, allein er weigerte ſich hartnäckig, die geringſte Hülfe von den Engländern anzunehmen; er wollte ſich auch durchaus nicht verbinden laſſen, bis er ſahe, daß man Anſtalt machte Gewalt zu brauchen. Kaum aber war er allein, als er den Verband abriß und ſeine Wunden zu erweitern ſuchte. Es mußten ihn daher immer einige Perſonen bewachen, und um ihm mehr Ruhe zu verſchaffen, wurde er in eine Hütte nach einem entlegenen Theile des Forts gebracht. Um ſeine Wächter ſicher zu machen, betrug er ſich drey Tage lang ganz ruhig, daher denn dieſe ſeine Verzweiflung geſtillt zu ſeyn glaubten, und ihn einſt in der Nacht, ihrer Meynung nach ſchlafend, verließen. Sobald ſie aber zur Thür heraus waren, erwiſchte der Tanjore die brennende Lampe und ſezte die Hütte in Brand; das Feuer breitete ſich in dieſer trockenen Jahreszeit ſo geſchwind aus, daß er erſtickt war, bevor man es löſchen konnte. Dieſer Indier ſtarb als ein Märtyrer ſeiner Begriffe von Unreinigkeit, die auf ihm wegen des Beyſtandes der Europäer haftete.

Nachdem man einige Tage zugebracht hatte, das Fort in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, wurden 100 Europäer und 300 Sepoys abgeſchickt, die Pagode Achevaram, die fünf Meilen von Devi-Cotah lag, in Beſitz zu nehmen. Alle Pagoden auf der

Küſte von Coromandel ſind nach Einer Form gebaut. Ein großer viereckigter Hof, der mit einer funfzehn bis zwanzig Fuß hohen Mauer umringt iſt; in der Mitte dieſes Hofes ſtehn die Tempel, deren Höhe nie die ſie umgebende Mauer überſteigt. Die Mauer hat ein, oder auch mehrere Thore, über deren Eingang ein hoher Thurm gebaut iſt, nicht zur Vertheidigung der Pagode, ſondern als ein hiſtoriſches Denkmal der Götter, zu deren Ehre ſie errichtet iſt; daher denn die vier Seiten des Thurmes auch gewöhnlich mit Bildhauerarbeiten überladen ſind, welche die Attribute und Schickſale dieſer Gottheiten vorſtellen. Die Pagode Achevaram iſt ein Viereck, von welchem jede Seite 300 engliſche Ellen lang iſt. Die Bramanen übergaben ſie auf die erſte Auffoderung, nur baten ſie, daß die Engländer nicht die geheiligten Plätze betreten möchten. Kaum aber hörten die tanjoriſchen Soldaten von dieſer Beſitznehmung, als ihr Abſcheu gegen die Verunreinigung ihres Tempels ihnen einen Entſchluß einflößte, den weder die Liebe zu ihrem Fürſten, noch ihr Durſt nach Kriegsruhm hätten erzeugen können. Beym Anbruch der Nacht griffen 5000 Mann die Pagode wüthend an; ein Theil verſuchte die Mauern mit Leitern zu erſteigen, während daß Andre ſich bemühten das Thor zu verbrennen, gegen welches ſie große Haufen von Stroh und andern brennbaren Materialien aufthürmten. Die Engländer, die von den Feinden keine Gnade zu hoffen hatten, wenn der Tempel eingenommen wurde, vertheidigten ſich aufs äußerſte; ſie zerſchmetterten die Leitern, feuerten auf die Stürmenden, und riſſen

die Strohhaufen mit Hellebarden ein. Die Feinde brachten immer mehr Stroh herbey, und fuhren mit dem Angriff bis zum Anbruch des Tages fort, da sie sich denn nach einem Verlust von 300 Mann zurückzogen; die Engländer hatten nur sechs verloren. Keine weitern Versuche wurden von den Tanjoren gemacht, da den folgenden Tag Lawrence mit dem größten Theile des Corps bis zur Pagode vorrückte.

Der Admiral und die Regierung im Fort St. David sahen nun wohl ein, daß fernere Unternehmungen gegen das Königreich Tanjore mit großen Schwierigkeiten verbunden wären; überdem that der König dieses Landes Friedensvorschläge. Die Engländer verlangten, daß das Fort Devi-Cotah nebst einem solchen Strich Landes, der jährlich 9000 Pagoden einbrächte, der ostindischen Compagnie auf ewig abgetreten werden sollte; ferner, daß der König von Tanjore die Kriegskosten bezahlen, und dem Saujohy eine Pension von 4000 Rupien bewilligen sollte; dagegen versprachen sie für seine Person zu bürgen, und zu verhindern, daß nie von ihm das Königreich wieder beunruhigt würde. Der König bewilligte alles, nicht sowohl aus Furcht vor den englischen Waffen, als wegen der Gefahr, womit sein Königreich von einer andern Seite bedrohet wurde; denn wenig Tage zuvor hatten sich in Carnatick Begebenheiten ereignet, welche die ganze Küste von Coromandel mit Bestürzung erfüllten.

Chunda-saheb, der, wie oben erzählt, von den Maratten 1741 zum Gefangenen gemacht worden war, wurde von ihnen wie das kostbarste Kleinod be-

wacht; ſie ſchlugen alle Anerbietungen für ſeine Ranzion aus, weil ſie ihrer Meynung nach mit ſeinen Reichthümern nicht im Verhältniß ſtanden. Der reichſte Fürſt in Indoſtan ſchützt immer Armuth vor, wenn Geld bezahlt werden ſoll, und Chunda-ſaheb, der entweder unfähig, oder nicht willig war, ihre ausſchweifenden Foderungen einzugehen, blieb gefangen, und unterhielt mit ſeinen Freunden in verſchiedenen Provinzen ſechs Jahre lang einen Briefwechſel, um ihnen Mittel vorzuſchlagen, die Maratten zu vermögen, ihn gegen billigere Bedingungen los zu laſſen.

Die vornehmſten Arcoten, die immer noch der Familie ihrer ermordeten Nabobs anhingen, und den Anwar-obean haßten, fanden keinen im Carnatick, der Macht und Ruf genug hatte, ſich der Regierung des Landes zu bemächtigen. Es lebte zwar in Vandiwaſch ein Bruder des Seid-Mahomed; die Kindheit dieſes Prinzen aber machte ihn unfähig, an die Spitze einer großen Conföderation geſtellt zu werden. Mortiz-Ally, der Statthalter von Velore, war ein naher Verwandter ihrer alten Nabobs; allein es fehlte ihm an Muth, und überdem wurde er wegen ſeiner verübten Mordthaten von jedermann verabſcheuet. Von den übrigen war niemand, der ſich weder mit ſeinem Kriegsrufe, noch mit ſeiner Macht brüſten konnte; dennoch konnte dieſe unter einem Haupte vereinigte Macht ſo Vieler furchtbar werden.

Chunda-ſaheb hatte ſich durch ſein Schwert bis zu den höchſten Würden emporgeſchwungen, und wurde für den beſten Feldherrn gehalten, den man ſeit vielen Jahren im Carnatick geſehn hatte. Seine

Abneigung gegen die niederträchtigen Kunſtgriffe, wodurch die indiſchen Fürſten gewöhnlich ihre Schätze häufen, hatte ihm die Liebe des ganzen Landes erworben, und ſein vortreflicher Verſtand die höchſte Verehrung erzeugt. Die Großen der Provinz ſahen ihn daher als die ſchicklichſte Perſon an, mit Anwar-odean um die Nabobſchaft zu ſtreiten; ihre gute Meynung von ihm aber diente eine Zeitlang blos, ſeine Feſſeln zu erſchweren; denn die Maratten ſteigerten ihre Foderungen nach dem Maaß, als ihr Gefangener wichtiger wurde.

Die Gemahlin und der Sohn des Chunda-ſaheb waren zeither beſtändig in Pondichery geblieben. Dupleix behandelte dieſe unglückliche Familie mit Ehrfurcht, und machte ſich mit ihren Angelegenheiten genauer bekannt. Er erfuhr die vortheilhaften Geſinnungen, die man zum Beſten des Gefangenen im Carnatick hatte, und gründete darauf einen Plan, die Macht der Franzoſen in Indien zu vergrößern, da ſich ſo viele Urſachen vereinigten, ihre Beſitzungen hier ſo auszudehnen, wie ſein großer Ehrgeiz es wünſchte.

Die Engländer, die ſich in Indoſtan lange vor den Franzoſen niedergelaſſen hatten, beſaßen Ländereyen im Innerſten des Reichs, und die Zuneigung der Indier; ſie hatten ſolche durch die genaue Beobachtung ihrer Verträge, durch die Güte ihrer Waaren, und noch mehr durch die große Ausdehnung ihres Handels erworben. Dieſe Superiorität hemmte beſtändig die Fortſchritte des franzöſiſchen Handels. In dieſer Zeit hingen die Geſchäfte aller europäiſchen

Colonien noch ſehr von der mogulſchen Regierung ab, die unter ihrem deſpotiſchen Zepter die Europäer nicht viel beſſer als ihre eignen Unterthanen behandelte; denn ihr Handel konnte von jedem hohen oder niedrigen Beamten, durch deſſen Diſtrict der Transport geſchah, nach Gefallen unterbrochen werden; und in Bengalen, wo Dupleix lange geweſen war, ging ſelten ein Jahr vorbey, ohne daß der Nabob von allen in ſeinem Königreich befindlichen Europäern nicht große Geldſummen erpreßte. Es wurden auch allenthalben Beſatzungen unterhalten, und andre militäriſche Ausgaben gemacht, welche die Handelsvortheile ſehr verringerten. Die hohe Meynung aber von der Kriegsmacht der indiſchen Regierung war ſo allgemein, daß die europäiſchen Truppen nie gebraucht wurden, ſich den Befehlen der Landesfürſten zu widerſetzen. Indeſſen waren die indiſchen Manufakturwaaren, die für die Märkte von Europa dienten, durch zu viel eingebrachtes Silber ſo ſehr im Preiſe geſtiegen, daß ſie weit weniger Vortheile als ehmals einbrachten. Dieſer Zuſammenfluß nachtheiliger Umſtände überzeugte den ſcharfſinnigen Dupleix, daß der Handel in Indoſtan nicht länger die Aufmerkſamkeit Frankreichs oder andrer europäiſchen Nationen verdiente. Da er aber die Entdeckung von dem unmilitäriſchen Charakter der Indier und den beſtändigen Zwiſtigkeiten ihrer Beherrſcher machte, ſo fiel er auf den Gedanken, daß bey einer wohl überdachten politiſchen Vereinigung mit einigen dieſer Fürſten, mehr durch Eroberungen zu gewinnen ſey, als alle Europäer bisher durch den Handel gewonnen hatten. Daher entwarf er einen Plan, dem Chunda-ſaheb beyzuſtehn.

Dieſe Ideen veranlaßten wahrſcheinlich die Hinderniſſe, die er den Operationen des la Bourdonnais in den Weg legte, um ihn abzuhalten, daß er nicht nach der Einnahme von Madras die Truppen nach ſeinem Gutdünken in andern Theilen von Indien gebrauchen möchte; denn zu eben dieſer Zeit hatte Dupleix ſchon einen vertrauten Briefwechſel mit Chunda-ſaheb in ſeiner Gefangenſchaft eröffnet, um über ihr gemeinſchaftliches Intereſſe die nöthigen Maaßregeln zu verabreden. Die erſte derſelben war die Befreyung des Chunda-ſaheb. Dupleix übernahm deshalb die Garantie bey den Maratten, die endlich mit 700,000 Rupien zufrieden waren, und ihm ſogar noch 3000 Mann Hülfstruppen verſprachen.

Von dieſen Truppen begleitet, und von ſeinem kühnen Geiſt unterſtützt, verließ dieſer Fürſt Sattarah im Anfange des Jahres 1748 mit dem Entſchluß, allenthalben Eroberungen zu machen, wo ſich die Gelegenheit dazu zeigen würde, bis er ſo viel Schätze geſammelt hätte, als erfoderlich wären, das Königreich Arcot mit Nachdruck anzugreifen. Während der Belagerung von Pondichery langte er an den weſtlichen Gränzen vom Carnatick an, wo er zwey Rajahs im Kriege begriffen fand. Er trat ſogleich auf die Seite des einen, der aber von einigen ſeiner Befehlshaber verrathen und in einem großen Treffen gänzlich geſchlagen wurde. Chunda-ſaheb ſelbſt gerieth in die Gefangenſchaft, ward aber auf der Stelle wieder losgelaſſen, da er vom Könige der Maratten eine Erklärung vorzeigte, worin allen indiſchen Fürſten gerathen wurde, ihn unangetaſtet zu laſſen, wenn ſie

nicht den furchtbaren Zorn der ganzen maratischen Nation auf sich laden wollten.

Der größte Theil von Chunda-sahebs Truppen wurde nach dieser Niederlage zerstreut, und nur 300 Mann waren ihm übrig geblieben, als er von dem Rajah von Chitterdourg ersucht wurde, ihm zu Hülfe zu kommen, und das Commando seiner Armee gegen den Rajah von Bedrour zu übernehmen. Die Länder dieser Fürsten liegen an den östlichen Gränzen der Provinz Canara, die sich längs der malabarischen Küste erstreckt. Unfälle schlugen nie den Geist des Chunda-saheb nieder; er sezte sich gleich mit seinem kleinen Trupp in Bewegung, und langte eben zu der Zeit an, als beide Heere alles zur Schlacht vorbereitet hatten. Sein Muth und seine Kriegserfahrenheit verschafften dem Rajah von Chitterdourg einen vollkommenen Sieg. Nach der Niederlage boten ihm 3000 Mann von der feindlichen Cavallerie ihre Dienste an, die er auch annahm, desgleichen nahm er von den Truppen seines Bundsgenossen 2500 Mann in Sold. Da diese Macht aber nicht hinreichend war, den Carnatick zu erobern, so hätte er an sein Vorhaben noch nicht denken können, wenn sich nicht eben damals sowohl in Delhi als in den südlichen Provinzen unerwartete Vorfälle ereignet hätten.

Der Große-Mogul Mahomed Schach, der 1739 die Demüthigung erlitten, seine Krone zu den Füßen des Thamas Kouli Khan zu legen, der sie ihm hernach wiedergab, fuhr fort das Reich mit solcher Schwäche zu regieren, daß die Großen seines Hofes in ihren Aemtern ganz nach Wohlgefallen schalteten;

nur der Vezier Kimir-ul-dien allein war seinem Monarchen gänzlich ergeben. Die Geschichte dieser Regierung liegt jedoch außerhalb den Gränzen dieses Werks bis zum Jahre 1748, da ein Heer von Afghanen von Candahar kam, und unter Anführung des Ahmed Abdalli in die nordlichen Provinzen des Reichs einfiel. Abdalli war Schach Nadirs Schatzmeister, da dieser Eroberer den 8ten Junius 1747 in Persien ermordet wurde. Er benutzte diesen Mord, ging mit allen ihm anvertrauten Schätzen davon, und machte sich in Zeit von sechs Monat zum Herrn aller derjenigen Provinzen von Indostan, die den Persern 1739 abgetreten worden waren, und von einer eben so grossen Strecke Landes jenseit der Gebirge. Ahmed Schach, der älteste Sohn Mahomeds, marschirte nebst dem Vezier dem Abdalli entgegen; es fielen große Scharmützel vor, und bey einem derselben wurde der Vezier durch eine Kanonenkugel erschossen, da er eben in seinem Zelte betete. Sein Tod verursachte dem Kaiser eine so außerordentliche Betrübniß, daß, nachdem er die Nacht mit Wehklagen zugebracht hatte, er den folgenden Tag auf dem Thron sitzend bey einem Anfall des Schmerzes seinen Geist aufgab. Der Prinz Achmed übergab sofort das Commando der Armee dem Munnu, Sohne des verstorbenen Veziers, und ging nach Delhi, wo er ohne alle Widersetzung im April 1748 als Kaiser anerkannt wurde.

Dem Tode des Groß-Moguls folgte bald ein anderer Todesfall, welcher noch wichtiger für Indostan war. Dieser betraf den denkwürdigen Nizam-almuluck, Subah von Decan, der, nachdem sein gan-

zes Leben eine Kette von Sorgen, Unruhen, der seltensten Ränke, und durch Ehrgeiz erzeugten Frevelthaten gewesen war, dennoch das ungewöhnliche Alter von 104 Jahren erreichte.

Er hinterließ fünf Söhne. Der älteste Ghaziodean besaß allen Ehrgeiz und alle Gottlosigkeit seines Vaters mit einem mehr unternehmenden Geist. Nizam-al-muluck hatte den schwachen Mogul genöthigt, seinem Sohne die großen Würden als Oberzahlmeister und Generalissimus seiner Heere zu übergeben. In diesen beiden Posten blieb er beständig bey Hofe, bediente sich seiner Gewalt, so wie sein Vater gethan hatte, gegen den Willen des Monarchen, und wurde bald der Beschützer aller unruhigen und unzufriedenen Omrahs des Reichs. Nach dem Tode seines Vaters ertheilte ihm Achmed die Subahschaft von Decan; seine andern Angelegenheit aber am Delhischen Hofe verhinderten ihn sich nach seiner Statthalterschaft zu begeben. Der zweite Sohn, Nazir-jing, war einst seinem Vater entflohen, und hatte gegen ihn die Waffen ergriffen. Der Vater erschien im Felde: da nun die beiden Heere einander sehr nahe standen, stellte sich der arglistige Nizam-al-muluck krank an, und verließ sein Zelt nicht; dabey er eine ihn befallene tödliche Krankheit ausstreuen ließ, die bey seinem hohen Alter nicht unerwartet war. Seine ganze Armee glaubte seinen Tod nahe; das Gerücht ging zur feindlichen über, wo es auch jedermann, selbst Nazir-jing glaubte; dieser erhielt unaufhörlich Boten mit pathetischen Einladungen von seinem sterbenden Vater, der sehnlich wünschte, ihn noch vor seinem Ende zu segnen. Die

Rolle wurde so wohl gespielt, daß Nazir-sing endlich sich zu dem Besuche bewegen ließ. Kaum aber hatte er seines Vaters Zelt betreten, als er in Verhaft genommen, und in Ketten gelegt wurde. In diesem Zustande mußte er mehrere Monate schmachten, bis Nizam-al-muluck von seiner Reue überzeugt war, und ihn wieder in Freyheit sezte. Nach dieser Zeit verhielt er sich ruhig. Die übrigen drey Söhne hatten sich weder durch gute noch durch üble Eigenschaften ausgezeichnet, sondern waren beständig als unthätige Höflinge dem Hofe ihres Vaters gefolgt.

Die Großen in Indostan lieben ihre Kinder sehr, so lange sich diese noch in den Kindheitsjahren befinden; sobald sie aber das Jünglingsalter erreichen, und an den ewigen Intriguen der indischen Höfe Theil nehmen, so sind sie anstatt ein Trost ihrer Aeltern, vielmehr ein Gegenstand ihres Mißtrauens; denn es fehlt hier nie an Menschen, die sich bemühen, sie in Anschläge und Verschwörungen zu verwickeln. Daher geschieht es oft, daß ein Fürst in seinen lezten Lebensjahren nicht die geringste Neigung gegen seine Söhne hat, und dafür alle seine väterliche Liebe an seine Enkel verschwendet. Da dieser Fall so häufig eintrift, hat ein orientalischer Dichter davon Gelegenheit genommen zu sagen: „Daß die Aeltern während dem Leben ihrer „Söhne ihren Enkeln so große Zärtlichkeit beweisen, „weil sie in ihnen die Feinde ihrer Feinde sähen.“ Unter Nizam-al-mulucks Enkeln war einer von seiner Lieblingstochter geboren. Diesen Jüngling, Namens Hidayetmohy-odean, hatte er beständig um sich gehabt, und ihn so zärtlich geliebt, daß nach seinem Tode sich

das Gerücht verbreitete, er habe ihn in seinem Testament zum Erben des größten Theils seiner Schätze eingesezt, und zu seinem Nachfolger in den südlichen Provinzen ernannt.

Es ist sehr schwer, das Authentische in den geschriebenen Verhandlungen der Fürsten in Indostan zu beweisen, denn da sie ein Siegel statt ihrer Unterschrift gebrauchen, so ist der Abdruck leicht nachgemacht. Dieser sowohl als andrer Verfälschungsmethoden bedient man sich ohne Skrupel, sobald man es für zuträglich findet. Es ist daher nicht zu bestimmen, ob dieses Vermächtniß-Gerüchte wirklich gegründet war; so viel aber ist gewiß, daß es durchgehends geglaubt wurde. Indessen hatte Nizam-al-muluck als ein Lehnsmann des mogulschen Reichs kein Recht, nicht einmal seine Schätze, vielweniger seine Staaten nach Gefallen wegzugeben.

Nazir-jing hatte eine Zeitlang seines Vaters Heere commandirt, und bediente sich jezt der hiedurch erlangten Gewalt, den Ansprüchen seines Neffen Hidayetmohy-odean sich zu widersetzen. Er fing damit an, daß er sich der väterlichen Schätze bemächtigte, um durch diese sich im Besitz der Subahschaft zu erhalten. Er gab vor, daß sein ältester Bruder Ghazi-odin Khan, der rechtmäßige Erbe, ihm diese überlassen habe, weil er seine Würden am Hofe zu Delhi der Regierung von Decan vorzöge, und daß dieser Vertrag von dem Mogul bestätiget wäre.

Zu den vielen Beyspielen von der Verachtung, womit man in neuern Zeiten die Kaiser behandelt hat, gehört auch dieses, daß die Statthalter der Provinzen

ohne Bedenken nicht allein Briefe, Befehle und Patente des mogulſchen Hofes nachgemacht, ſondern ſogar Leute gemiethet haben, die unter dem Charakter kaiſerlicher Abgeordneter mit großem Pomp empfangen wurden, mit den Nabobs zum Schein Conferenzen hielten, und ſo dem Volke Staub in die Augen ſtreuten. Dieſes geſchieht noch jezt. Der Nabob demüthigt ſich vor dem ſogenannten Geſandten des Kaiſers, der öffentlich ſein Creditiv nebſt den Befehlen übergiebt, die man abſichtlich entworfen hat, und auf deren Vollziehung er dringen muß. Solche Maaßregeln ſind bey einem Volke nöthig, das immer noch die höchſte Verehrung für das Blut Tamerlans hat, daher es dem Intereſſe des Vicekönigs gemäß iſt, die Meynung zu verbreiten, daß er ein Günſtling des Kaiſers ſey, wenn er gleich eben zu der Zeit wider ſeine Autorität bewaffnet iſt. Dieſer Methode zu folge zeigten ſowohl Nazir-jing als Hidayet-mohy-odeen Patente vom Großen-Mogul vor, und ließen Abgeordnete von Delhi auftreten. Der leztere behauptete, daß der Kaiſer nebſt der völligen Einſetzung in ſeines Großvaters Verlaſſenſchaft ihm den Namen Murzafajing, oder der Unüberwindliche, beygelegt hätte; bey welchem er hernach auch immer genannt wurde. Die Schätze aber, die Nazir-jing im Beſitz hatte, ſezten ihn in den Stand, ſeines Vaters Armee zu bezahlen, und dieſe war ſo zahlreich, daß alle Truppen, die Murzafa-jing zuſammen bringen konnte, nicht zureichend waren, ihm Widerſtand zu thun. Dieſer Prinz hatte nicht mehr als 25000 Mann, mit denen er ſich in den weſtlichen Provinzen von Golconda lagerte,

um einen glücklichen Vorfall zu erwarten, seinen Vortheil mit Vortheil angreifen zu können.

Chunda-saheb hörte nach der gewonnenen Schlacht bey Chitterdourg von der Lage des Murzafa-jing, und betrachtete ihn als einen Fürsten, der, so wie er selbst, zu kühnen Unternehmungen vom Glück gleichsam gezwungen wäre; er beschloß daher sich mit ihm zu vereinigen, und bot ihm seinen Beystand an. Sein kriegerischer Ruhm verursachte, daß er mit offenen Armen aufgenommen wurde, und seine Truppen traten sogleich in Murzafa-jings Sold. Chunda-saheb erkannte sein Recht zur Subahschaft der südlichen Provinzen, und gewann bald sein völliges Zutrauen; sodann machte er ihm seine eignen Ansprüche auf den Carnatic bekannt, und brachte seinen neuen Oberherrn leicht dahin, diese Ansprüche ihm durch förmliche Bestallungen zu bestätigen, worin er zum Nabob von Arcot ernannt wurde. Chunda-saheb benutzte diesen guten Willen noch weiter. Er stellte vor, daß die in der Nähe von Golconda liegenden Länder zu sehr durch die Waffen des Nazir-jing in Furcht gehalten würden, um sich für Murzafa-jing zu erklären, bis er mit mehr Truppen seine Rechte behaupten könnte, und daß diese Furcht fortdauern und ein beständiges Hinderniß seyn würde, seine Armee in den Ländern zu vermehren, wo er sich jezt befände; daß sie aber zur Eroberung vom Carnatick stark genug wäre; sobald diese nun geschehn, und er sich im Besitz dieses ausgedehnten Landes befände, wollte er ihn mit so vielen Soldaten und Geld versehn, daß er fähig seyn sollte, den Nazir-jing mit Vortheil anzugreifen. Chunda-saheb versprach dem

Murzafa-jing auch hernach ſein Begleiter zu ſeyn, bis er ſeine Unternehmung völlig ausgeführt hätte, oder im Fall ihnen das Glück den Rücken kehren ſollte, mit ihm umzukommen, kurz mit ihm zu ſiegen oder zu ſterben. Das Romanhafte dieſes Plans machte den tiefſten Eindruck auf das Gemüth eines jungen Prinzen, der voller Muth und Ehrgeiz war; er betrachtete ſeinen Freund Chunda-ſaheb als einen Schutzengel, und ergab ſich blindlings ſeinen Rathſchlägen.

Dupleix erhielt ſehr bald Nachricht von dieſem Entſchluſſe, und wurde eingeladen, Theil an dem Entwurf zu nehmen, mit der Zuſicherung großer Vortheile für ſich und die franzöſiſche oſtindiſche Compagnie, wenn die Unternehmung glücken ſollte. Nichts konnte dieſem ehrgeizigen Manne angenehmer und ſeinen Abſichten gemäßer ſeyn, als eine ſolche Gelegenheit, zu gleicher Zeit ſeinen eignen Ruhm und das Intereſſe ſeiner Nation in Indien zu vergrößern. Sobald er alſo von der Annäherung des Murzafa-jing hörte, ließ er 400 Europäer und 2000 Sepoys zu ihm ſtoßen. Dieſe Truppen wurden von dem franzöſiſchen Oberſten d'Auteuil commandirt; Raja-ſaheb, der Sohn des Chunda-ſaheb, begleitete ſie, und verließ Pondichery, wo er während der ganzen Zeit ſeines Vaters Gefangenſchaft gelebt hatte.

Anwar-odean, der Nabob von Arcot, hatte bisher den Carnatick regiert, ohne die geringſten innerlichen Unruhen erfahren zu haben; auch von außenher war er ſehr wenig durch kriegeriſche Auftritte beunruhigt worden. Seine Aufmerkſamkeit war jedoch immer auf den Chunda-ſaheb gerichtet geweſen; er un-

terhielt Emiſſarien in Sattarah, um alle ſeine Schritte während ſeiner Gefangenſchaft zu beobachten, die er wahrſcheinlich durch Geſchenke an die Maratten verlängerte. Sobald ſich nun Chunda-ſaheb in Freyheit befand, zweifelte der Nabob nicht, ſo ſehr er es auch verbarg, daß die Zeit nahe ſey, wo er ſeine Statthalterſchaft mit dem Schwerte behaupten müßte. Er ſezte ſeine Armee in beſſern Stand, die, ſo wie die Heere faſt aller indiſchen Fürſten in Friedenszeit, aus undiſciplinirten und untauglichen Schaaren beſtand; er nahm jezt blos brauchbare Männer und tüchtige Pferde an, und ſo brachte er eine wohl ausgerüſtete Armee zuſammen, die aus 12000 Mann Cavallerie und 8000 Mann Infanterie beſtand, mit welcher er entſchloſſen war, den Carnatick aufs äußerſte zu vertheidigen. Dabey ließ er aber eine andre zu ſeiner Erhaltung ſehr nöthige Maaßregel aus der Acht, nämlich von den Engländern Hülfstruppen zu verlangen. Dieſe, die damals mit einer viel unbedeutendern Unternehmung beſchäftigt waren, bewieſen ſich eben ſo blind gegen ihr wahres Intereſſe; ſie blieben bloße Zuſchauer, anſtatt dem Nabob von ſelbſt ihre Truppen anzutragen, da ſie ſahen, daß die Franzoſen ſeinen Rival unterſtützten.

Mitlerweile rückte Chunda-ſaheb und Murzafa-jing vorwärts, und erhoben in allen Ländern, durch welche ſie marſchirten, die Taxen, die Murzafa-jing als Subah einfoderte. Die Truppen wurden immer verſtärkt, ſo daß ſie bey der Ankunft an den Gränzen des Carnaticks 40,000 Mann betrugen. Der Nabob hatte ſich mit 20,000 Mann bey dem Fort Am-

boor, funfzig Meilen von Arcot, gelagert. Dieſes Fort lag auf dem Gipfel eines Berges, und war einer der vornehmſten Päſſe, die zum Carnatick führten; hier hatte er eine ſtarke Verſchanzung aufwerfen laſſen, mit Kanonen beſezt, die von 60 europäiſchen Landſtreichern bedient wurden.

Auteuil erbot ſich, mit ſeinen Truppen allein die Verſchanzung zu ſtürmen, und Chunda-ſaheb ergriff begierig dieſe Gelegenheit, um dem Prinzen die Wichtigkeit der europäiſchen Alliirten zu zeigen, die er ihm verſchafft hatte. Die franzöſiſchen Soldaten, aufgemuntert durch übertriebene Beſchreibungen von den Schäzen, die ſie in des Nabobs Lager finden würden, rückten muthig zum Angriff an, allein ſie wurden zweymal durch das ſtarke Feuer der Artillerie zurück geſchlagen, wobey Auteuil ſelbſt eine Wunde bekam. Der Ehrgeiz aber, da dieſes gleichſam eine Hauptprobe ihrer Tapferkeit ſeyn ſollte, und das ganze Heer des Murzafa-jing nebſt deſſen erhabenen Anführern die Augen auf ſie geheftet hatte, auch ihre eigne Offiziers ſie nachdrücklich anfeuerten, alles dies verurſachte, daß ſie laut verlangten, einen neuen Angriff zu machen. In dieſer Zeit war auch der Muth der Vertheidiger durch die von den Franzoſen bewieſene Kühnheit geſchwächt worden, daher ſie bey dieſem wiederholten Verſuche wenig Widerſtand thaten. Die Franzoſen hatten kaum die Verſchanzung beſtiegen, als ſich alle Poſten durch die Flucht retteten, und den Mittelpunkt des Heers zu erreichen ſuchten, wo ſich die große Fahne des Nabobs befand. Er war hier in eigner Perſon, auf einem Elephanten ſizend, und von einer auserle-

ſenen Schaar Reiter umgeben, die er aufs äußerſte ermunterte, nicht ihren Poſten zu verlaſſen. Die Franzoſen wollten völlig ausführen, was ſie ſo glücklich angefangen hatten, und rückten, ohne Unterſtützung zu erwarten, auf die Hauptarmee los; Chunda-ſaheb aber ſchickte ſogleich einige Truppen ab, die zur Verſtärkung dienen ſollten.

In dieſem kritiſchen Augenblicke erfuhr der Nabob, daß die Fahne des Maphuze-Khan, ſeines älteſten Sohnes, nicht mehr geſehn würde, und daß dieſer Sohn ſelbſt durch einen Kanonenſchuß ſein Leben verloren hätte. In der erſten Regung des tiefſten Schmerzes wurde er den Elephanten des Chunda-ſaheb gewahr, deſſen Inſignien er kannte. Mehr als Eine ſtarke Leidenſchaft war nun in Bewegung, daher der Nabob, wütend bey dem Anblicke des Urhebers von dieſem unglücklichen Tage, dem Führer ſeines Elephanten unter Verſprechung einer großen Belohnung befahl, auf den Elephanten des Chunda-ſaheb loszugehen. Die Franzoſen aber füllten den Zwiſchenraum an, und feuerten; ein Muskетenſchuß ging dem Nabob durchs Herz, und er fiel todt von ſeinem Elephanten herunter.

Es geſchah nun hier, was gewöhnlich bey den Schlachten in Indoſtan nach dem Tode des Anführers der Fall iſt; alle Truppen des Nabobs ohne Ausnahme begaben ſich auf die Flucht. Die Flüchtlinge wurden verfolgt, viele gefangen genommen, und noch mehr niedergehauen. Unter den Erſchlagenen befanden ſich vier der Vornehmſten des Landes. Maphuze-Khan, deſſen Tod fälſchlich ausgeſprengt war,

wurde zum Gefangenen gemacht; Mahomed-Ally aber, der jüngſte Sohn des Nabobs, rettete ſich mit der Flucht. Nur 12 Franzoſen wurden getödtet und 63 verwundet, von ihren Sepoys aber war die Anzahl der Todten und Verwundeten ungefähr 300. Dieſe entſcheidende Schlacht geſchahe den 23ſten Julius. Die Sieger nahmen das ganze feindliche Lager in Beſitz und eine große Menge Bagage, die geplündert wurde. Die Beute war ſehr beträchtlich; auch ſechzig Elephanten und ſehr viele Pferde fielen den Siegern in die Hände. Dieſe Thiere, nebſt der Artillerie, den Waffen und der Munition behielten Chunda-ſaheb und Murzafa-jing für ſich, alles andre aber wurde den Soldaten überlaſſen. Die Franzoſen bekamen ihre Belohnung am Gelde. Den folgenden Tag brach die Armee nach Arcot auf, und nahm ohne den geringſten Widerſtand von dieſer Hauptſtadt Beſitz.

Murzafa-jing zeigte hier den ganzen Pomp und die Würde eines Subah, und als den erſten Beweis ſeiner Autorität ernannte er ſeinen Freund Chunda-ſaheb förmlich zum Nabob vom Carnatick, und aller andern Länder, die Anwar-odean beſeſſen hatte. Dieſe ſchleunige Revolution ſezte alle Fürſten auf der Küſte von Coromandel in Beſtürzung, die dem Chunda-ſaheb abgeneigt waren. Unter dieſen befand ſich vorzüglich der König von Tanjore, deſſen Anherr ſich zu der Zeit, da der Carnatick von den Mohren erobert wurde, den Siegern mit der Bedingung unterwarf, daß er ſein Land ferner nach den alten Gebräuchen regieren könnte; für dieſes Vorrecht bewilligte er einen

jährlichen Tribut zu bezahlen, und eine Anzahl Hülfstruppen zu liefern, wenn der Nabob vom Carnatick für das Intereſſe des Großen-Moguls Krieg führen müßte. Als Chunda-ſaheb 1736 zum Statthalter von Tritchinapoly ernannt wurde, ſo foderte er den König von Tanjore auf, den rückſtändigen Tribut zu bezahlen; auch behauptete er, daß der König noch auf andre Weiſe die kaiſerlichen Rechte verlezt hätte. Es kam zum Kriege, worin Chunda-ſaheb die Hauptſtadt von Tanjore belagerte, jedoch ohne Erfolg. Die Furcht vor ſeinem Ehrgeiz, und der Haß gegen ihn, wegen der von ſeinen Truppen verunreinigten Tempel, veranlaßte die Fürſten der ſüdlichen Provinzen, beſonders aber den König von Tanjore, die Maratten zu bewegen, den Carnatick anzugreifen, zu eben der Zeit, da dieſes kriegeriſche Volk auch von Nizam-al-mulück, obwohl aus andern Bewegungsgründen, zu dieſem Kriege aufgemuntert wurde. Die Unglücksfälle, die hiedurch über die regierende Familie von Arcot und über Chunda-ſaheb ausbrachen, waren von der Art, daß die Urheber von dieſer Revolution keine Verſöhnung hoffen konnten. Die Nachricht von der Schlacht bey Amboor kam eben nach Tanjore, da die Engländer unter dem Major Lawrence im Lande waren, und ſezte den König in ſo große Furcht, daß, um der Engländer Freundſchaft zu gewinnen, oder wenigſtens ihren Feindſeligkeiten in dieſer Lage ein Ende zu machen, er viel härtere Bedingungen würde eingegangen ſeyn, als diejenigen waren, die man jezt von ihm verlangte. Nach dem Friedensſchluß ließ Lawrence eine Beſatzung in Devi-Cotah zurück, und marſchirte

mit seinen übrigen Truppen wieder nach dem Fort St. David, wo kurz zuvor die Nachricht von dem wirklich geschlossenen Frieden zwischen Großbritannien und Frankreich angelangt war.

Die Revolution in Arcot beunruhigte die Engländer nicht wenig, und der Antheil, den Dupleix daran genommen hatte, erklärte seine ehrgeizigen Absichten hinreichend; unglücklicherweise aber war ihr eignes Betragen gegen den König von Tanjore so beschaffen, daß sie wider das Verfahren des Dupleix nicht schicklich protestiren konnten; denn sie vermochten ihm nichts zur Last zu legen, das sie nicht selbst gethan hatten. Die Schlacht bey Amboor wurde daher von ihnen gar nicht berührt, sondern sie begnügten sich die Ueberlieferung von Madras zu fodern, da dieses ein Artikel des Aachner Friedens war. Der Admiral Boscawen segelte mit einem Theile seiner Flotte dahin, um von der Stadt Besitz zu nehmen. Dieses geschah auch in der Mitte des Augusts, und zwar erhielten sie die Engländer in einem ganz andern Zustande, als wie sie solche verlassen hatten. Die Gebäude in der weißen Stadt waren unverändert geblieben, die Bastionen und Festungswerke aber erweitert und verbessert worden; einen Theil von der schwarzen Stadt, wo die reichsten armenischen und indischen Kaufleute wohnten, hatten die Franzosen zerstört, und aus den Trümmern der Gebäude ein vortreffliches Glacis gemacht. Dennoch waren die Festungswerke bey weitem nicht mit denen vom Fort St. David zu vergleichen, die so vervollkommt waren, daß die ostindische Compagnie der hieher durch den

Krieg verlegten Regierung von den brittischen Besitzungen auf der Küste von Coromandel, ferner hier zu bleiben verordnete.

Während der Zeit, daß sich Boscawen in Madras aufhielt, entdeckte er, daß die indischen Katholiken, die zu St. Thomas wohnten, und den größten Theil der Bewohner dieses Orts ausmachten, durch den Einfluß ihrer Priester ganz den Franzosen ergeben waren. Der beständige Verkehr mit den Engländern und die große Nachbarschaft veranlaßte, daß die Priester von den geringsten Vorfällen zu Madras Nachricht erhielten, die sie denn sofort an Dupleix meldeten. Dieser Gouverneur machte kund, daß Murzafa-jing der französischen ostindischen Compagnie St. Thomas als ein Eigenthum überlassen hätte. Boscawen, um den Kundschaftern ihr Handwerk zu legen, noch mehr aber um dem großen Nachtheil vorzubeugen, der aus einer französischen Besatzung des Orts für die Engländer entstehen würde, nahm davon Besitz. Diese Stadt hatte viele Jahre lang den Nabobs von Arcot zugehört, nach dem Tode des Anwarodean Khan aber schien sie niemand anzugehören, denn es waren hier weder Civilbeamten, noch Offiziers, die unter Autorität handelten. Man pflanzte daher die englische Flagge auf den Thoren der Stadt; alle verdächtigen Priester wurden verbannt, und einer derselben, den Dupleix bedächtlich von Pondichery hieher geschickt hatte, nach Europa transportirt.

Murzafa-jing und Chunda-saheb waren in dieser Zeit in Arcot beschäftigt, ihre neue Regierung fest zu gründen; sie foderten alle Oberhäupter der Districte

auf, desgleichen alle Commandanten der Forts, Freunde sowohl als Feinde, Contributionen zu bezahlen; unter diesen befand sich auch Mortiz-Ally, Statthalter von Velore, der 700,000 Rupien, ungefähr 5,2500 Rthlr., bezahlte. Sodann brachen Beide mit dem größten Theile ihres Heers nach Pondichery auf, wo sie mit großer Pracht ihren Einzug hielten. Dupleix empfing sie mit den ausgesuchtesten Ceremonien und allen orientalischen Beweisen der Ehrerbietung; er sparte keine Kosten, um dem Murzafa-jing eine hohe Meynung von der Größe und Macht der französischen Nation beyzubringen. Hier wurde der Plan ihrer künftigen Operationen entworfen, und Chunda-saheb machte dem Dupleix ein Geschenk mit der Souverainität über einundachtzig Dörfer, in der Nähe von Pondichery. Beide Fürsten bezogen sodann ein Lager 20 Meilen von der Stadt.

Mahomed-ally, der zweite Sohn des Anwar-oddean Khan, flohe vom Schlachtfelde bey Amboor gerade nach Tritchinapoly, wo seine Mutter nebst dem größten Theile von seines Vaters Schätzen zur Sicherheit hingeschickt worden war. Diese Stadt war nach indischer Art stark befestigt, dennoch blieb wenig Hoffnung übrig, sie gegen Murzafa-jing und die Franzosen zu vertheidigen, es sey denn, daß die Besatzung durch englische Truppen verstärkt würde. Mahomed-ally hoffte, sie würden von der Nothwendigkeit überzeugt seyn, die Fortschritte der Franzosen zu hemmen, und wandte sich daher an sie, sobald er Tritchinapoly erreicht hatte. Er stellte ihnen vor, daß sowohl Murzafa-jing als Chunda-saheb Reichsrebellen wären, daß

Nazir-jing der, wahre vom Großen-Mogul ernannte Subah von Decan, ſo wie er ſelbſt der wahre Nabob vom Carnatick ſey, da er bereits von Nizam-al-mulluck zum Nachfolger ſeines Vaters ernannt worden, und er daher täglich die Beſtätigung von Nazir-jing hoffte. Wenig Tage nachher behauptete er auch ſeine Beſtallungsbriefe wirklich erhalten zu haben.

Während daß Dupleix nun an Ausführung eines Plans arbeitete, von welchem er wußte, daß er dem franzöſiſchen Miniſterio höchſt angenehm ſeyn müßte, waren die Agenten der engliſchen oſtindiſchen Compagnie nicht bevollmächtigt, deren Angelegenheiten ungewiſſen Kriegsvorfällen auszuſetzen; denn da ſie nichts von Dupleix Abſichten ahndeten, ſo hatten ſie auch von den Directoren keine Vollmacht verlangt, um nach Beſchaffenheit der Umſtände handeln zu können; zu gleicher Zeit verharrten ſie in ihrer alten Ehrfurcht gegen die mogulſche Regierung. Sie wußten nicht, ob Murzafa-jing oder Nazir-jing der wirkliche Subah wäre, eben ſo ungewiß waren ſie auch in Anſehung der Anſprüche des Mahomed-ally auf die Nabobswürde; ſie fürchteten daher die Beſitzungen der Compagnie in allen Theilen von Indien der Rache des Delhiſchen Hofes auszuſetzen, wenn ſie ſich in dieſen Krieg miſchen, und zufällig die unrechte Parey ergreifen ſollten. Die Nothwendigkeit war ihre Rechtfertigung bey der Beſitznahme von St. Thomas, und ſchon bereuten ſie ihre glückliche Expedition in Tanjore. Da ſie an keine Eroberungen dachten, ſo ſtellten ſie ſich vor, daß die Zurückgabe dieſer Oerter die mogulſche Regierung befriedigen würde, die ſie alſo ja nicht weiter reizen wollten.

Durch dieſen Geiſt der Behutſamkeit eingeſchränkt, zu einer Zeit, wo ſie von der andern Seite mit nicht geringer Gefahr bedroht wurden, waren ſie unfähig diejenigen Maaßregeln zu nehmen, die ihre Lage verlangte. Anſtatt den Admiral Boſcawen mit ſeiner Flotte auf der Küſte zu behalten, und dem Mahomedally mit ihrer ganzen Macht beyzuſtehen, ohne erſt lange die Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche zu erforſchen, ſchickten ſie nur 120 Europäer nach Tritchinapoly, und ließen den Admiral mit allen Schiffen und Truppen nach England zurück kehren, ob er gleich erklärt hatte, daß er bleiben wollte, wenn die engliſch-indiſche Regierung in dieſer kritiſchen Lage ihn darum erſuche.

Die engliſche Flotte ſegelte alſo den 21ſten October vom Fort St. David ab, und ließ nur 300 Mann zurück, zur Verſtärkung der Beſatzung. Die Franzoſen waren ſo ſehr von den großen Vortheilen überzeugt, die ſie durch Boſcawens Abreiſe erlangen würden, daß ſie durchaus nicht glauben wollten, daß er Willens ſey Indien zu verlaſſen; ſie glaubten vielmehr, er verließe die Küſte blos, um die ſtürmiſche Monſun zu vermeiden, und würde hernach wieder kommen. Dennoch, ſo kurz ihnen dieſe Abweſenheit auch ſcheinen mußte, ſo waren ſie doch vorbereitet, davon allen möglichen Nutzen zu ziehen. Den nächſten Tag darauf brach die Armee des Murzafa-jing von Pondichery auf, vereinigte ſich mit 800 Europäern und 300 franzöſiſchen Kaffern nebſt einem Zug Artillerie, und ſo fiel ſie ins Königreich Tanjore ein.

Dupleix hatte dem Chunda-ſaheb nachdrücklich empfohlen, ſich durch nichts abwendig machen zu laſſen, vor allen Dingen die Stadt Tritchinapoly anzugreifen, da es ſehr begreiflich war, daß, ſo lange als dieſer Ort nicht eingenommen würde, Mahomed-Ally immer in Stande wäre, zur Erlangung der Nabobſchaft Mittel anzuwenden. Chunda-ſaheb ſahe die Gründlichkeit dieſes Raths ein, und um nicht den Eifer des Dupleix für ſeine Sache zu ſchwächen, verſprach er feyerlich, ihn zu befolgen, ob er ſich gleich zu eben der Zeit vornahm, das Gegentheil zu thun. Aus Furcht ſeine und Murzafa-jings Wichtigkeit zu vermindern, hatte er dem Dupleix ſorgfältig verborgen, daß ihre Schätze, ungeachtet der großen Contributionen, durch den Aufwand bey einer ſo zahlreichen Armee faſt erſchöpft wären; er fürchtete, daß die Belagerung von Tritchinapoly ſo lange verzögert werden könnte, daß ihre Truppen wegen Mangel des Soldes davon laufen dürften, noch ehe der Ort genommen wäre; daher beſchloß er den Feldzug mit der Belagerung von Tanjore zu eröffnen. Die ſchlechte Befeſtigung dieſer Hauptſtadt machte ihm Hoffnung, ſie in wenig Tagen entweder einzunehmen, oder ſie doch ſo zu ängſtigen, daß der König dahin vermocht werden würde, durch große Summen Geldes ſeine Krone zu retten.

Sobald die Armee das Königreich betreten hatte, foderte Chunda-ſaheb den König auf, den rückſtändigen Tribut zu bezahlen, und zwar von dem Tode des Nabobs Subder-Ally 1742 an, indem er behauptete, daß alles, was in dieſer Zwiſchenzeit an Anwar-odean bezahlt worden ſey, nicht als Tribut zur moguliſchen

Regierung, ſondern als Hülfsgelder zur Unterſtützung eines Rebellen angeſehn werden könnte. Es iſt der Gebrauch in Indoſtan, daß der Beſiegte alle Kriegskoſten bezahlen muß; Chunda-ſaheb fügte daher zu dieſer Tributrechnung ſehr große Summen, die ſeinem Vorgeben nach der Zug des Murzafa-jing nach dem Carnatick gekoſtet hätte, ſo daß alles zuſammen auf vierzig Millionen Rupien betrug. Der König hatte ſich auf die erſte Nachricht von der Annäherung des Feindes in ſeine Hauptſtadt eingeſchloſſen, da er nun den Sturm über ſich losbrechen ſahe, den er ſo lange gefürchtet hatte, verlor er den Muth, und erbot ſich zur Zahlung. Dieſes war dem Chunda-ſaheb lieber, als die Eroberung des Königreichs, denn die Schätze würden, ſo wie es hier in gefahrvollen Zeiten gewöhnlich iſt, vergraben worden ſeyn, und keine Landeseinkünfte wären in den erſten Monaten einer Revolution zu erheben geweſen. Um daher dem Könige ſeine Bereitwilligkeit zum Frieden zu beweiſen, hielt er die Armee drey Meilen von der Stadt entfernt, und erſuchte den Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen, keine Feindſeligkeiten während der Unterhandlung auszuüben. Der ſchlaue Tanjore wußte, daß er durch Verzögerung die Verlegenheit ſeiner Feinde vermehren würde, er ſuchte daher Zeit zu gewinnen, und demüthigte ſich in ſeinen Briefen ſo ſehr, daß Chunda-ſaheb ſich bis zur Mitte des Decembers aufhalten ließ, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben. Während dieſer Zeit unterhielt der König einen Briefwechſel mit Mahomed-ally in Tritchinapoly, und Beide lagen dem Nazir-jing an, Golconda zu verlaſſen, und einen Zug

nach dem Carnatick zu thun; auch bat er die Engländer um Beyſtand, die ihm aber nur ermahnten ſich aufs äußerſte zu vertheidigen, und ihm nicht mehr als 20 Europäer zu Hülfe ſchickten, die in der Nacht in Tanjore ankamen.

Dupleix ſah mit großem Mißvergnügen die Unthätigkeit der Armee, und ſchickte Briefe über Briefe, um dem Chunda-ſaheb die Nothwendigkeit vorzuſtellen, nach Tritchinapoly zu eilen; da aber ſeine Ermahnungen kein Gehör fanden, befahl er dem befehlhabenden franzöſiſchen Offizier, eine auffallende Feindſeligkeit zu begehen, um dadurch dem Tractat ein Ende zu machen. Eben zu dieſer Zeit fand es auch Chunda-ſaheb nöthig den Ort anzugreifen, und um den Tanjoren Furcht einzujagen, ließ er die ganze Armee rund um die Stadtmauern unter dem Klang militäriſcher Muſik marſchiren. Dieſe Prozeſſion wurde vier Tage hinter einander wiederholt, aber ohne Wirkung. Die Tanjoren feuerten ſogar von den Mauern auf die Truppen, während daß dieſe ruhig paradirten. Den folgenden Tag griffen die Franzoſen drey nahe bey der Stadt liegende Redouten an, und eroberten ſie. Dieſe ernſthafte Scene machte mehr Eindruck, als die vorher geſpielten Farcen, denn den nächſten Morgen kamen königliche Abgeordnete ins Lager, um mit Chunda-ſaheb zu tractiren, der dem Könige nur noch zwey Täge einräumte, ſeine Vorſchläge anzunehmen. Da am dritten Täge noch keine Antwort erfolgt war, ließ er durch die Franzoſen Bomben in die Stadt werfen; einige derſelben fielen nahe an dem Palaſt des Königs nieder, der darüber ſo er-

ſchrak, daß er ſogleich wiedrr Abgeordnete heraus ſchickte. Es wurden abermals drey Tage Friſt bewilligt, ohne daß man zum Zweck kam. Der franzöſiſche Befehlshaber, dem dieſe Verzögerungen noch verdrüßlicher waren, als ſelbſt dem Chunda-ſaheb, erneuerte das Bombardement, das nunmehr aber auch durch ein ſtarkes Kanonenfeuer von den neu angekommenen Engländern beantwortet wurde. Dieſer unerwartete Widerſtand ſezte die Franzoſen in ſolche Wuth, daß ſie eins der Stadtthore beſtürmten, und auch eroberten; dennoch aber konnten ſie wegen einer ſtarken Verſchanzung nicht weiter in die Stadt dringen. Indeſſen wurde doch die Furcht des Königs durch dieſen Vorfall ſo ſehr vermehrt, daß er jezt ernſthaft an einen Friedenstractat dachte, der auch den 21ſten December geſchloſſen wurde. Er bewilligte dem Chunda-ſaheb als Nabob ſieben Millionen Rupien, und den franzöſiſchen Truppen auf der Stelle 200,000 Rupien zu bezahlen, desgleichen übergab er der franzöſiſchen oſtindiſchen Compagnie die Souveränität über 81 Dörfer, die vormals zur Stadt Karical gehörten, wo die Franzoſen wider ſeinen Willen 1736 ein Fort gebaut hatten.

Man weiß nicht genau, wie viel von dieſer über- 1750
eingekommenen Summe ſogleich bezahlt wurde; gewöhnlich überſteigt bey ſolchen kriegeriſchen Einſammlungen die erſte Zahlung nicht den vierten Theil des Ganzen. Der König von Tanjore zeigte hier den nämlichen Geiſt der Verzögerung, wie zuvor. Bald ſchickte er Gold und Silbergeſchirr, und ſeine Hofbedienten zankten ſich wie Juden um die Preiſe, für welche

man es annehmen ſollte; bald ſchickte er alte abgeklipte Münzſorten, von denen er wußte, daß man ſie nicht ohne eine genaue und langweilige Unterſuchung annehmen würde, und denn wieder einmal Juwelen und koſtbare Steine, deren Werth auch nicht ſo leicht beſtimmt werden konnte. Chunda-ſaheb ſahe wohl, worauf dieſe Künſte abzielten, indeſſen beſchloß er lieber Geduld zu haben, als das Geld zu verlieren, das er ſo nöthig brauchte. Mehrere Wochen verſtrichen, und der König hatte noch nicht einmal die erſte Zahlung completirt, als Dupleix dem Chunda-ſaheb Nachricht gab, daß Nazir-jing von Golconda im Anzuge ſey, und ihm daher rieth, auf alle Fälle Tanjore in Beſitz zu nehmen, und einen Waffenplatz daraus zu machen. Allein dieſe Neuigkeit ſezte den Murzafa-jing in ſolches Schrecken, daß er gleich aufbrach, und ſich mit großer Eilfertigkeit nach Pondichery zurückzog.

Nazir-jing hatte ſeinen Neffen Murzafa-jing bisher in Ruhe gelaſſen, da er ſeine Entwürfe als unbedeutend anſah, in Vergleich mit den Gefahren, womit er von ſeinem ältern Bruder Ghazi-odean bedroht wurde, der Anſtalten machte, von ihm die Subahſchaft zurück zu fodern; er marſchirte daher mit einer großen Armee nach Delhi zu, als er von der Schlacht bey Amboor Nachricht erhielt. Die Eroberung des Carnaticks verurſachte, daß er den Murzafa-jing nicht länger für einen herumziehenden Abentheurer, ſondern für einen fürchterlichen Rival hielt; er gab daher ſeinen Plan Delhi betreffend auf, und marſchirte nach Golconda zurück, wo er ſein Heer verſtärkte, und an

alle Nabobs und Rajahs Befehle schickte, sich bereit zu halten, ihn mit den zum Reichscontingent gehörigen Truppen zu begleiten. Der schleunige Gehorsam, mit dem diese Befehle befolgt wurden, macht es glaublich, daß sie ihn für den wahren Repräsentanten des Großen-Moguls hielten. Eine Zeitlang war Nazirjing der Meynung, daß die Nachricht allein, von seinen außerordentlichen Zurüstungen, seinen Neffen erschrecken und zur Unterwerfung bringen würde; da er aber fand, daß dieser seine Vortheile verfolgt hatte, und nach Tanjore marschirt war, so brach er endlich auf, und rückte gegen den Carnatick an. Sein Heer, das mit allem beladen war, was nur der Luxus in den Hauptstädten Indiens vereinigen konnte, machte kleine Märsche, und wurde täglich verstärkt. Er hatte von den Maratten 30,000 Mann in Sold genommen. Mokari-row, der ehmalige Gouverneur von Tritchinapoly, commandirte 10,000 derselben, mit welchen er voraus ging; er traf bey der Pagode Chillambrun Murzafa-jings Armee an, die sich von Tanjore zurückzog. Da er nicht stark genug war eine Schlacht zu liefern, so wandte er wenigstens alles an, ihren Marsch durch wiederholte Anfälle aufzuhalten. Murzafa-jing und Chunda-saheb kamen nach Pondichery, um mit Dupleix Maaßregeln zu nehmen, der ihnen große Vorwürfe machte, daß sie nicht Tritchinapoly angegriffen und Tanjore in Besitz genommen hätten. Es war nun nicht länger Zeit sich zu verstellen, daher Chunda-saheb die Bewegungsgründe seines Betragens frey gestand, und daß der Geldmangel bey ihnen groß sey. Er fügte hinzu, daß die in Tanjore erhal-

neue Summen und bereits ausgegeben wären, und dennoch die Armee ein halber rückständiger Sold zu fordern, so daß man täglich eine Rebellion, oder eine Generaldesertion aller Truppen befürchten müßte. Die bekannte Freygebigkeit des Chunda-sahed sicherte ihn für dem Verdacht, in dieser Erklärung nicht aufrichtig zu seyn; und nun zeigte Dupleix seine Fähigkeit und entschlossenen Geist, alles zu wagen. Er bedachte sich nicht einen Augenblick, die Cassen der französischen ostindischen Compagnie auszuleeren, um seine bedrängten Bundesgenossen zu unterstützen. Sie erhielten von ihm 50,000 Pf. St. und das Versprechen von noch weit größern Summen. Diese Hülfe beruhigte die Armee des Murzafa-jing. Dupleix vermehrte noch überdem die französischen Truppen bis auf 2000 Europäer.

Sobald Nazir-jing den Carnatick betreten hatte, foderte er den Mahomed-Ally auf, von Tritchinapoly zu ihm zu stoßen; auch schickte er Briefe nach dem Fort St. David, worin er die Engländer um europäische Hülfstruppen bat. Das Fort Gingee, 35 englische Meilen von Pondichery, bestimmte er zum Sammelplatz. Täglich kamen hier große Schaaren an, bis endlich in der Mitte des März Nazir-jing selbst anlangte. Das Ganze seiner ungeheuern Armee bestand nunmehr in 300,000 Mann Soldaten, ohne den zahllosen Troß zu rechnen; mehr als die Hälfte desselben war Cavallerie; dabey hatte er 800 Kanonen und 1300 Elephanten. Diese große Macht, und die Anzahl der bey ihm befindlichen Fürsten, überzeugte die Engländer, daß Nazir-jing der wirkliche

Subah ſey; ſie befahlen daher, daß das Detaſchement in Tritchinapoly mit dem Mahomed-Ally marſchiren ſollte, der mit 6000 Mann Reiterey bey Valdore zum Nazir-jing ſtieß. Einige Tage nachher vereinigte ſich auch der Major Lawrence nebſt 600 Europäern mit ihm, die man vom Fort St. David ſandte. Beide Heere waren nun einander im Geſicht gelagert.

Zwey Abgeordnete begleiteten den Major Lawrence, um mit Nazir-jing im Namen der engliſchen oſtindiſchen Compagnie zu tractiren. Er empfing ſie ſehr höflich, und unter andern orientaliſchen Complimenten trug er dem Major das Commando über ſeine ganze Armee an. Sein Wille war, den Feind ſogleich anzugreifen. Lawrence ſtellte ihm vor, daß der Angriff viel Blut koſten würde, weil die Franzoſen vortheilhaft poſtirt und mit einer zahlreichen Artillerie verſehn wären; wenn er aber mit ſeiner Armee aufbrechen und ſich zwiſchen dem feindlichen Heer und Pondichery lagern wollte, ſo würde er ihnen dadurch die Communication abſchneiden, und ſie in der nachtheiligſten Lage zum Fechten zwingen. Die Antwort war: „Was! ſoll der große Nazir-jing, der Sohn „des Nizam-al-muluck, ſelbſt um Vortheile zu erlan„gen ſich ſo weit erniedrigen, daß es ſchien, er flöhe „vor einem ſo verächtlichen Feinde? Nein! lieber ihn „von vorn angegriffen!“ Lawrence erwiederte, daß er nach Gutdünken handeln möchte, und daß in jedem Falle die Engländer ihn unterſtützen würden. Beide Heere ſtunden nun einander ſo nahe, daß ein Treffen unvermeidlich ſchien. Die Unordnung bey dem fran-

zösischen Corps war damals so groß, daß Nazir-jings Vorsatz die glücklichsten Folgen versprach.

Die französischen Offiziers, die sich bey der Belagerung von Tanjore befanden, hatten für ihr Interesse so wohl gesorgt, daß sie die für sie bestimmte Summe von den ersten Geldern, die der König bezahlte, abgezogen hatten. Nach dem Rückzuge ging der größte Theil der Offiziers von der Armee ab, um sich in Pondichery auszuruhen, und andre wurden an ihre Stelle geschickt. Diese, die eben ihre Dienste antraten, da sich der Feind näherte, klagten laut, daß sie sich nun in Gefahren begeben sollten, ohne einen Prospect von Vortheilen zu haben, während daß man denjenigen, die so leicht bey Tanjore ansehnliche Summen bekommen, erlaubte sich zu entfernen. Sie machten Vorstellungen, und verlangten so viel Geld, als die andern erhalten hatten. Dupleix bemühte sich, sie durch Strenge zu ihrer Pflicht zu bringen, allein wenn man einen in Verhaft nahm, so verlangten sie alle ein gleiches Schicksal. Ihre Anzahl war zu groß, um sie in diesem kritischen Zeitpunkt in dem Lager zu entbehren, daher man sie ohne Strafe ließ. Diese gezwungene Nachsicht nutzten sie um Factionen zu machen und das Mißvergnügen zu verbreiten. Die gemeinen Soldaten folgten dem Beyspiele ihrer Offiziers, wurden übermüthig und wollten nicht gehorchen.

In dieser Verwirrung befand sich das französische Lager, als Major Lawrence beym Nazir-jing anlangte. Den folgenden Tag marschirten beide Heere gegen einander auf, und eine Kanonade erfolgte. Der fran-

zösische Befehlshaber Auteuil, der sich auf seine Truppen nicht verlassen konnte, und den Angriff der Engländer fürchtete, schickte einen Trompeter an Lawrence, um ihm zu sagen, daß, obgleich die Truppen ihrer beiden Nationen sich in gegengesezten Armeen befänden, so wünschte er doch nicht europäisches Blut zu vergießen; da er also nicht wüßte, wo die Engländer in Nazir-jungs Schlachtordnung ihren Posten hätten, so wäre er zu entschuldigen, wenn ihnen die französischen Kugeln Schaden thäten. Der englische Befehlshaber antwortete, daß die Flagge seiner Nation bey seinen Kanonen wehen würde, und daß hieran der Posten der Engländer erkannt werden könnte. Er fügte hinzu: daß, ob er gleich eben so unwillig sey, europäisches Blut zu vergießen, so würde er dennoch die Kugeln, die auf seine Truppen abgeschossen werden sollten, gewiß erwiedern. Bald nachher geschah ein Schuß aus der französischen Besatzung ins englische Lager; Lawrence glaubte, daß man ihn dadurch versuchen wollte, und ließ mit drey Kanonen die Antwort geben. Die aufrührischen französischen Offiziers, anstatt die Soldaten zu ermuntern, schwächten vielmehr ihren Muth durch übertriebene Beschreibungen von der Macht des Feindes. Die Kanonade that wenig Wirkung, und hörte mit anbrechender Nacht auf.

Kaum war dieses geschehn, so verließen dreyzehn Offiziers das Lager, und vermehrten durch diese schändliche Desertion die Vorurtheile der Truppen, die es der Furcht zuschrieben. Auteuil, der die Folgen davon fürchtete, entschloß sich auch das Lager zu verlas-

ſen und mit allen Franzoſen nach Pondichery zu mit-führen. Murzafa-jing und Chunda-ſaheb, die zwar von dem Anſchlage wußten, allein ſich nie vorſtellten, daß er ſo weit kommen würde, waren vor Beſtürzung außer ſich, da ſie ſahen, daß alle ihr Bitten bey Aumuk vergebens war, der feſt bey ſeinem Vorſatz beharrte.

Schon einige Tage vorher war eine Communication zwiſchen beiden Lägern geweſen, und man hatte insgeheim Unterhandlungen gepflogen. Verſchiedene Befehlshaber von Nazir-jings Armee hatten den Murzafa-jing verſichert, daß, wann er ſich unterwürfe, ſie ſeine Perſon beſchützen und den Tractat garantiren wollten, den er mit ſeinem Onkel machen würde; da er ſich aber auf Dupleix und die franzöſiſchen Truppen verließ, ſo wollte er von keiner Unterwerfung hören. Nunmehr aber war keine Zeit zu verlieren, da man überzeugt war, daß die Folgen des Rückzugs der Franzoſen ſich in wenig Stunden äußern, das ganze Heer für ſeine Sicherheit ſorgen, und entweder fliehen oder zum Nazir-jing übergehn würde. Chunda-ſaheb, der alles von dem Zorn des Nazir-jing zu befürchten hatte, begleitete die Franzoſen nach Pondichery. Dennoch war Murzafa-jing unentſchloſſen. Seine vornehmſten Offiziers ſtellten ihm die unauslöſchliche Schande vor, mit der großen Reichsfahne, die er bey ſich hatte, zu fliehen; denn es herrſcht ein Vorurtheil, daß man unter dem Schutze dieſes Paniers nicht fliehen darf. Er ſchlug daher ab, den Chunda-ſaheb zu begleiten, verließ ſich auf die Verſprechungen von Nazir-jings Feldherren, und ſchickte

Abgeordnete in das feindliche Lager, mit Vorschlägen sich zu unterwerfen. Nach diesen traurigen Berathschlagungen, denen Chunda-saheb noch beygewohnt hatte, nahmen die beiden Freunde von einander den zärtlichsten Abschied, mit der Hoffnung sich in einer glücklichern Stunde wieder zu sehn; sie schieden mit wechselseitigen Betheurungen einer ewigen Freundschaft, die, so selten sie auch unter den Fürsten in Indostan ist, doch hier aufrichtig war. Die französischen Truppen, nebst einem kleinen Corps von Chunda-sahebs Reiterey, verließen ganz in der Stille um Mitternacht das Lager, und zwar in solcher Verwirrung, daß sie 40 Kanonier mit eilf Kanonen zurückließen.

Die Abgeordneten des Murzafa-jing wurden in Gegenwart aller Großen zum Nazir-jing geführt, der vor Freuden außer sich war, daß er seinen Neffen in seine Gewalt bekommen sollte, daher er kein Bedenken trug, auf den Koran zu schwören, ihn weder zum Gefangenen zu machen noch ihm die Statthalterschaft zu entziehn, die er bey seines Großvaters Lebzeiten besaß. Auf diese Versicherung verließ Murzafa-jing sein Lager, um seinem Onkel zu huldigen. Kaum aber näherte er sich dem Hauptquartier, als er in Verhaft genommen und in ein Zelt gebracht wurde, wo man ihm sogleich Ketten anlegte. Mittlerweile wurde sein Lager angegriffen, wo man wenig Widerstand that. Das Blutbad war erschrecklich, denn die Truppen des Subah gaben keinen Pardon. Ein Trupp Reiter fiel über die französischen Artilleristen her, die durch die unbegreifliche Nachläßigkeit der Ihrigen so

ſchändlich zurück gelaſſen worden waren, und hieb den gröſsten Theil derſelben nieder. Es wäre niemand davon gekommen, allein die Engländer entriſſen einige ihrer Wuth, die aber faſt alle verwundet waren. Die Maratten, unter Anführung des Morari-row, verfolgten das franzöſiſche Corps, und erreichten es noch vor den Hecken von Pondichery. Auteuil ſtellte ſeine Truppen in ein Viereck, das Morari-row muthig angriff, und auch wirklich mit 15 Mann durchbrach, in der Meynung, daſs ihm die andern folgen würden. Dieſe blieben aber zurück; er wurde im Augenblick umringt, und blos ſein Muth rettete ihn aus dieſer groſsen Gefahr; denn er hieb ſich mit ſechs Mann durch, nachdem neun an ſeiner Seite gefallen waren. Die Maratten fuhren fort die franzöſiſchen Truppen zu beunruhigen, bis dieſe die beſagten Hecken erreicht hatten; neunzehn Europäer wurden dabey getödtet, und der Verluſt würde noch gröſser geweſen ſeyn, wenn Chunda-ſahebs Reiterey nicht ſo tapfer bey dieſem Rückzuge gefochten hätte.

Da nun die Armee des Murzafa-jing gänzlich zerſtreut, und er ſelbſt ein Gefangener war, ſo ſchien nunmehr alles dem Nazir-jing den ruhigen Beſitz ſeiner Subahſchaft zu verſichern, aber ſeine Fähigkeiten waren einer ſo hohen Würde nicht angemeſſen, und die Verrätherey hatte bereits in ſeinem Cabinet ihren Sitz genommen. Die Nabobs von Cudapa, von Canoul und von Savanore waren die vornehmſten Fürſten, die ihn nach dem Carnatick begleitet hatten; ſie waren alle drey von Geburt Pitanen, und be-

ſaßen die dieſem Volke eigne Verwegenheit. Sie hatten die Auffoderung des Nazir-jing befolgt, und waren im Felde erſchienen, in der Hoffnung, daß ihnen zur Belohnung ihrer Kriegsdienſte gewiſſe anſehnliche Summen nachgelaſſen werden würden, die ſie der mogulſchen Schatzkammer noch bezahlen ſollten; Nazir-jing aber, der ganz den Stolz eines Subah angenommen hatte, hörte ſie nicht an, ſondern behandelte ſie als Lehnſaſſen, die nichts mehr als ihre Pflicht gethan hätten. Dieſe fehlgeſchlagene Erwartung verurſachte, daß ſie eines Kriegs überdrüſſig wurden, bey dem ſie kein Intereſſe hatten, daher ſie auch die erſten geweſen waren, die dem Murzafa-jing gerathen ſich zu unterwerfen. Dieſe Abſichten, eine Verſöhnung zu befördern, hatten auch mehrere Große von Nazirjings Hofe, worunter auch Schanavaze Khan, der vornehmſte Miniſter, war. Allein dieſe wurden durch beſſere Bewegungsgründe geleitet; denn da ſie ihr Glück dem Nizam-al-muluck zu verdanken hatten, ſo war ihnen ſein Andenken zu heilig, daß ſie nicht einen bürgerlichen Krieg zwiſchen ſeinem Sohne und Enkel mit Betrübniß hätten ſehn ſollen. Sowohl gegen dieſe Nabobs und Miniſter als gegen die Abgeordneten des Murzafa-jing hatte Nizir-jing die feyerlichſten Verſprechen gegeben, ſeinem Neffen kein Leid zu thun; dennoch hatte er ſie gebrochen, ſobald dieſer in ſeiner Gewalt war. Dieſes bundbrüchige Betragen kränkte alle diejenigen empfindlich, die den Prinzen zur Unterwerfung beredt hatten. Die Miniſter begnügten ſich, hierüber ihrem Herrn ſanfte Vorſtellungen zu thun, die pitaniſchen Nabobs hingegen klagten

laut über dieſes Betragen, als über eine Beleidigung, die ſie ſelbſt beträfe, da ſie ſich für des Subahs Verſprechen verbürgt hätten; und von dieſem Augenblicke an machten ſie unter ſich einen geheimen Vertrag, um gewiſſe Entwürfe auszuführen; ſie kamen dabey überein, keine weitern Spuren von Mißvergnügen zu zeigen, bis es Zeit ſeyn würde loszubrechen.

In Pondichery hatte der Rückzug der franzöſiſchen Truppen, die Nachrichten von Murzafa-jings Gefangenſchaft und der Zerſtreuung ſeines Heers die größte Beſtürzung erregt. Indeſſen war Dupleix, ob er gleich mehr als alle andre bey dieſen ſchrecklichen Unfällen zu fürchten hatte, dennoch ſo ſehr Meiſter ſeiner ſelbſt, daß er ſeine Unruhe verbarg, und große Heiterkeit zeigte. Er befahl ſogleich den Truppen, ein Lager im freyen Felde außerhalb den berufenen Hecken aufzuſchlagen, und verſahe ſie mit andern Offiziers; die Aufrührer wurden in Verhaft genommen, und über den Befehlshaber Auteuil ließ er Kriegsrecht halten, weil er ohne Ordre das Heer der Bundsgenoſſen verlaſſen hatte. Durch dieſe muthvolle Thätigkeit belebte er die Truppen von neuem, und feuerte ihre Hoffnungen an. Er wußte, daß die Anzahl ſeiner Europäer, ohne von einer indiſchen Armee unterſtützt zu ſeyn, nicht hinreichend war, um gegen die große Macht des Nazir-jing Stand zu halten; allein ſeine Kenntniß von dem Charakter der Fürſten in Indoſtan ließ ihn hoffen, Factionen an dem Hofe des Subah zu entdecken, oder ſolche zu erzeugen, die, wenn ſie mit Kunſt behandelt würden, vielleicht die verzweiflungsvolle Lage des Murzafa-jing und Chunda-ſaheb endi-

gen konnten. Um daher Zeit zu gewinnen und Nachrichten einzuziehn, die ihm so nöthig waren, beschloß er eine Unterhandlung anzufangen. Er hatte einige Tage zuvor einen Brief an Nazir-jing geschrieben, worin er sich zum Frieden erbot, wenn Murzafa-jing seine vorige Statthalterschaft wieder erhielt, und Chunda-saheb im Besitz vom Carnatick gesezt würde. Dieser Brief blieb unbeantwortet, ein Umstand, von dem Dupleix den Nutzen zog, seine listige Correspondenz fortzusetzen. Er gab vor, daß der Rückzug der französischen Truppen auf seinen Befehl geschehen sey, in der Hoffnung dadurch den Frieden zu beschleunigen, wenn er einen so öffentlichen Beweis von seiner Abneigung gegen fernere Feindseligkeiten gäbe; und um Nazir-jing zu überführen, daß die Franzosen nicht die Flucht genommen, wie man in seinem Lager glaubte, so behauptete er kühn, daß sie ein großes Blutvergiessen angerichtet, als man sie beym Rückzug angegriffen hätte. Ueberdem erinnerte er ihn an die Gastfreyheit, die seine Schwester, die Mutter des Murzafa-jing, in Pondichery genossen, empfahl diesen Prinzen seiner Gnade, und bat um Erlaubniß, Gesandte an ihn schicken zu dürfen.

Nazir-jing bewilligte die Gesandtschaft anzunehmen. Es begaben sich daher zwey aus dem Conseil nach dem Lager, von denen einer mit der indostanischen und persischen Sprache sehr bekannt war; die einzigen Sprachen, deren man sich an den Höfen der muhamedanischen Fürsten in Indien bedient. Sie erhielten eine Ceremonien-Audienz, nach welcher sie mit den Ministern in Unterhandlung traten. Zuerst

geſchahen hohe Foderungen, endlich aber thaten ſie ihre lezten Vorſchläge, daß nämlich die Staaten des Murzafa-jing dem Sohne dieſes Prinzen ſo lange übergeben werden ſollten, bis Nazir-jing mit dem Vater ausgeſöhnt wäre, und daß Chunda-ſaheb zum Nabob vom Carnatick ernannt werden müßte. Die Miniſter, obgleich viele von ihnen dem Murzafa-jing wohlwollten, unterſtanden ſich doch nicht, ihrem Herrn dieſe Foderungen vorzutragen; ſie ſagten den Geſandten, daß die Anſprüche des Chunda-ſaheb um ſo weniger Statt fänden, da der Carnatick bereits dem Mahomed-Ally, dem Sohne des Anwar-odean Khan, gegeben worden ſey. Die Geſandten verließen das Lager, nach einem Aufenthalt von acht Tagen, der dem Scheine nach fruchtlos, aber in der Wirklichkeit höchſt vortheilhaft geweſen war, und völlig den Endzweck des Dupleix erreichte, Nazir-jings Hof kennen zu lernen, und einen Briefwechſel mit den mißvergnügten Nabobs zu gründen.

Das geheimnißvolle Betragen der franzöſiſchen Abgeordneten blieb nicht ohne Verdacht, und der Major Lawrence erhielt Nachricht, daß eine Verſchwörung gegen den Subah auf dem Tapet ſey, in welcher Schanavaze Khan, der vornehmſte Miniſter, mit einſtimme. Der lezte Theil der Nachricht war falſch, und der erſte Theil konnte nicht erwieſen werden; dennoch verlangte Lawrence Audienz, und bemühte ſich, Nazir-jing mit dem Gehörten bekannt zu machen; ſein Dolmetſcher aber hatte nicht den Muth, eine Erklärung zu thun, die ihm wahrſcheinlich das Leben gekoſtet hätte, und verdolmetſchte daher ganz andre

Dinge. Es war keine andre Methode möglich, ihm dieſe Nachricht beyzubringen, weil die Würde eines Subah nicht erlaubte, geradezu an ihn Briefe zu ſchicken, und niemand zu einer Privataudienz gelaſſen wurde, als ſein vornehmſter Miniſter, der hier mit in der Anklage verwickelt war, oder die Hofbedienten, die ganz von dieſem Miniſter abhingen.

Nach der Rückkehr der Abgeordneten fing Chunda-ſaheb an Truppen zu werben, und Dupleix glaubte, daß es nöthig ſey, den Ruhm der franzöſiſchen Waffen durch eine Unternehmung wieder herzuſtellen, die ſeine Bundsgenoſſen in Nazir-jings Lager überzeugen könnte, daß er entſchloſſen wäre, den Krieg fortzuſetzen. Auteuil, der das Commando wieder übernommen hatte, brach in der Nacht mit den Franzoſen auf, und überfiel einen Theil des Lagers, in welches ſie ohne Widerſtand eindrangen; denn nach indiſcher Gewohnheit halten die Soldaten ihre Hauptmahlzeiten in der Nacht, und nachher nehmen ſie Opium oder andre ſchlafmachende Mittel, da denn das ganze Lager gegen Morgen ſich in einem ſo tiefen Schlaf befindet, daß eine Handvoll entſchloſſener Leute tauſend niedermachen können, bevor dieſe munter werden.

Der Major Lawrence war mit den Engländern noch immer im Lager, und lag dem Nazir-jing an, das Geſchenk zu beſtätigen, das Mahomed-Ally, jetziger Nabób vom Carnatick, der oſtindiſchen Compagnie mit einem Strich Landes bey Madras, als eine Belohnung für den Beyſtand ihrer Truppen, gemacht hatte. Der Subah hatte oft verſprochen dies Geſuch zu bewilligen, allein ſein Miniſter Schanavaze Khan verhinderte die

Ausfertigung des Firmans, weil er dieſe Ceſſion der Majeſtät des Reichs unwürdig hielt. Lawrence, dieſer Verzögerung überdrüſſig, drang auf eine entſcheidende Antwort, worauf man ihm alle Befriedigung verſprach, wenn er mit den engliſchen Truppen nach Arcot marſchiren wollte, als wohin Nazir-jing entſchloſſen war ſich mit ſeinem ganzen Heere zu begeben. Dieſen Antrag konnte er nicht wohl eingehn, aus Beſorgniß, daß in ſeiner Abweſenheit die Franzoſen und Chunda-ſaheb etwas Nachtheiliges gegen die engliſchen Beſitzungen unternehmen möchten. Er bemühete ſich daher, den Subah von dieſem Vorhaben abzubringen, indem er ihm vorſtellte, daß die Feinde hiedurch Gelegenheit bekommen würden, ihre Macht zu verſtärken, und neue Feindſeligkeiten auszuüben; dagegen wenn er in der Nähe von Pondichery bliebe, könnte er ihnen alle Gemeinſchaft mit den umliegenden Provinzen abſchneiden, und ſie ſo in die Enge treiben, daß ſie genöthigt würden, alles einzugehn. Dieſe Vorſtellungen waren fruchtlos, daher Lawrence mit ſeinen Truppen nach dem Fort St David zurück marſchirte. Gegen Ende des Aprils brach Nazir-jing auch aus ſeinem Lager bey Valdore auf, und nahm ſeinen Zug nach Arcot.

Von hieraus ſchickte er Befehl nach Maſulipatnam, die dortigen der franzöſiſchen Compagnie gehörigen Häuſer und Güter in Beſchlag zu nehmen; ein gleicher Befehl ging nach Yanam, einer andern Stadt, die voller Manufacturen iſt. Dieſes geſchah ohne Gewaltthätigkeit und Plünderungen, auch war der Schade nicht beträchtlich. Dupleix aber, der den vertheidi-

gungslosen Zustand von Musalipatnam kannte, beschloß sich zu rächen, und die Stadt anzugreifen, deren Besitz schon längst zu seinem Plan gehört hatte, daher auch Murzafa-jing ihm hatte versprechen müssen, sie der französischen Compagnie zu überlassen. Dieser Ort liegt an der Mündung des Flusses Kristna, und ist der Seehafen von Golconda und der westlichen Provinzen in diesem Theile der Halbinsel; sie war ehmals der größte Handelsplatz, und eine der reichsten und volkreichsten Städte in Indostan. Das Wort Patnam bedeutet eine Stadt; dieser Umstand ist einigen neuern Schriftstellern unbekannt gewesen, die durch den großen Ruf des Orts verführt wurden, und sich daher nicht lange bedachten, die ganze pitanische Nation, wie auch eine Dynastie Delhischer Könige von einer arabischen Colonie abzuleiten, die, wie sie sagen, vor 400 Jahren Masulipatnam gründete. Die Stadt hat noch heut zu Tage einen beträchtlichen Handel, und ist wegen ihrer gemalten Zeugmanufacturen berühmt; denn die Pflanzen, aus welchen die Farben gezogen werden, wachsen nirgends in solcher Vollkommenheit, als in dieser Gegend. Im Anfange des Julius langte hier ein französisches Detaschement von 200 Europäern und 300 Sepoys in der Nacht an, und überrumpelten die Stadt ohne viel Mühe, die sie sodann in einen bessern Vertheidigungsstand sezten.

Während dieser Zeit standen die französischen Truppen immer noch in ihrem alten Lager, sie hatten solches dem Subah gleichsam zum Trotz auf dem neuen Territorio aufgeschlagen, das ihnen von Murzafa-jing überlassen worden war. Diese Beleidigung

aber wurde von Nazir-jing übersehn, der die Gefangennehmung seines Neffen für eine hinreichende Sicherheit wider fernere Unruhen hielt, und sich daher ganz seinen Lieblingsvergnügungen, den Weibern und der Jagd, überließ. Er gab sich zwar mit Regierungsgeschäften nicht sehr ab, dennoch entschied er ohne Untersuchung, wenn ihm seine Minister etwas vortrugen, und seine Befehle, sie mochten noch so abgeschmackt seyn, waren unwiderruflich. Sein Eigensinn verdroß seine eifrigsten Anhänger, und seine Trägheit machte ihn seinen Feinden verächtlich. Die pitanischen Nabobs schmeichelten sich bey ihm dadurch ein, daß sie ihn zu seinem Lasterleben aufmunterten, wobey sie zu gleicher Zeit dem Dupleix anlagen, loszubrechen.

Dupleix folgte ihrem Rath, und ließ durch 500 Europäer die Pagode Trivadi angreifen, die 15 englische Meilen vom Fort St. David lag. Man nahm sie ohne Widerstand ein. Diese Pagode diente zur Citadelle einer großen Stadt, und der Besitz derselben sezte die Franzosen in den Stand, die Einkünfte des Districts einzusammeln. Sie drangen weiter bis zum Fluß Pannar vor; dieses beunruhigte den Mahomed-Ally, der den Subah um Erlaubniß bat, ins Feld zu rücken, und die Länder zu vertheidigen, die er ihm gegeben hätte; wobey er versicherte, daß die Engländer wegen ihres eignen Interesse sich mit seinen Truppen vereinigen würden. Nazir-jing war so sehr gegen die Engländer aufgebracht, weil sie ihn nicht hatten nach Arcot begleiten wollen, daß man Mühe brauchte ihn zu bewegen, seinem Vasallen zu erlauben,

ſich ihrer Hülfe zu bedienen. Die Engländer hatten das Verſprechen von Mahomed-Ally erhalten, daß er alle Koſten bey dieſer Expedition tragen wollte, und ließen alſo 400 Europäer und 1500 Sepoys ins Feld rücken; ſie ſtießen zur Armee des Nabobs, die 20,000 Mann ſtark war, von denen mehr als die Hälfte zu Nazir-jings Truppen gehörten.

Die Franzoſen hatten ſich an dem Ufer des Fluſſes Pannar in einem Walde gelagert und ſtark verſchanzt. Um ſie aus dieſem Poſten herauszuziehn, rückte man auf Trivadi los, und foderte die Beſatzung auf, die aber von keiner Uebergabe hören wollte. Der engliſche Befehlshaber, Capitain Cope, rieth dem Nabob, die Mauern durch ſeine Truppen beſtürmen zu laſſen, während der Zeit die Engländer die Thore einſchießen ſollten. Der Nabob war es zufrieden, allein ſeine Truppen wollten ſich dieſem gefährlichen Verſuche nicht unterziehn; die Armee marſchirte alſo nach den franzöſiſchen Verſchanzungen zurück, und ſtellte ſich unter den Kanonen in Schlachtordnung. Der franzöſiſche Befehlhaber aber ſchickte einen Offizier an die Engländer mit der Erklärung, daß, wenn ſie ſich nicht ſogleich entfernten, er genöthigt ſeyn würde, auf ſie zu feuern. Capitain Cope erwiederte, daß die Engländer Bundsgenoſſen des Nabobs wären, ihn als ſolche in ſeinen Staaten begleiteten, und ihm ihre Hülfe wider alle diejenigen verſprochen hätten, die ſich ſeiner rechtmäßigen Autorität widerſetzen würden. Kaum war der Offizier zurück, als die Franzoſen auf die engliſchen Truppen zu feuern anfingen. Dieſe antworteten, und ſo dauerte das Feuer

bis in die Nacht, da ſich denn die Engländen mit einem Verluſt von 10 Europäern und 50 Sepoys zurück zogen; von des Nabobs Armee waren 200 getödtet worden; die Franzoſen hingegen, durch ihre Verſchanzungen gedeckt, hatten nur einen ſehr geringen Verluſt. Dieſer üble Erfolg ſchlug den Muth des Mahomed-Ally ſo ſehr nieder, als wenn er eine gänzliche Niederlage erlitten hätte, daher war er voller Angſt und wollte ſich durchaus zurück ziehn, unter dem Vorwande, daß ſeine Armee nicht ſubſiſtiren könnte, weil alle Proviſionen von Arcot kommen müßten, und dieſe Transporte leicht den Franzoſen in die Hände fallen dürften. Wenn die Engländer bey dieſem Rückzuge den Nabob begleiteten, ſo hatten ſie ihm keinen andern Dienſt gethan, als den Zug ſeiner Armee zu vergrößern; dieſes war auch die Hauptabſicht des Nabobs, der ſich mit ſeinen europäiſchen Alliirten brüſten wollte. Cope aber hatte Befehl, ſich nicht weit von den franzöſiſchen Poſten zu entfernen, damit ſeine Communication vom Fort St. David nicht abgeſchnitten würde; desgleichen war ihm aufgegeben, alles anzuwenden, damit es zu einem Treffen käme; er beſtand daher darauf, daß der Nabob zwiſchen dem Feinde und Pondichery ſein Lager nehmen ſollte. Es war unmöglich, zwey ſo entgegengeſezte Meynungen zu vereinigen; dieſer Umſtand brachte den Nabob ſo ſehr wider ſeine Bundsgenoſſen auf, daß, als dieſe die verabredeten Kriegskoſten verlangten, er anfangs allerhand Entſchuldigungen machte, und endlich geradezu erklärte, daß er kein Geld hätte. Er gab vor, ſeine Schatzkammer ſey leer, weil er dem Nazir-jing

zwey Millionen Rupien gegeben hätte. Der Major Lawrence, der im Fort St. David commandirte, und nicht allein der vornehmſte Offizier, ſondern auch Interims-Gouverneur des Etabliſſements war, hielt ſich durch dieſe Treuloſigkeit des Nabobs ſo beleidigt, daß er ſogleich die engliſchen Truppen zurück rief, die auch den 19ten Auguſt im Fort St. David wieder eintrafen.

Kaum waren ſie abmarſchirt, als die Franzoſen ihre Verſchanzungen bey Valdore verließen, und ſich mit den Truppen in Trivadi vereinigten. Ihre jezt zuſammen gezogene Macht beſtand in 1800 Europäern, 2500 Sepoys und 1000 Mann Cavallerie, die Chunda-ſah anführte, nebſt zwölf Kanonen. Die Armee des Mahomed-Ally war 5000 Mann Infanterie und 15000 Mann Cavallerie ſtark. Dieſe leztre anſtatt in der Ebene zu ſtehn, war hinter Verſchanzungen gelagert, und dieſe Verſchanzungen waren von allen Kanonen entblößt, da man ſolche in die Zwiſchenräume geſtellt hatte; im Rücken des Heers wor ein Fluß. Es war am 21ſten Auguſt, als die Franzoſen anrückten, dieſe unſinnige Stellung anzugreifen. Man ſtürmte die Verſchanzungen, die Vertheidiger flohen, und ließen ihre Kanonen im Stich, die nun auf die in Unordnung gebrachte Cavallerie gerichtet wurden. Alles ſuchte ſich jezt zu retten, viele ſtürzten ſich in den Fluß und erſoffen. Der durch ſeinen Geiz geſtrafte Nabob entkam mit großer Mühe, und erreichte Arcot nur von drey Perſonen begleitet. Ohne die Ertrunkenen, fand man im Lager beynahe 1000 Todte; die Franzoſen verloren nicht einen einzigen Mann, ſie hatten nicht einmal einen Verwundeten.

Selbſt dieſer Sieg war nicht vermögend, den Nazir-jing aus ſeiner Trägheit in Arcot zu reißen. Dupleix beſchloß, dieſe Unthätigkeit und die allgemeine Beſtürzung zu nutzen, welche durch dieſe Schlacht in alle benachbarten Provinzen verbreitet worden war; er befahl daher den franzöſiſchen Truppen Gingee anzugreifen. Dieſer Ort war ehemals die Reſidenz von einem Stamme marattiſcher Könige, deren Staaten ſich von hier bis ans Königreich Tanjore erſtreckten; von ihnen ſtammte auch der berühmte Sevagy ab. Die Feſtungswerke hatten die Kennzeichen von dem militäriſchen Charakter dieſer Nation. Eine ſtarke mit vielen Thürmen flankirte Mauer hatte einen Umfang von drey engliſchen Meilen, und ſchloß drey Berge ein, die einen Triangel bilden; ſie ſind alle ſteil und geborſten, und haben auf den Gipfeln große, ſtark befeſtigte Forts. Auſſerdem befinden ſich noch andre Feſtungswerke auf dem Abhange der Berge. In der Ebene iſt eine große Stadt. Die Indier, welche keine Feſtungen für anſehnlich halten, wenn ſie nicht auf ſteilen Anhöhen liegen, haben immer Gingee als die ſtärkſte Feſtung im Carnatick betrachtet.

Der Oberſte von Buſſy machte mit 250 Europäern und 1200 Sepoys den Vortrab, um zu verſuchen, ob man den Ort nicht überrumpeln könnte, er fand aber bey der Ankunft 5000 Mann, die aus dem Treffen von Trivadi entflohen waren, und ſich hier unter den Mauern gelagert hatten; ſie waren auch mit Kanonen verſehen, die von Europäern bedient wurden. Er wartete daher, bis die übrigen franzö-

ſiſchen Truppen in der Nähe waren, da er denn die Feinde angriff, die wenig Widerſtand thaten. Die Europäer, die ſich zur Bedienung der Artillerie hatten dingen laſſen, wurden faſt alle niedergehauen. Ein Stadtthor wurde darauf vermittelſt einer Petarde geſprengt, und die Franzoſen rückten mit aller ihrer Artillerie und Bagage in die Stadt, woſelbſt ſie ſich barricadirten. In dieſer Lage waren ſie einem beſtändigen Feuer von den drey Bergen ausgeſezt. Die Mohren warfen auch eine große Menge Raketen in die Stadt, um ſie in Brand zu ſtecken. Die Franzoſen bombardirten die Forts aus kleinen Mörſern die ganze Nacht durch, bis der Mond unterging; dieſes war das Signal die Berge zu ſtürmen. Niemand als Europäer wurden zu dieſer kühnen Unternehmung gebraucht, die alle drey Berge zu gleicher Zeit anfielen, und Eine Redoute nach der Andern mit dem Degen in der Fauſt eroberten, bis ſie die Hügel erreichten, die mehr als alles andre befeſtigt waren; dennoch petardirten ſie die Thore, und als der Tag anbrach, fanden ſie ſich im Beſiz von allen drey Bergen, mit einem Verluſt von nicht mehr als zwanzig Mann. Da ſie bey Tage die überwundenen Schwierigkeiten betrachteten, ſo wußten ſie nicht, ob ſie mehr über die Geſchwindigkeit, womit ſie die Unternehmung ausgeführt, oder über die außerordentliche Feigheit der Vertheidiger erſtaunen ſollten. Es iſt indeſſen zu vermuthen, daß der Verſuch bey Tage nicht geglückt haben würde; allein weder Anzahl noch feſte Lage kann das Schrecken der Mohren ſowohl als Indier mindern, wenn ſie bey Nacht angefallen werden.

Der groſse Ruf der Feſtigkeit von Gingee erhob natürlich den Ruhm der franzöſiſchen Tapferkeit; und dieſer ſo bedeutende Verluſt ermunterte endlich den Nazir-jing aus ſeiner Schlafſucht; er ſahe ein, daſs es hohe Zeit ſey, einem Feinde Schranken zu ſetzen, der alles zu unternehmen fähig ſchien. Nach ſeiner Ankunft in Arcot hatte er den gröſsten Theil ſeiner Truppen nach Golconda zurückgeſchickt, und auch viele Rajahs mit ihren Soldaten wieder nach Hauſe ziehen laſſen. Nunmehr rief er alle dieſe Truppen zurück. Indeſſen hoffte er, daſs die Nachricht von dieſen Zurüſtungen, mit Anerbietung gewiſſer Vortheile verbunden, die Franzoſen dahin vermögen dürfte, die Waffen niederzulegen; er beſchloſs daher, den Weg der Unterhandlung zu verſuchen, bevor er ins Feld rückte, und ſchickte deshalb zwey Abgeordnete nach Pondichery. Dupleix ſpannte nun die Saiten ziemlich hoch, und verlangte nicht allein die Befreyung des Murzafa-jing und die Wiedereinſetzung in ſeine Staaten, desgleichen für den Chunda-ſaheb die Nabobſchaft vom Carnatick, ſondern auch, daſs die Stadt Maſulipatnam nebſt allen dazu gehörigen Ländereyen der franzöſiſchen Compagnie abgetreten werden, und ihre Truppen ſo lange im Beſitz von Gingee bleiben ſollten, bis der Subah nach Aurengabad zurückgekehrt ſey.

Dupleix konnte natürlich nicht erwarten, daſs Nazir-jing dieſe hohen Foderungen eingehn würde, auch hatte er dabey keine andere Abſicht, als ihn zu bewegen ins Feld zu rücken, denn nur im Felde allein war es, wo er ſeine Entwürfe gegen ihn ausführen

konnte. Er irrte ſich nicht, denn Nazir-jing ließ ſeine Truppen nach Gingee marſchiren, und gegen Ende des Septembers traf er bey ihnen in Perſon ein. Sein Heer war nun bey weitem nicht ſo ſtark, als im Anfange des Jahrs, da er im Carnatick erſchien; denn ſehr wenige von den zurückgeſandten indiſchen Fürſten fanden ſich mit ihren Soldaten wieder ein, und die Truppen aus Golconda waren in einer zu großen Entfernung, um die Provinz Arcot noch vor der regnichten Jahreszeit erreichen zu können. Dennoch beſtand ſeine Armee aus 60,000 Mann Infanterie, 45,000 Mann Cavallerie, 700 Elephanten und 360 Kanonen, und mit dem Troß, der bey einem indiſchen Heer immer ſtärker als die Anzahl der Soldaten ſelbſt iſt, waren hier an 300,000 Menſchen verſammelt. Dieſes große Heer bewegte ſich ungemein langſam, und brachte über dreyßig engliſche Meilen funfzehn Tage zu; man war noch ſechszehn Meilen von Gingee entfernt, als das Regenwetter einfiel, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß das ganze Land überſchwemmt wurde. Der Gedanke von der großen Schande, wenn es das Anſehn hätte, als ob die Reichsfahne ſich zurückzöge, hielt den Nazir-jing ab, ſogleich wieder nach Arcot zurückzugehn, ſo nöthig dieſe Maaßregel auch war, denn in Zeit von drey Tagen ſahe ſich ſeine Armee zwiſchen zwey Flüſſe eingeſchloſſen, die man bey der Ueberſchwemmung kaum paſſiren konnte. Die Communication mit den benachbarten Ländern wurde alle Tage ſchwerer, und die Lebensmittel wurden ſeltner; auch litten die Truppen ſehr viel von dem übeln Wetter, das ganze Lager war mit Kranken an-

gefüllt, und keine Hoffnung vorhanden, daß dieſe Unfälle eher als im December, bey der Rückkehr der ſchönen Witterung, aufhören würden. Nazir-jing wurde bey dieſen Hinderniſſen ſehr ungeduldig, da ſie einen Krieg verlängerten, womit er ſchon ein Jahr zugebracht, und dieſe Zeit über ſich von ſeinen andern weitläuftigen Staaten hatte entfernt halten müſſen. Der Wunſch den Carnatick zu verlaſſen ſtellte ſich auf einmal bey ihm ein, und wurde ſo lebhaft, daß er mit Dupleix wieder die Unterhandlung erneuerte, und ihm alle verlangte Ceſſionen bewilligte, jedoch mit der Bedingung, daß die Compagnie die Ländereyen als ihm untergeordnete Reichsvaſallen beſitzen ſollte.

Dupleix, der den Werth der Verſprechungen der Fürſten in Indoſtan kannte, gab wegen dieſer Anerbietungen ſeine geheimen Verbindungen mit den mißvergnügten Großen in der Armee des Subah nicht auf, dabey aber verließ er ſich auf dieſe doch nicht ſo ſehr, daß er die Unterhandlungen mit Nazir-jing hätte ausſchlagen ſollen. Mittlerweile war der December gekommen, das Regenwetter hatte aufgehört, und der wichtige Augenblick war da, wo er durchaus zwiſchen dieſen beiden ſehr verſchiedenen Methoden ſeine Abſichten zu erreichen wählen mußte.

Seine Verbindungen mit den pitaniſchen Nabobs hatten nun ſieben Monate gedauert, und durch dieſe waren noch zwanzig andre vornehme Befehlshaber bey der Armee in die Verſchwörung gezogen worden, ſo daß die Verſchwornen Meiſter des halben Heers waren. Sie ſtellten Dupleix vor, daß durch

eine Art von Wunder das Geheimniß von ſo Vielen, und dies in ſo langer Zeit bewahrt worden ſey, daß aber jezt jede Stunde gefahrvoll wäre, weil ſie nunmehr täglich einer Anzahl von niedern Offiziers ſich entdecken müßten, um ihrer Mitwirkung verſichert zu ſeyn. Zu eben der Zeit langten Abgeordnete vom Subah in Pondichery an, die aufs feyerlichſte verſicherten, daß Nazir-jing ſogleich den Tractat unterzeichnen, ſein Lager aufheben, und den Carnatick verlaſſen würde.

Da Dupleix in jedem dieſer Fälle ſeine Abſicht erreichte, ſo überließ er dem Zufalle die Entſcheidung. Er drang bey den Abgeordneten auf den Tractat, und gab zu gleicher Zeit den franzöſiſchen Truppen in Gingee Befehl, den Augenblick aufzubrechen, ſobald die conföderirten Fürſten Nachricht ſenden würden, daß alles zur Ausführung ihres Entwurfs bereit ſey. Dieſe Nachricht der Nabobs kam früher nach Gingee, als die Ratification des vorerwähnten Tractats.

Es war der 4te December, als der franzöſiſche Commandant in Gingee, la Touche, mit 800 Europäern, 3000 Sepoys und 10 Kanonen aufbrach. Den Soldaten wurden einige Winke gegeben, ihnen Muth einzuflößen, allein der Plan ſelbſt ward blos einigen der vornehmſten Offiziers mitgetheilt. Die Truppen erreichten Nazir-jings Lager nach einem Marſch von 16 engliſchen Meilen den folgenden Morgen mit Tagesanbruch; es erſtreckte ſich auf 18 Meilen, da ein jeder Nabob und Raja ein abgeſondertes Quartier hatte. Ein Trupp von Reitern, welche die Runde machten, entdeckte die Franzoſen und allarmirte die Vorpoſten,

die aber bald über den Haufen geworfen wurden. Man rückte gerade aufs Hauptquartier los, wo sich 25000 Mann mit der ganzen Artillerie befanden. Hier wurde das Gefecht ernsthaft, weil alle dem Nazir-jing ergebene Feldherrn eiligst ihre Truppen hieher sandten, so daß, wenn ein Corps zurückgeschlagen war, ein anders vorrückte, und die Feinde sich beständig mehrten. Nie erfuhren die Franzosen besser die Vortheile wohlbedienter Kanonen, denn diese allein hielten die Anfälle der Reiterey auf, die sonst wahrscheinlich die Linien durchbrochen haben würde. Da sie so umringt waren, geschahen ihre Bewegungen im Lager nur sehr langsam; in drey Stunden hatten sie nicht mehr als drey englische Meilen gemacht. Beynahe die Hälfte der Armee war von ihnen zurückgeschlagen worden, als sie in einiger Entfernung eine ungeheure Linie von Fußvolk und Reiterey gewahr wurden, die unabsehbar war, und in Schlachtordnung stand. Die Franzosen fingen schon an den Muth zu verlieren, da diese fürchterliche Macht ihnen alle Hoffnung zum Siege zu benehmen schien, als sie im Mittelpunkt der Linie einen Elephanten mit einer weißen Fahne wahrnahmen. Dieses war das abgeredte Zeichen der Conföderirten; man that es den Truppen kund, die ein großes Freudengeschrey erschallen ließen. Es wurde Halt gemacht, bis man nähere Nachricht von den pitanischen Nabobs erhalten würde, deren Fahnen man in der Ferne entdeckte.

Nazir-jing, der den Tag zuvor den Tractat mit Dupleix ratificirt und nach Pondichery geschickt hatte, wollte es durchaus nicht glauben, als man ihm meldete,

daß sein Lager von den Franzosen angegriffen würde; als er aber davon überzeugt war, so wurde sein Stolz rege, und sein natürlicher Muth erwachte, da er keine Gefahr von einer Handvoll Leute fürchtete; er nannte ihren Angriff „die Raserey besoffner Euro„päer.“ Er befahl seinen Feldherren, die um ihn waren, sie alle in Stücken zu hauen, zu gleicher Zeit gab er auch Befehl, dem Murzafa-jing den Kopf abzuschlagen, und ihm solchen zu bringen. Alle Augenblicke langten Boten an, um ihm die Progressen der Franzosen zu melden, und da er sich erkundigte, welche Anstalten die Nabobs gegen den Feind machten, so hörte er, daß die Truppen von Cudapa, Canoul, Savanore und von Mysore nebst 20,000 Maratten in Schlachtordnung ständen, allein noch nicht vorgerückt wären, den Feind zurück zu schlagen. Der Subah, durch diese Unthätigkeit wütend gemacht, bestieg seinen Elephanten, und näherte sich, von seiner Leibwache begleitet, diesen Truppen. Die ersten, die er erreichte, waren die Cudapaschen mit ihrem Nabob an der Spitze. Nazir-jing flog auf ihn zu, und nannte ihn einen feigherzigen Buben, der sich nicht getraute, die mogulsche Fahne gegen so verächtliche Feinde zu vertheidigen. Der Verräther erwiederte, daß er keinen Feind kenne, als Nazir-jing, wobey er zugleich einem Soldaten, der bey ihm auf seinem Elephanten saß, das verabredete Signal zum Feuern gab. Der Schuß fehlte, worauf der Nabob selbst einen Carabiner losdrückte, der mit zwey Kugeln das Herz des unglücklichen Nazir-jing durchbohrte. Er fiel todt von seinem Elephanten zur Erde. Seine Leibwache

wurde bey dieſer Mordthat ſo beſtürzt, daß nur wenige verſuchten ſie zu rächen, und dieſe wenige wurden bald zerſtreut oder niedergehauen. Der Nabob von Cudapa ließ den Kopf des Subah vom Rumpf ſondern, und eilte damit zum Zelt des Murzafa-jing, für deſſen Rettung er auch ſchon beſorgt geweſen war; denn auch der bey ihm wachthabende Offizier war mit zu der Verſchwörung gezogen worden. Er fand ihn bereits von ſeinen Feſſeln befreyt, die er nun ſieben Monate getragen hatte, und begrüßte ihn als Subah von Decan. Zur Beſtätigung dieſer Würde überreichte er ihm den Kopf ſeines Onkels; Murzafa-jing ließ ſolchen auf eine Stange ſtecken, und zum Heer der Conföderirten bringen, wohin er ſich auch ſofort ſelbſt begab.

Dieſe große Neuigkeit hatte ſich ſchon überall vermöge weißer Fähnlein ausgebreitet. La Touche entdeckte dieſe Signale, da er kaum Halt gemacht hatte. Wenig Minuten nachher langte im vollen Galop ein von Murzafa-jing abgeſchickter Reiter mit dieſer freudigen Botſchaft bey ihm an, worauf der Oberſte von Buſſy ſogleich ſich zum neuen Subah verfügte, um ihm im Namen der Franzoſen Glück zu wünſchen und ſeine Befehle zu hören. Sobald der Tod des Nazirjing unter ſeinen eignen Truppen bekannt wurde, kam der größte Theil derſelben in Schaaren angezogen, um ſeinem Nachfolger zu huldigen, ſo daß um neun Uhr des Morgens ſchon jedes Schwert in ſeiner Scheide ſtack, ob ſich gleich drey Brüder des ermordeten Fürſten im Lager befanden. Der neue Subah begab ſich nach dem großen Staatszelt, wo ihm die

vornehmſten Befehlshaber und Fürſten huldigten. Der oberſte Miniſter, Schanavaze Khan, war jedoch nicht unter dieſer Zahl, weil er den Zorn des Murzafa-jing wegen ſeiner langen Gefangenſchaft fürchtete; er flohe daher nach dem Fort Chittapet. Noch gröſſere Furcht aber hatte Mahomed-Ally, der erklärte Rival des Chunda-ſaheb, der ſich glücklicherweiſe mit ſeinen Truppen in einiger Entfernung von dieſer Scene befand. Kaum hörte er die für ihn ſo ſchreckliche Nachricht, als er ſich ſogleich auf ſein ſchnelleſtes Pferd warf, und, nur von einigen Getreuen begleitet, Tritchinapoly zu erreichen ſuchte.

Gegen Abend verfügte ſich la Touche mit allen franzöſiſchen Offiziers in Ceremonie zum Murzafa-jing, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Er empfing ſie mit ſolchen Zeichen der Dankbarkeit, die ihres großen Dienſtes würdig waren. Die orientaliſchen Complimente, wodurch ihre Tapferkeit bis in die Wolken erhoben wurde, waren für diesmal auf Wahrheit gegründet; denn, die Eroberungen von Mexico und Peru durch Cortez und Pizarro ausgenommen, entſchied nie eine ſo geringe Anzahl Soldaten das Schickſal ſo vieler großen Länder.

Die Staaten des Groß-Moguls beſtehen aus zweyundzwanzig Provinzen; ſechs derſelben, die mehr als ein Drittheil des Reichs betragen, machen die Subahſchaft von Decan aus. Der Unterkönig dieſer Abtheilung führt außer dem Titel Subah noch einen andern wichtigern, nämlich Regulator des Reichs. Seine Herrſchaft erſtreckt ſich von Brampore bis zum Vorgebirge Comorin. Golconda, eine dieſer Pro-

vinzen, enthält die Nabobſchaften von Arcot, Canoul, Cudapa, Raja-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verſchiedene mächtige indiſche Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürſten unter ſich. Die ganze Volksmenge in Decan überſteigt fünfunddreyßig Millionen Menſchen.

Von allen dieſen Staaten ſahe ſich Murzafa-jing jezt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja ſelbſt zum Tode verurtheilt geweſen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung ſich im Beſitz dieſer Würde zu erhalten, da der oberſte Vezier in Delhi ſein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor dieſe ſchnelle Freude nicht durch große Unruhe geſchwächt wurde; denn die pitaniſchen Nabobs verlangten mit Ungeſtüm ihre Belohnungen für den Antheil, den ſie an dieſer Revolution genommen hatten; dieſe Foderungen aber waren ganz ausſchweifend, und den Grundſätzen der mogulſchen Regierung gänzlich entgegen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Murzafa-jing während ſeiner Gefangenſchaft alles verſprach, was man nur verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten, als was die Nothwendigkeit erfodern würde. Die Gegenwart der franzöſiſchen Truppen, die jezt ſeine Perſon und ſeine Schätze bewachten, verurſachte, daß er ſich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; um ſie jedoch nicht durch poſitive abſchlägige Antworten aufzubringen, ſo ſagte er ihnen, daß ſeine Verbindungen mit der franzöſiſchen Nation ihm nicht erlaubten, etwas ohne das Gutachten ihres Statthalters Dupleix zu be-

ſchließen, wobey er ihnen verſicherte, daß alles zu ihrer Zufriedenheit in Pondichery feſtgeſezt werden ſollte.

Hier war mittlerweile die Nachricht von dem Tode Nazir-jings und der Thronbeſteigung ſeines Neffen angekommen. Chunda-ſaheb erfuhr ſie zuerſt, und wurde ſo davon hingeriſſen, daß er alle Ceremonien bey Seite ſezte, ohne Gefolge, das ſonſt von einem indiſchen Fürſten unzertrennlich iſt, nach dem Palaſt der Regierung lief, und Dupleix dieſe glückliche Neuigkeit mittheilte. Sie umarmten einander aufs zärtlichſte, und wünſchten ſich Glück. Das Freudengeſchrey ertönte durch die Straßen, alle Kanonen in der Stadt wurden abgefeuert, und das Conſeil ſogleich verſammelt. Den folgenden Tag wurde das Te Deum mit großer Feyerlichkeit geſungen, und drey Abgeordnete an Murzafa-jing abgeſchickt, ihn zu complimentiren; dieſen folgten zwey Tage darauf andre Abgeordnete mit Geſchenken. Dieſe beſtanden in ſechs koſtbaren Kleidern und einem Elephanten, der eine weiße Fahne trug. Die Fahne ſchien dem Murzafa-jing ſo ſehr zu gefallen, daß er befahl, ſie künftig allezeit in die Mitte der Reichs-Inſignien zu ſtellen.

Er langte den 15ten December in der Nacht mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge vor den Thoren von Pondichery an, wo ihn Dupleix und Chunda-ſaheb unter einem Zelte empfingen. Man wollte, daß er ſeinen Einzug in die Stadt auf einem Elephanten machen ſollte; allein das Thier war zu groß, um unter den Balken der Schlagbrücke durchgehen zu

können. Murzafa-jing bequemte ſich alſo, ſich in Dupleix Palankin tragen zu laſſen. Der Zug ging nach dem Palaſt der Regierung, wo ſie eine geheime Unterredung hatten, die ſich vorzüglich auf die Foderungen der pitaniſchen Nabobs bezog; ſodann begab er ſich nach dem für ihn beſtimmten Hauſe, wo er mit Ungeduld von ſeiner Mutter, ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne erwartet wurde.

Den folgenden Tag trafen auch die pitaniſchen Nabobs hier ein, und überließen es der Entſcheidung des Dupleix, welche Belohnungen ſie für ihre Dienſte zu erwarten hätten. Sie verlangten, daß der von drey Jahren her rückſtändige Tribut ihnen erlaſſen, ihre Länder vergrößert, und alle insgeſamt von fernern Tributen gänzlich befreyet werden ſollten; überdem begehrten ſie die Hälfte aller Reichthümer, die Nazir-jing hinterlaſſen hätte.

Es war bekannt, daß alle Großen nur auf die Bewilligung dieſer Foderungen lauerten, um darnach die ihrigen einrichten zu können. Hätte man die erſtern eingeräumt, ſo würden alle Staaten von Decan nicht hinreichend geweſen ſeyn, die ausſchweifenden Erwartungen der übrigen zu befriedigen: auf der andern Seite war eine Revolte zu befürchten, wenn man ihnen nicht Gehör gäbe. Dupleix ſezte daher alle eigenen Angelegenheiten zurück, und beſchäftigte ſich einige Tage lang, blos die Pitanen zufrieden zu ſtellen. Er räumte die große Verbindlichkeit ein, die ihnen Murzafa-jing ſchuldig ſey, behauptete aber dabey, daß die Franzoſen ſo viel wie ſie zur Revolution beygetragen hätten, und daher eben ſo außerordentliche

Be-

Belohnungen fodern könnten; thäte man dieſes aber, ſo müßte die Würde des Subah aufhören. Zu gleicher Zeit wollte er ihnen das Beyſpiel der Mäßigung geben, und ſagte ihnen in der lezten Conferenz, daß er keinen andern Antheil an Murzafa-jings Schätzen zu haben wünſchte, als nur ſo viel, wie der Subah in ſeiner jetzigen Lage entbehren könnte. Da die Pitanen ihn völlig entſchloſſen fanden, die Sache des Subah nachdrücklich zu unterſtützen, ſo kamen ſie unter ſich überein, ſich anzuſtellen, als ob ſie mit ſeinen vorgeſchlagenen Bedingungen endlich zufrieden wären. Dieſe enthielten, daß ihre Länder durch einige Diſtricte, die aber lange nicht ihren Foderungen gemäß waren, vermehrt, und ihre Einkünfte noch überdem durch niedrig verpachtete Kronländer vergrößert werden ſollten; auch ſollten ſie die Hälfte von allem baaren Gelde bekommen, das man in Nazir-jings Schatzkammer gefunden hatte, die Kleinodien aber behielt ſich Murzafa-jing allein vor.

Dieſe Convention wurde von den Nabobs unterzeichnet, die ſodann auf den Koran dem Subah ihren Huldigungseid ablegten, wobey ſie erklärten, daß Nizam-al-muluck ſelbſt nie von ihnen dieſes Zeichen der Unterwürfigkeit hätte erhalten können. Murzafa-jing dagegen ſchwur ſie zu beſchützen, ſo lange ſie ihm und dem Reiche treu bleiben würden.

Alle Zwiſtigkeiten ſchienen nun geendigt zu ſeyn, und machten den Gaſtmählern und Feſten Platz, wobey Dupleix keine Koſten ſparte, um ſeinen Gäſten einen hohen Begriff von der Größe ſeiner Nation beyzubringen. Mitten unter dieſen Ergözlichkeiten

geſchah die feyerliche Ceremonie der Thronbeſteigung des Subah mit dem größten Pomp. Dupleix ſpielte hiebey nächſt dem Subah die vornehmſte Rolle; denn in der Tracht eines muhamedaniſchen Fürſten von Indoſtan, worein ihn Murzafa-jing ſelbſt eigenhändig gekleidet hatte, war er der erſte, der ihm huldigte; worauf er denn zum mogulſchen Statthalter aller Länder ernannt wurde, die ſüdwärts vom Fluſſe Kriſtna liegen; ein Erdſtrich, der faſt ſo groß wie ganz Frankreich iſt. Er erhielt auch den Titel eines Munſub, oder Befehlshabers von 7000 Reitern, nebſt der Erlaubniß, unter ſeinen Fahnen eine derſelben mit einem Fiſch zu bezeichnen; beides waren Gnadenbezeugungen, die nur den Vornehmſten des Reichs bewilligt werden. Es wurde verordnet, daß im ganzen Carnatick kein Geld circuliren ſollte, das nicht in Pondichery geſchagen wäre, und daß die mogulſchen Einkünfte von allen unter Dupleix Statthalterſchaft ſtehenden Ländern ihm zugeſchickt werden ſollten, um ſie hernach dem Subah zu berechnen. Chunda-ſaheb wurde zum Nabob von Arcot und allen davon abhängenden Ländern ernannt. Alle mogulſche und indiſche Fürſten huldigten nunmehr auch, und brachten ihre Geſchenke. Penſionen, Ehrentitel und Statthalterſchaften wurden denjenigen gegeben, die zur Revolution beygetragen hatten. Keine dieſer Belohnungen aber wurde ertheilt, wenn nicht die Bittſchriften von Dupleix unterzeichnet waren.

Die unmittelbaren Vortheile, die durch dieſe Ceſſionen der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie zuwuchſen, waren der Beſitz von Ländereyen bey Pondi-

chery, die jährlich 96000 Rupien einbrachten, ferner von andern bey Karikal, im Königreich Tanjore gelegenen, deren Einkünfte 106000 betrugen, und der Stadt Masulipatnam, die alle Jahre 144000 Rupien abwarf, in allem 38000 Pf. St. Dennoch waren diese Vortheile nur geringe in Vergleich mit denen, die Dupleix noch von seiner ausgedehnten Autorität zu erlangen hoffte. Obgleich nicht eine einzige von allen Bewilligungen nach der Staatsverfassung des mogulschen Reichs gültig seyn konnte, bis sie der Kaiser bestätigt hatte, so trug er doch kein Bedenken sie als ein gesezmäßig erlangtes Eigenthum zu betrachten. Indessen so ungewiß auch der Besiz dieser Vortheile war, so dienten sie doch sehr, die Wichtigkeit des Dupleix in einem Lande zu vermehren, wo der Subah mehr geehrt wird, als der Groß-Mogul selbst. Diese Cessionen sezten auch den Mahomed-Ally in Bestürzung, der aus Tritchinapoly einen Abgeordneten an Dupleix schickte, um mit ihm wegen der Uebergabe der Stadt zu tractiren, wobey er sich erbot, alle Ansprüche auf die Nabobschaft von Arcot aufzugeben, wenn Murzafa-jing ihm seine Schätze lassen, keine Rechnung von seines Vaters Administration fodern, und ihm eine andre Statthalterschaft in Golconda geben wollte. Dupleix räumte diese Bedingungen ein, und glaubte, daß sie keinen Anstand finden würden; so daß nunmehr nichts die Abreise des Murzafa-jing nach Aurengabad aufhielt, wo seine Gegenwart höchst nöthig war. Da das Ansehen und die Macht des Dupleix von der Erhaltung dieses Fürsten abhing, dessen Regierung, wie er besorgte, nicht

frey von Unruhen seyn würde, so schlug er vor, daß ein Corps französischer Truppen ihn begleiten sollte, bis er sich auf seinem Throne festgesezt hätte. Dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

Man rechnete die Schätze des Nazir-jing auf zwey Millionen Pf. St. und die Kleinodien auf 500,000 Pf. St. Bey der Vertheilung dieser Reichthümer wurde Dupleix nicht vergessen, denn, ausser vielen Juwelen, erhielt er für seine Person an baarem Gelde 200,000 Pf. St. Murzafa-jing gab ferner 50,000 Pf. St. an die Truppen, die in der Schlacht bey Gingee gefochten hatten, desgleichen bezahlte er 50,000 Pf. St. in den Schatz der Compagnie für die Kriegskosten. Die lange Erfahrung des Schanavaze Khan in Regierungsgeschäften machte seine Kenntnisse dem neuen Regenten nothwendig, Murzafa-jing nahm ihn daher in seine Dienste, und vergab alles Vergangene.

Dupleix und der Subah schieden von einander unter wechselseitigen Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Treue. Die Armee brach von Pondichery auf; die französischen Truppen unter Commando des Obersten von Bussy bestanden in 300 Europäern und 2000 Sepoys mit zehn Kanonen. Der Marsch ging ungestört fort, bis sie Cudapa erreichten. Hier entstand ein Streit zwischen einigen Reitern und den Bewohnern eines Dorfs, da denn die erstern mit der Zügellosigkeit, die den berittenen Soldaten in Indostan eigen ist, nicht allein dieses, sondern noch drey andre benachbarte Dörfer in Brand steckten. Der Nabob von Cudapa, unter dem Vorwande dieser Beleidigung,

zu rächen, befahl seinen Truppen, die Arrieregarde des Murzafa-jing anzufallen. Dies geschah, sie wurden aber zurückgeschlagen. Ihr Angriff, (ob durch Zufall oder aus Absicht, ist ungewiß,) war gegen den Theil des Heers gerichtet gewesen, wo sich die Weiber befanden, daher dieser Troß noch durch die bitterste Beleidigung vermehrt wurde, die man einem indischen Fürsten nur anthun konnte; weil selbst im Kriege Frauenspersonen vom Rang als geheiligt betrachtet werden. Sobald also der Subah diese tiefe Kränkung vernahm, ließ er das ganze Heer Halt machen, und sezte sich selbst an die Spitze einer Anzahl Truppen, um den Nabob von Cudapa anzugreifen. Bussy, dem aufgetragen war, soviel wie immer möglich, auf dem Marsche Feindseligkeiten zu verhindern, schlug sich ins Mittel, und brachte es, jedoch mit vieler Mühe, dahin, daß man erst den Nabob kommen lassen und um die Ursache seines Betragens fragen sollte. Es wurden sowohl von Murzafa-jing als von Bussy Boten an ihn abgeschickt; den erstern antwortete der Nabob, daß er ihren Herrn mit dem Schwert in der Faust erwartete, allein Bussy ließ er sagen, daß er bereit sey, sich dem Subah durch seine Vermittelung zu unterwerfen.

Die Verschiedenheit dieser Antworten brachte den Fürsten so auf, daß er nun durch nichts mehr aufgehalten werden konnte. Er sagte zu Bussy, der alles anwandte, seinen Zorn zu stillen, daß jeder Pitane in seinem Heer ein geborner Verräther sey. Die Wahrheit dieser Behauptung wurde in wenig Minuten bestätigt, denn die Nachricht kam, daß die Truppen

der drey Nabobs in Schlachtordnung ſtünden, daß ſie vermöge ihrer Stellung im Stande wären einen hohlen Weg zu vertheidigen, den die Armee paſſiren müßte, und daß ſie Kanonen bey ſich hätten, die ſchon vor einigen Tagen dahin geſchafft worden wären. Dieſe Zurüſtungen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Rebellion der Nabobs überdacht ſey, und in der That hatten ſie ſolche bereits in der nämlichen Stunde verabredet, da ſie in Pondichery den Huldigungseid leiſteten. Murzafa-jing voller Ungeduld eilte an der Spitze ſeiner Reiterey fort, ohne erſt die Franzoſen abzuwarten. Die Truppen der pitaniſchen Nabobs, ob ſie gleich an Anzahl weit ſchwächer waren, hielten doch den Angriff aus, und ſchlugen ſogar des Subah Truppen zurück, bevor Buſſy ankam. Das Feuer der franzöſiſchen Artillerie aber veränderte die Scene, und brachte die Pitanen nach einem großen Blutbade zum Weichen. Murzafa-jing, um die erſte Flucht der Seinigen zu rächen, brachte ſeine Truppen in Ordnung, und ohne auf die Vorſtellungen des Buſſy zu hören, verfolgte er die Flüchtigen, und verließ abermals ſeine tapfern Franzoſen, die ſich vergeblich bemühten ihm nachzukommen. Sie erreichten einen Trupp Reiter, die den Körper des Nabobs von Savanore auf der Erde in Stücken hieben. Der Nabob von Cudapa war gefährlich verwundet vom Schlachtfelde geflohen, und da ihn Murzafa-jing aufſuchte, traf er auf den dritten dieſer raſenden Pitanen, den Nabob von Canoul, der, da er keine Rettung vor ſich ſah, ſich mit ſeinen wenigen Truppen ſezte, und auf den Elephanten des Subah losging. Dieſe Auffo-

derung entflammte ſeine Wuth noch mehr, ſo daß er ſeinen Leuten ein Zeichen gab, ihm den Nabob allein zu überlaſſen. Die beiden Elephanten wurden gegen einander getrieben, und Murzafa-jing hatte eben ſein Schwert aufgehoben, einen Streich zu führen, als ſein Gegner mit einem Wurfſpieße ihn vor die Stirne traf, und ihm ſo den Kopf zerſchmetterte. Alle ſtürzten nun auf den Nabob, der tödlich verwundet hinſank; die Truppen aber, noch nicht damit zufrieden, fielen wütend über alle ihm gehörige Soldaten her, und hieben ſie in Stücken. Die Franzoſen waren vorbereitet ſie mit Siegesgeſchrey zu empfangen, als die Nachricht von Murzafa-jings Tode ſie in die entſetzlichſte Beſtürzung verſezte. Sie marſchirten ſogleich ins Lager zurück, wo ſie alles in der äußerſten Verwirrung antrafen; denn die Armee hatte viel rückſtändigen Sold zu fodern, und man fürchtete jeden Augenblick Rebellion und allgemeine Plünderungen. Kein Feldherr traute dem andern.

Allein dieſes Unglück ſchien niemanden ſo nachtheilig zu ſeyn als den Franzoſen, denn hiedurch wurden alle durch den Mord des Nazir-jing erlangte Vortheile gänzlich vernichtet, und Buſſy hatte keine Anſprüche mehr, ſich in die Regierungsangelegenheiten Decans zu miſchen. Dieſer Befehlshaber ſahe die Folgen ſeiner erſchrecklichen Lage ein, verlor aber dabey den Muth nicht. Er verſammelte die Feldherren und Miniſter, und fand ſie ſo bereitwillig wie er ſelbſt war, ein Mittel zu erfinden, wodurch der Verluſt ihres Regenten erſezt werden könnte. Außer dem Sohne des Murzafa-jing, einem kleinen Kinde, be-

fanden ſich noch drey Brüder des Nazir-jing im Lager, die dieſer Fürſt immer mit ſich geführt, und in ſtrenger Verwahrung gehalten hatte, weil er ihnen nicht traute. Dieſe Gefangenſchaft hatte auch noch nach ſeinem Tode aus ähnlichen Bewegungsgründen fortgedauert. Buſſy ſchlug daher vor, daß die Subah-Würde dem älteſten dieſer Brüder übertragen werden ſollte, der den Namen Salabat-jing führte. Die Feldherren, die ſich vor den Unruhen fürchteten, die unter einer Minorennität wahrſcheinlich entſtehen würden, ſezten den Sohn des Murzafa-jing bey Seite, und gaben dem Vorſchlage des Buſſy Beyfall. Man ſchritt ſofort zur Ausführung; die drey Prinzen wurden losgelaſſen, und Salabat-jing mit Zuſtimmung des ganzen Heers zum Subah von Decan ausgerufen. Seine Erhebung und der ſonderbare Umſtand, daß an eben dieſem Tage alle drey gegen das Leben des Nazir-jing verſchworne Nabobs umkamen, wurde als ein göttliches Gericht betrachtet.

Buſſy gab ſogleich von dieſer Revolution und von ſeinen genommenen Maaßregeln dem Dupleix Nachricht. Salabat-jing beſtätigte alle von ſeinem Vorgänger gemachte Ceſſionen, und zeigte ſich bereitwillig, der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie noch größere Vortheile zukommen zu laſſen. Auf dieſe Bedingungen erkannte Dupleix ſein Recht zur Subahſchaft mit ſo vielem Eifer, als er das Recht des Murzafa-jing behauptet hatte. Sobald dieſes in Ordnung gebracht war, brach die Armee von Cudapa auf, und ſezte ihren Marſch nach Golconda fort.

Drittes Buch.

Die Nationen von Coromandel, die bisher ge- 1751
wohnt waren, die Europäer nur als Kaufleute zu betrachten, welche ruhig ihren Handel trieben, und gegen die mogulſche Regierung ſo viel Ehrfurcht bezeigten, als ſie ſelbſt, erſtaunten über die ſchnellen Fortſchritte der franzöſiſchen Waffen. Die großen Fähigkeiten des Dupleix erregten ihre Bewunderung, der ſich in den indoſtaniſchen Angelegenheiten als der feinſte Politiker gezeigt hatte, ſo als wenn er von Jugend auf an dem Hofe zu Delhi erzogen worden wäre. Da die Rivalität zwiſchen den Franzoſen und Engländern bekannt war, ſo mußte ihnen die Unthätigkeit der leztern bey dieſen wichtigen Begebenheiten unerklärbar ſcheinen; denn ſeit der Rückkunft ihrer Truppen von Trivadi hatten ſie gar keine Maaßregeln genommen, die Progreſſen der Franzoſen zu hemmen. In der That iſt dieſe Unthätigkeit in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte unverzeihlich, man müßte ſie denn durch die Furcht entſchuldigen, ſich ohne Autorität von England in offenbare Feindſeligkeiten gegen die Franzoſen einzulaſſen, da eben in Europa der allgemeine Friede geſchloſſen worden war. Ihre Bewegungsgründe mögen indeſſen geweſen ſeyn, welche ſie wollen, genug ihre Friedens-Diſpoſition war ſo groß, daß ſelbſt der Major Lawrence, der die Truppen commandirte, und bey der engliſch-oſtindiſchen Regierung viel Einfluß

hatte, wegen Privatangelegenheiten nach England zurück ging.

Die Ermordung des Nazir-jing und deren Folgen ſezten ſie in die äußerſte Beſtürzung, und zeigten ihnen, wiewohl zu ſpät, ihren begangenen Fehler, die engliſchen Truppen von der Armee dieſes Subah zurück gerufen zu haben. Es waren jedoch ſelbſt nach ſeinem Tode noch Mittel übrig, die Lorbeern den Siegern zu entreißen, und alle ihre glücklichen Unternehmungen fruchtlos zu machen; denn Murzafa-jing, mit ſeines Onkels Schäzen beladen, marſchirte von Gingee aus ſehr langſam, und zwar nur in Begleitung eines Detaſchements von ſeinen Truppen und 300 Franzoſen, die, weil ſie keine Gefahr beſorgten, ziemlich unordentlich daher zogen. Benjamin Robins, der eben damals als Generalingenieur der Compagnie aus England angelangt war, ſchlug dem Gouverneur Saunders vor, 800 Europäer ihnen entgegen zu ſchicken, und ſo einen Meiſterſtreich auszuführen. Dieſer Rath war ſehr wohl überdacht, und eines Mannes würdig, der ſich ohnehin durch wiſſenſchaftliche Speculationen ausgezeichnet, und ſeiner Nation Ehre gemacht hatte; denn es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ein kluger Angriff geglückt haben würde, und ſodann wären die Schäze des Nazir-jing nach dem Fort St. David anſtatt nach Pondichery gebracht worden. Saunders genehmigte den Entwurf; da ihn aber der Capitain Cope, als jeziger Befehlshaber, den Offiziers vortrug, ſo erklärten ſie ihn einmüthig für verwegen und unausführbar.

Mahomed-Ally, der noch in gröſserer Verlegenheit als die Engländer war, hatte die einzige Hoffnung ſeiner Erhaltung auf ihren Beyſtand geſezt, um den er dringend bat, ſelbſt zu der Zeit, als er mit Dupleix wegen der Uebergabe von Tritchinapoly tractirte. Die Engländer, die dieſen Tractat fürchteten, der ihnen allen Vorwand geraubt haben würde, ſich dem Dupleix und Chunda-ſaheb zu widerſetzen, entſchloſſen ſich endlich, nochmals ein Detaſchement Truppen nach Tritchinapoly zu ſchicken, um Mahomed-Ally zur Vertheidigung der Stadt aufzumuntern. Es beſtand in 200 Europäern und 300 Sepoys, die daſelbſt unter Anführung des Capitain Cope im Anfange des Februar anlangten.

Um dieſe Zeit brach auch Chunda-ſaheb von Pondichery auf mit 8000 Mann, die er angeworben hatte, wozu noch 800 Europäer ſtieſſen. Mit dieſen Truppen kam er im Königreiche Arcot an, wo man ihn in allen nordwärts vom Fluſſe Coleroon gelegenen Diſtricten als Nabob empfing. Mortiz-ally von Velore, der ſich immer nach den Umſtänden gerichtet, und dem Nazir-jing bisher ſeinen Gehorſam gezeigt hatte, wandte ſich nach deſſen Tode ſofort zum Chunda-ſaheb, und war der erſte, der ihm huldigte.

Die Länder, welche zwiſchen dem Coleroon und der Spitze der Halbinſel liegen, ſagten zwar dem Mahomed-Ally den Gehorſam nicht ganz auf, waren ihm aber wenig ergeben; er ſchickte daher ſeinen Bruder Abdul-rahim mit 5500 Mann Indier und 30 Engländern nach Tinivelly, einer 160 Meilen von Tritchinapoly gelegenen Stadt, die als Hauptſtadt eines

groſſen Landſtrichs beym Vorgebirge Comorin bekannt iſt. Abdul-rahim fand keinen Widerſtand von den Einwohnern des Landes, dagegen war es deſto ſchwerer, eine Rebellion bey ſeinen Truppen zu verhindern; die mehreſten indiſchen Offiziers waren Landbeſitzer und ihrem Fürſten ungefähr ſo viel ſchuldig, als er ihren untergebenen Soldaten an rückſtändigem Sold zu bezahlen hatte; ſie erwarteten daher als einen Preiß ihrer Deſertion, daß Chunda-ſaheb nicht allein ihnen ihre Zahlungen erlaſſen, ſondern auch Geld zum Unterhalt der Truppen hergeben würde. Groſſe Verſprechungen indeſſen beruhigten ſie etwas; allein dieſer Geiſt des Aufruhrs zeigte ſich in einer andern Gegend noch heftiger.

Allum-Khan, ein Mann, der vom niedrigſten Stande als Soldat emporgeſtiegen, ehemals in Dienſten des Chunda-ſaheb geweſen, und hernach dem Könige von Tanjore gedient hatte, verließ dieſen letztern und kam nach Madura, wo ſein Ruf als ein vortreflicher Offizier ihm Ehrerbietung und Einfluß verſchaffte, den er anwandte die Beſatzung zu verführen, die ihn zu ihrem Gouverneur ausrief. Er erkannte nun öffentlich den Chunda-ſaheb als ſeinen Oberherrn.

Das Land von Madura liegt zwiſchen Tritchinapoly und Tinivelly, und iſt ſehr beträchtlich. Die Stadt war vor Alters die Reſidenz eines Fürſten, der alle drey Länder beſaß. Ihre Form iſt faſt ein Viereck, das viertauſend engliſche Ellen im Umfange hat, und mit doppelten Mauern und Graben umgeben iſt. Der Verluſt dieſes Orts entzog dem Mahomed-Ally mehr

als die Hälfte ſeiner noch übrig gebliebenen Staaten. Da er dieſe üble Nachricht erhielt, erbot ſich der Capitain Cope, es wieder einzunehmen. Sein Detaſchement war jedoch gar nicht zu einer Belagerung ausgerüſtet, denn die Engländer hatten keine ſchweren Kanonen mit ſich vom Fort St. David genommen, inzwiſchen brachen ſie, 150 Europäer ſtark, mit vier Feldſtücken auf. Bey Madura ſtieß das Corps von Tinivelly zu ihnen. Man entſchloß ſich zum Sturm, wozu ſich die Truppen bequemten, nachdem man unter ihnen Geld ausgetheilt, und große Verſprechungen gethan hatte. Sie beſtiegen beide Mauern unter einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln, konnten ſie aber nicht behaupten, weil 4000 Mann ſie aufs äußerſte vertheidigten; ſie mußten daher wieder zurück. Den folgenden Tag bereitete ſich Cope zum Rückmarſch nach Tritchinapoly und ſprengte eine ſeiner Kanonen, da er ſie nicht mit fortbringen konnte. Die Truppen des Mahomed-Ally wollten ſich nun nicht länger aufziehn laſſen, ſondern gingen 3500 Mann ſtark zum Allum Khan über. Dieſe Unglücksfälle wurden noch durch die Nachricht vermehrt, daß ſich Chunda-ſaheb rüſtete, Tritchinapoly zu belagern. Mahomed-Ally ſtellte nun der Regierung in Madras ſeine erſchreckliche Lage aufs ernſthafteſte vor, und flehte um ihren Beyſtand, wobey er ſich erbot, der Compagnie einen anſehnlichen Strich Landes abzutreten, und alle Kriegskoſten zu tragen.

Es war jezt die Zeit der Aernte, die auf der Küſte von Coromandel zwiſchen dem Landeigenthümer und dem Landbauer gleichmäßig getheilt wird. Dupleix

vinzen, enthält die Nabobſchaften von Arcot, Canoul, Cudapa, Raja-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verſchiedene mächtige indiſche Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürſten unter ſich. Die ganze Volksmenge in Decan überſteigt fünfunddreyßig Millionen Menſchen.

Von allen dieſen Staaten ſahe ſich Murzafa-jing jezt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja ſelbſt zum Tode verurtheilt geweſen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung ſich im Beſitz dieſer Würde zu erhalten, da der oberſte Vezier in Delhi ſein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor dieſe ſchnelle Freude nicht durch große Unruhe geſchwächt wurde; denn die pitaniſchen Nabobs verlangten mit Ungeſtüm ihre Belohnungen für den Antheil, den ſie an dieſer Revolution genommen hatten; dieſe Foderungen aber waren ganz ausſchweifend, und den Grundſätzen der mogulſchen Regierung gänzlich entgegen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Murzafa-jing während ſeiner Gefangenſchaft alles verſprach, was man nur verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten, als was die Nothwendigkeit erfodern würde. Die Gegenwart der franzöſiſchen Truppen, die jezt ſeine Perſon und ſeine Schätze bewachten, verurſachte, daß er ſich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; um ſie jedoch nicht durch poſitive abſchlägige Antworten aufzubringen, ſo ſagte er ihnen, daß ſeine Verbindungen mit der franzöſiſchen Nation ihm nicht erlaubten, etwas ohne das Gutachten ihres Statthalters Dupleix zu be-

ſchließen, wobey er ihnen verſicherte, daß alles zu ihrer Zufriedenheit in Pondichery feſtgeſezt werden ſollte.

Hier war mittlerweile die Nachricht von dem Tode Nazir-jings und der Thronbeſteigung ſeines Neffen angekommen. Chunda-ſaheb erfuhr ſie zuerſt, und wurde ſo davon hingeriſſen, daß er alle Ceremonien bey Seite ſezte, ohne Gefolge, das ſonſt von einem indiſchen Fürſten unzertrennlich iſt, nach dem Palaſt der Regierung lief, und Dupleix dieſe glückliche Neuigkeit mittheilte. Sie umarmten einander aufs zärtlichſte, und wünſchten ſich Glück. Das Freudengeſchrey ertönte durch die Straßen, alle Kanonen in der Stadt wurden abgefeuert, und das Conſeil ſogleich verſammelt. Den folgenden Tag wurde das Te Deum mit großer Feyerlichkeit geſungen, und drey Abgeordnete an Murzafa-jing abgeſchickt, ihn zu complimentiren; dieſen folgten zwey Tage darauf andre Abgeordnete mit Geſchenken. Dieſe beſtanden in ſechs koſtbaren Kleidern und einem Elephanten, der eine weiße Fahne trug. Die Fahne ſchien dem Murzafa-jing ſo ſehr zu gefallen, daß er befahl, ſie künftig allezeit in die Mitte der Reichs-Inſignien zu ſtellen.

Er langte den 15ten December in der Nacht mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge vor den Thoren von Pondichery an, wo ihn Dupleix und Chunda-ſaheb unter einem Zelte empfingen. Man wollte, daß er ſeinen Einzug in die Stadt auf einem Elephanten machen ſollte; allein das Thier war zu groß, um unter den Balken der Schlagbrücke durchgehen zu

vinzen, enthält die Nabobſchaften von Arcot, Canoul, Cudapa, Raja-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verſchiedene mächtige indiſche Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürſten unter ſich. Die ganze Volksmenge in Decan überſteigt fünfunddreyßig Millionen Menſchen.

Von allen dieſen Staaten ſahe ſich Murzafa-jing jezt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja ſelbſt zum Tode verurtheilt geweſen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung ſich im Beſiz dieſer Würde zu erhalten, da der oberſte Vezier in Delhi ſein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor dieſe ſchnelle Freude nicht durch große Unruhe geſchwächt wurde; denn die pitaniſchen Nabobs verlangten mit Ungeſtüm ihre Belohnungen für den Antheil, den ſie an dieſer Revolution genommen hatten; dieſe Foderungen aber waren ganz ausſchweifend, und den Grundſäzen der mogulſchen Regierung gänzlich entgegen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Murzafa-jing während ſeiner Gefangenſchaft alles verſprach, was man verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten als was die Nothwendigkeit erfodern würde. Die Gegenwart der franzöſiſchen Truppen, die jezt ſein Perſon und ſeine Schäze bewachten, verurſachte, daß ſich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; um doch nicht durch poſitive abſchlägige Antworten zu bringen, ſo ſagte er ihnen, daß ſeine Verbindung mit der franzöſiſchen Nation ihm nicht erlaubte, ohne das Gutachten ihres Statthalters Dupl

hende Caffern ihren Posten und zogen sich endlich in guter Ordnung zurück; wobey sie die Todten und Verwundeten mitnahmen. Hätten sie nur gemeinen Muth bewiesen, so würde der Feind wahrscheinlich geschlagen worden seyn, denn Abdul-wahab Khan hatte einen der feindlichen Generals gewonnen, mit 4000 Mann auf dem Schlachtfelde zu ihm überzugehen. Dieses Corps sonderte sich von den übrigen Truppen auch wirklich ab, und setzte den Chunda-saheb in solche Bestürzung, daß er es nicht wagte, die Engländer zu verfolgen, denen es sonst übel gegangen seyn würde.

Das panische Schrecken hörte nicht mit diesem Tage auf, sondern wirkte noch immer fort, daher Gingen beschloß, um üble Folgen zu vermeiden, die Truppen von dem so gefürchteten Feinde zu entfernen. Er brach um Mitternacht auf, und erreichte den folgenden Abend den Paß von Utatoor, 25 englische Meilen von Tritchinapoly. Dieser Paß besteht aus einer Reihe von Gebirgen, welche die Provinz Arcot begränzen, und in einem mit Felsen bedeckten Boden, die den Marsch einer mit Wagen beladenen Armee hier unmöglich machen. Der Eingang zu diesem Paß wurde mit 200 Mann besezt, und die übrigen Truppen campirten im Thale.

Den folgenden Tag erblickte man den Feind, der den nämlichen Weg genommen, und sich acht englische Meilen vom Paß gelagert hatte. Ein Trupp von ungefähr 100 Reitern näherten sich den Vorposten und schwungen ihre Säbel um den Kopf, als ein Zeichen der Drohung. Der Capitain Gingen befand sich mit

können. Murzafa-jing bequemte ſich alſo, ſich in Dupleix Palankin tragen zu laſſen. Der Zug ging nach dem Palaſt der Regierung, wo ſie eine geheime Unterredung hatten, die ſich vorzüglich auf die Foderungen der pitaniſchen Nabobs bezog; ſodann begab er ſich nach dem für ihn beſtimmten Hauſe, wo er mit Ungeduld von ſeiner Mutter, ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne erwartet wurde.

Den folgenden Tag trafen auch die pitaniſchen Nabobs hier ein, und überließen es der Entſcheidung des Dupleix, welche Belohnungen ſie für ihre Dienſte zu erwarten hätten. Sie verlangten, daß der von drey Jahren her rückſtändige Tribut ihnen erlaſſen, ihre Länder vergrößert, und alle insgeſamt von fernern Tributen gänzlich befreyet werden ſollten; überdem begehrten ſie die Hälfte aller Reichthümer, die Nazir-jing hinterlaſſen hätte.

Es war bekannt, daß alle Großen nur auf die Bewilligung dieſer Foderungen lauerten, um darnach die ihrigen einrichten zu können. Hätte man die erſtern eingeräumt, ſo würden alle Staaten von Decan nicht hinreichend geweſen ſeyn, die ausſchweifenden Erwartungen der übrigen zu befriedigen: auf der andern Seite war eine Revolte zu befürchten, wenn man ihnen nicht Gehör gäbe. Dupleix ſezte daher alle eigenen Angelegenheiten zurück, und beſchäftigte ſich einige Tage lang, blos die Pitanen zufrieden zu ſtellen. Er räumte die große Verbindlichkeit ein, die ihnen Murzafa-jing ſchuldig ſey, behauptete aber dabey, daß die Franzoſen ſo viel wie ſie zur Revolution beygetragen hätten, und daher eben ſo außerordentliche

Be-

Belohnungen fodern könnten; thäte man dieſes aber, ſo müßte die Würde des Subah aufhören. Zu gleicher Zeit wollte er ihnen das Beyſpiel der Mäßigung geben, und ſagte ihnen in der lezten Conferenz, daß er keinen andern Antheil an Murzafa-jings Schätzen zu haben wünſchte, als nur ſo viel, wie der Subah in ſeiner jetzigen Lage entbehren könnte. Da die Pitanen ihn völlig entſchloſſen fanden, die Sache des Subah nachdrücklich zu unterſtützen, ſo kamen ſie unter ſich überein, ſich anzuſtellen, als ob ſie mit ſeinen vorgeſchlagenen Bedingungen endlich zufrieden wären. Dieſe enthielten, daß ihre Länder durch einige Diſtricte, die aber lange nicht ihren Foderungen gemäß waren, vermehrt, und ihre Einkünfte noch überdem durch niedrig verpachtete Kronländer vergrößert werden ſollten; auch ſollten ſie die Hälfte von allem baaren Gelde bekommen, das man in Nazir-jings Schatzkammer gefunden hatte, die Kleinodien aber behielt ſich Murzafa-jing allein vor.

Dieſe Convention wurde von den Nabobs unterzeichnet, die ſodann auf den Koran dem Subah ihren Huldigungseid ablegten, wobey ſie erklärten, daß Nizam-al-muluck ſelbſt nie von ihnen dieſes Zeichen der Unterwürfigkeit hätte erhalten können. Murzafa-jing dagegen ſchwur ſie zu beſchützen, ſo lange ſie ihm und dem Reiche treu bleiben würden.

Alle Zwiſtigkeiten ſchienen nun geendigt zu ſeyn, und machten den Gaſtmählern und Feſten Platz, wobey Dupleix keine Koſten ſparte, um ſeinen Gäſten einen hohen Begriff von der Größe ſeiner Nation beyzubringen. Mitten unter dieſen Ergözlichkeiten

geſchah die feyerliche Ceremonie der Thronbeſteigung des Subah mit dem größten Pomp. Dupleix ſpielte hiebey nächſt dem Subah die vornehmſte Rolle; denn in der Tracht eines muhamedaniſchen Fürſten von Indoſtan, worein ihn Murzafa-jing ſelbſt eigenhändig gekleidet hatte, war er der erſte, der ihm huldigte; worauf er denn zum mogulſchen Statthalter aller Länder ernannt wurde, die ſüdwärts vom Fluſſe Kriſtna liegen; ein Erdſtrich, der faſt ſo groß wie ganz Frankreich iſt. Er erhielt auch den Titel eines Munſub, oder Befehlshabers von 7000 Reitern, nebſt der Erlaubniß, unter ſeinen Fahnen eine derſelben mit einem Fiſch zu bezeichnen; beides waren Gnadenbezeugungen, die nur den Vornehmſten des Reichs bewilligt werden. Es wurde verordnet, daß im ganzen Carnatick kein Geld circuliren ſollte, das nicht in Pondichery geſchagen wäre, und daß die mogulſchen Einkünfte von allen unter Dupleix Statthalterſchaft ſtehenden Ländern ihm zugeſchickt werden ſollten, um ſie hernach dem Subah zu berechnen. Chunda-ſaheb wurde zum Nabob von Arcot und allen davon abhängenden Ländern ernannt. Alle mogulſche und indiſche Fürſten hyldigten nunmehr auch, und brachten ihre Geſchenke. Penſionen, Ehrentitel und Statthalterſchaften wurden denjenigen gegeben, die zur Revolution beygetragen hatten. Keine dieſer Belohnungen aber wurde ertheilt, wenn nicht die Bittſchriften von Dupleix unterzeichnet waren.

Die unmittelbaren Vortheile, die durch dieſe Ceſſionen der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie zuwuchſen, waren der Beſitz von Ländereyen bey Pondi-

chery, die jährlich 96000 Rup'en einbrachten, ferner von andern bey Karikal, im Königreich Tanjore gelegenen, deren Einkünfte 106000 betrugen, und der Stadt Maſulipatnam, die alle Jahre 144000 Rupien abwarf, in allem 38000 Pf. St. Dennoch waren dieſe Vortheile nur geringe in Vergleich mit denen, die Dupleix noch von ſeiner ausgedehnten Autorität zu erlangen hoffte. Obgleich nicht eine einzige von allen Bewilligungen nach der Staatsverfaſſung des moguliſchen Reichs gültig ſeyn konnte, bis ſie der Kaiſer beſtätigt hatte, ſo trug er doch kein Bedenken ſie als ein geſezmäßig erlangtes Eigenthum zu betrachten. Indeſſen ſo ungewiß auch der Beſiz dieſer Vortheile war, ſo dienten ſie doch ſehr, die Wichtigkeit des Dupleix in einem Lande zu vermehren, wo der Subah mehr geehrt wird, als der Groß-Mogul ſelbſt. Dieſe Ceſſionen ſezten auch den Mahomed-Ally in Beſtürzung, der aus Tritchinapoly einen Abgeordneten an Dupleix ſchickte, um mit ihm wegen der Uebergabe der Stadt zu tractiren, wobey er ſich erbot, alle Anſprüche auf die Nabobſchaft von Arcot aufzugeben, wenn Murzafa-jing ihm ſeine Schätze laſſen, keine Rechnung von ſeines Vaters Adminiſtration fodern, und ihm eine andre Statthalterſchaft in Golconda geben wollte. Dupleix räumte dieſe Bedingungen ein, und glaubte, daß ſie keinen Anſtand finden würden; ſo daß nunmehr nichts die Abreiſe des Murzafa-jing nach Aurengabad aufhielt, wo ſeine Gegenwart höchſt nöthig war. Da das Anſehen und die Macht des Dupleix von der Erhaltung dieſes Fürſten abhing, deſſen Regierung, wie er beſorgte, nicht

frey von Unruhen seyn würde, so schlug er vor, daß ein Corps französischer Truppen ihn begleiten sollte, bis er sich auf seinem Throne festgesezt hätte. Dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

Man rechnete die Schätze des Nazir-jing auf zwey Millionen Pf. St. und die Kleinodien auf 500,000 Pf. St. Bey der Vertheilung dieser Reichthümer wurde Dupleix nicht vergessen, denn, ausser vielen Juwelen, erhielt er für seine Person an baarem Gelde 200,000 Pf. St. Murzafa-jing gab ferner 50,000 Pf. St. an die Truppen, die in der Schlacht bey Gingee gefochten hatten, desgleichen bezahlte er 50,000 Pf. St. in den Schatz der Compagnie für die Kriegskosten. Die lange Erfahrung des Schanavaze Khan in Regierungsgeschäften machte seine Kenntnisse dem neuen Regenten nothwendig, Murzafa-jing nahm ihn daher in seine Dienste, und vergab alles Vergangene.

Dupleix und der Subah schieden von einander unter wechselseitigen Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Treue. Die Armee brach von Pondichery auf; die französischen Truppen unter Commando des Obersten von Bussy bestanden in 300 Europäern und 2000 Sepoys mit zehn Kanonen. Der Marsch ging ungestört fort, bis sie Cudapa erreichten. Hier entstand ein Streit zwischen einigen Reitern und den Bewohnern eines Dorfs, da denn die erstern mit der Zügellosigkeit, die den berittenen Soldaten in Indostan eigen ist, nicht allein dieses, sondern noch drey andre benachbarte Dörfer in Brand steckten. Der Nabob von Cudapa, unter dem Vorwande diese Beleidigung,

zu rächen, befahl ſeinen Truppen, die Arrieregarde des Murzafa-jing anzufallen. Dies geſchah, ſie wurden aber zurückgeſchlagen. Ihr Angriff, (ob durch Zufall oder aus Abſicht, iſt ungewiß,) war gegen den Theil des Heers gerichtet geweſen, wo ſich die Weiber befanden, daher dieſer Troß noch durch die bitterſte Beleidigung vermehrt wurde, die man einem indiſchen Fürſten nur anthun konnte; weil ſelbſt im Kriege Frauensperſonen vom Rang als geheiligt betrachtet werden. Sobald alſo der Subah dieſe tiefe Kränkung vernahm, ließ er das ganze Heer Halt machen, und ſezte ſich ſelbſt an die Spitze einer Anzahl Truppen, um den Nabob von Cudapa anzugreifen. Buſſy, dem aufgetragen war, ſoviel wie immer möglich, auf dem Marſche Feindſeligkeiten zu verhindern, ſchlug ſich ins Mittel, und brachte es, jedoch mit vieler Mühe, dahin, daß man erſt den Nabob kommen laſſen und um die Urſache ſeines Betragens fragen ſollte. Es wurden ſowohl von Murzafa-jing als von Buſſy Boten an ihn abgeſchickt; den erſtern antwortete der Nabob, daß er ihren Herrn mit dem Schwert in der Fauſt erwartete, allein Buſſy ließ er ſagen, daß er bereit ſey, ſich dem Subah durch ſeine Vermittelung zu unterwerfen.

Die Verſchiedenheit dieſer Antworten brachte den Fürſten ſo auf, daß er nun durch nichts mehr aufgehalten werden konnte. Er ſagte zu Buſſy, der alles anwandte, ſeinen Zorn zu ſtillen, daß jeder Pitane in ſeinem Heer ein geborner Verräther ſey. Die Wahrheit dieſer Behauptung wurde in wenig Minuten beſtätigt, denn die Nachricht kam, daß die Truppen

der drey Nabobs in Schlachtordnung ſtünden, daß ſie vermöge ihrer Stellung im Stande wären einen hohlen Weg zu vertheidigen, den die Armee paſſiren müßte, und daß ſie Kanonen bey ſich hätten, die ſchon vor einigen Tagen dahin geſchafft worden wären. Dieſe Zurüſtungen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Rebellion der Nabobs überdacht ſey, und in der That hatten ſie ſolche bereits in der nämlichen Stunde verabredet, da ſie in Pondichery den Huldigungseid leiſteten. Murzafa-jing voller Ungeduld eilte an der Spitze ſeiner Reiterey fort, ohne erſt die Franzoſen abzuwarten. Die Truppen der pitaniſchen Nabobs, ob ſie gleich an Anzahl weit ſchwächer waren, hielten doch den Angriff aus, und ſchlugen ſogar des Subah Truppen zurück, bevor Buſſy ankam. Das Feuer der franzöſiſchen Artillerie aber veränderte die Scene, und brachte die Pitanen nach einem großen Blutbade zum Weichen. Murzafa-jing, um die erſte Flucht der Seinigen zu rächen, brachte ſeine Truppen in Ordnung, und ohne auf die Vorſtellungen des Buſſy zu hören, verfolgte er die Flüchtigen, und verließ abermals ſeine tapfern Franzoſen, die ſich vergeblich bemühten ihm nachzukommen. Sie erreichten einen Trupp Reiter, die den Körper des Nabobs von Savanore auf der Erde in Stücken hieben. Der Nabob von Cudapa war gefährlich verwundet vom Schlachtfelde geflohen, und da ihn Murzafa-jing aufſuchte, traf er auf den dritten dieſer raſenden Pitanen, den Nabob von Canoul, der, da er keine Rettung vor ſich ſah, ſich mit ſeinen wenigen Truppen ſezte, und auf den Elephanten des Subah losging. Dieſe Aufo-

derung entflammte ſeine Wuth noch mehr, ſo daß er ſeinen Leuten ein Zeichen gab, ihm den Nabob allein zu überlaſſen. Die beiden Elephanten wurden gegen einander getrieben, und Murzafa-jing hatte eben ſein Schwert aufgehoben, einen Streich zu führen, als ſein Gegner mit einem Wurfſpieße ihn vor die Stirne traf, und ihm ſo den Kopf zerſchmetterte. Alle ſtürzten nun auf den Nabob, der tödlich verwundet hinſank; die Truppen aber, noch nicht damit zufrieden, fielen wütend über alle ihm gehörige Soldaten her, und hieben ſie in Stücken. Die Franzoſen waren vorbereitet ſie mit Siegesgeſchrey zu empfangen, als die Nachricht von Murzafa-jings Tode ſie in die entſetzlichſte Beſtürzung verſezte. Sie marſchirten ſogleich ins Lager zurück, wo ſie alles in der äußerſten Verwirrung antrafen; denn die Armee hatte viel rückſtändigen Sold zu fodern, und man fürchtete jeden Augenblick Rebellion und allgemeine Plünderungen. Kein Feldherr traute dem andern.

Allein dieſes Unglück ſchien niemanden ſo nachtheilig zu ſeyn als den Franzoſen, denn hiedurch wurden alle durch den Mord des Nazir-jing erlangte Vortheile gänzlich vernichtet, und Buſſy hatte keine Anſprüche mehr, ſich in die Regierungsangelegenheiten Decans zu miſchen. Dieſer Befehlshaber ſahe die Folgen ſeiner erſchrecklichen Lage ein, verlor aber dabey den Muth nicht. Er verſammelte die Feldherren und Miniſter, und fand ſie ſo bereitwillig wie er ſelbſt war, ein Mittel zu erfinden, wodurch der Verluſt ihres Regenten erſezt werden könnte. Außer dem Sohne des Murzafa-jing, einem kleinen Kinde, be-

fanden ſich noch drey Brüder des Nazir-jing im Lager, die dieſer Fürſt immer mit ſich geführt, und in ſtrenger Verwahrung gehalten hatte, weil er ihnen nicht traute. Dieſe Gefangenſchaft hatte auch noch nach ſeinem Tode aus ähnlichen Bewegungsgründen fortgedauert. Buſſy ſchlug daher vor, daß die Subah-Würde dem älteſten dieſer Brüder übertragen werden ſollte, der den Namen Salabat-jing führte. Die Feldherren, die ſich vor den Unruhen fürchteten, die unter einer Minorennität wahrſcheinlich entſtehen würden, ſezten den Sohn des Murzafa-jing bey Seite, und gaben dem Vorſchlage des Buſſy Beyfall. Man ſchritt ſofort zur Ausführung; die drey Prinzen wurden losgelaſſen, und Salabat-jing mit Zuſtimmung des ganzen Heers zum Subah von Decan ausgerufen. Seine Erhebung und der ſonderbare Umſtand, daß an eben dieſem Tage alle drey gegen das Leben des Nazir-jing verſchworne Nabobs umkamen, wurde als ein göttliches Gericht betrachtet.

Buſſy gab ſogleich von dieſer Revolution und von ſeinen genommenen Maaßregeln dem Dupleix Nachricht. Salabat-jing beſtätigte alle von ſeinem Vorgänger gemachte Ceſſionen, und zeigte ſich bereitwillig, der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie noch größere Vortheile zukommen zu laſſen. Auf dieſe Bedingungen erkannte Dupleix ſein Recht zur Subahſchaft mit ſo vielem Eifer, als er das Recht des Murzafa-jing behauptet hatte. Sobald dieſes in Ordnung gebracht war, brach die Armee von Cudapa auf, und ſezte ihren Marſch nach Golconda fort.

Drittes Buch.

Die Nationen von Coromandel, die bisher ge- 1751
wohnt waren, die Europäer nur als Kaufleute zu betrachten, welche ruhig ihren Handel trieben, und gegen die mogulsche Regierung so viel Ehrfurcht bezeigten, als sie selbst, erstaunten über die schnellen Fortschritte der französischen Waffen. Die großen Fähigkeiten des Dupleix erregten ihre Bewunderung, der sich in den indostanischen Angelegenheiten als der feinste Politiker gezeigt hatte, so als wenn er von Jugend auf an dem Hofe zu Delhi erzogen worden wäre. Da die Rivalität zwischen den Franzosen und Engländern bekannt war, so mußte ihnen die Unthätigkeit der leztern bey diesen wichtigen Begebenheiten unerklärbar scheinen; denn seit der Rückkunft ihrer Truppen von Trivadi hatten sie gar keine Maaßregeln genommen, die Progressen der Franzosen zu hemmen. In der That ist diese Unthätigkeit in einem so kritischen Zeitpunkte unverzeihlich, man müßte sie denn durch die Furcht entschuldigen, sich ohne Autorität von England in offenbare Feindseligkeiten gegen die Franzosen einzulassen, da eben in Europa der allgemeine Friede geschlossen worden war. Ihre Bewegungsgründe mögen indessen gewesen seyn, welche sie wollen, genug ihre Friedens-Disposition war so groß, daß selbst der Major Lawrence, der die Truppen commandirte, und bey der englisch-ostindischen Regierung viel Einfluß

hatte, wegen Privatangelegenheiten nach England zurück ging.

Die Ermordung des Nazir-jing und deren Folgen ſezten ſie in die äußerſte Beſtürzung, und zeigten ihnen, wiewohl zu ſpät, ihren begangenen Fehler, die engliſchen Truppen von der Armee dieſes Subah zurück gerufen zu haben. Es waren jedoch ſelbſt nach ſeinem Tode noch Mittel übrig, die Lorbeern den Siegern zu entreißen, und alle ihre glücklichen Unternehmungen fruchtlos zu machen; denn Murzafa-jing, mit ſeines Onkels Schäzen beladen, marſchirte von Gingee aus ſehr langſam, und zwar nur in Begleitung eines Detaſchements von ſeinen Truppen und 300 Franzoſen, die, weil ſie keine Gefahr beſorgten, ziemlich unordentlich daher zogen. Benjamin Robins, der eben damals als Generalingenieur der Compagnie aus England angelangt war, ſchlug dem Gouverneur Saunders vor, 800 Europäer ihnen entgegen zu ſchicken, und ſo einen Meiſterſtreich auszuführen. Dieſer Rath war ſehr wohl überdacht, und eines Mannes würdig, der ſich ohnehin durch wiſſenſchaftliche Speculationen ausgezeichnet, und ſeiner Nation Ehre gemacht hatte; denn es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ein kluger Angriff geglückt haben würde, und ſodann wären die Schäze des Nazir-jing nach dem Fort St. David anſtatt nach Pondichery gebracht worden. Saunders genehmigte den Entwurf; da ihn aber der Capitain Cope, als jeziger Befehlshaber, den Offiziers vortrug, ſo erklärten ſie ihn einmüthig für verwegen und unausführbar.

Mahomed-Ally, der noch in gröſserer Verlegenheit als die Engländer war, hatte die einzige Hoffnung ſeiner Erhaltung auf ihren Beyſtand geſezt, um den er dringend bat, ſelbſt zu der Zeit, als er mit Dupleix wegen der Uebergabe von Tritchinapoly tractirte. Die Engländer, die dieſen Tractat fürchteten, der ihnen allen Vorwand geraubt haben würde, ſich dem Dupleix und Chunda-ſaheb zu widerſeſzen, entſchloſſen ſich endlich, nochmals ein Detaſchement Truppen nach Tritchinapoly zu ſchicken, um Mahomed-Ally zur Vertheidigung der Stadt aufzumuntern. Es beſtand in 200 Europäern und 300 Sepoys, die daſelbſt unter Anführung des Capitain Cope im Anfange des Februar anlangten.

Um dieſe Zeit brach auch Chunda-ſaheb von Pondichery auf mit 8000 Mann, die er angeworben hatte, wozu noch 800 Europäer ſtieſsen. Mit dieſen Truppen kam er im Königreiche Arcot an, wo man ihn in allen nordwärts vom Fluſſe Coleroon gelegenen Diſtricten als Nabob empfing. Mortiz-ally von Velore, der ſich immer nach den Umſtänden gerichtet, und dem Nazir-jing bisher ſeinen Gehorſam gezeigt hatte, wandte ſich nach deſſen Tode ſofort zum Chunda-ſaheb, und war der erſte, der ihm huldigte.

Die Länder, welche zwiſchen dem Coleroon und der Spitze der Halbinſel liegen, ſagten zwar dem Mahomed-Ally den Gehorſam nicht ganz auf, waren ihm aber wenig ergeben; er ſchickte daher ſeinen Bruder Abdul-rahim mit 5500 Mann Indier und 30 Engländern nach Tinivelly, einer 160 Meilen von Tritchinapoly gelegenen Stadt, die als Hauptſtadt eines

groſsen Landſtrichs beym Vorgebirge Comorin bekannt iſt. Abdul-rahim fand keinen Widerſtand von den Einwohnern des Landes, dagegen war es deſto ſchwerer, eine Rebellion bey ſeinen Truppen zu verhindern; die mehreſten indiſchen Offiziers waren Landbeſitzer und ihrem Fürſten ungefähr ſo viel ſchuldig, als er ihren untergebenen Soldaten an rückſtändigem Sold zu bezahlen hatte; ſie erwarteten daher als einen Preiſs ihrer Deſertion, daſs Chunda-ſaheb nicht allein ihnen ihre Zahlungen erlaſſen, ſondern auch Geld zum Unterhalt der Truppen hergeben würde. Groſse Verſprechungen indeſſen beruhigten ſie etwas; allein dieſer Geiſt des Aufruhrs zeigte ſich in einer andern Gegend noch heftiger.

Allum-Khan, ein Mann, der vom niedrigſten Stande als Soldat emporgeſtiegen, ehemals in Dienſten des Chunda-ſaheb geweſen, und hernach dem Könige von Tanjore gedient hatte, verlieſs dieſen letztern und kam nach Madura, wo ſein Ruf als ein vortreflicher Offizier ihm Ehrerbietung und Einfluſs verſchaffte, den er anwandte die Beſatzung zu verführen, die ihn zu ihrem Gouverneur ausrief. Er erkannte nun öffentlich den Chunda-ſaheb als ſeinen Oberherrn.

Das Land von Madura liegt zwiſchen Tritchinapoly und Tinivelly, und iſt ſehr beträchtlich. Die Stadt war vor Alters die Reſidenz eines Fürſten, der alle drey Länder beſaſs. Ihre Form iſt faſt ein Viereck, das viertauſend engliſche Ellen im Umfange hat, und mit doppelten Mauern und Graben umgeben iſt. Der Verluſt dieſes Orts entzog dem Mahomed-Ally mehr

als die Hälfte ſeiner noch übrig gebliebenen Staaten. Da er dieſe üble Nachricht erhielt, erbot ſich der Capitain Cope, es wieder einzunehmen. Sein Detaſchement war jedoch gar nicht zu einer Belagerung ausgerüſtet, denn die Engländer hatten keine ſchweren Kanonen mit ſich vom Fort St. David genommen, inzwiſchen brachen ſie, 150 Europäer ſtark, mit vier Feldſtücken auf. Bey Madura ſtieß das Corps von Tinivelly zu ihnen. Man entſchloß ſich zum Sturm, wozu ſich die Truppen bequemten, nachdem man unter ihnen Geld ausgetheilt, und große Verſprechungen gethan hatte. Sie beſtiegen beide Mauern unter einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln, konnten ſie aber nicht behaupten, weil 4000 Mann ſie aufs äußerſte vertheidigten; ſie mußten daher wieder zurück. Den folgenden Tag bereitete ſich Cope zum Rückmarſch nach Tritchinapoly und ſprengte eine ſeiner Kanonen, da er ſie nicht mit fortbringen konnte. Die Truppen des Mahomed-Ally wollten ſich nun nicht länger aufziehn laſſen, ſondern gingen 3500 Mann ſtark zum Allum Khan über. Dieſe Unglücksfälle wurden noch durch die Nachricht vermehrt, daß ſich Chunda-ſaheb rüſtete, Tritchinapoly zu belagern. Mahomed-Ally ſtellte nun der Regierung in Madras ſeine erſchreckliche Lage aufs ernſthafteſte vor, und flehte um ihren Beyſtand, wobey er ſich erbot, der Compagnie einen anſehnlichen Strich Landes abzutreten, und alle Kriegskoſten zu tragen.

Es war jezt die Zeit der Aernte, die auf der Küſte von Coromandel zwiſchen dem Landeigenthümer und dem Landbauer gleichmäßig getheilt wird. Dupleix

in Stricken über die Mauer herunter zu laſſen; ſie kamen auch unentdeckt in die Häuſer, zeigten aber bey Stellung der Tonnen ſo wenig Geſchicklichkeit, daß beym Sprengen nicht die gehoffte Wirkung erfolgte. Man zog ſie mit Stricken alle wieder herauf, allein derjenige Strick, an dem der commandirende Offizier befeſtigt war, riß entzwey, und machte ihn zum fernern Dienſt untüchtig. Auf dieſe Weiſe waren nun beym Anfang der Belagerung ſchon vier Offizers von den achten zur Garniſon gehörigen für den Dienſt verloren, und die Truppen im Fort bis auf 120 Europäer und 200 Sepoys geſchmolzen, die jezt von 7000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 150 Europäern belagert wurden.

Alle im Fort vorhandene Lebensmittel waren nur zum Unterhalt der Beſatzung auf ſechzig Tage hinreichend, daher man nöthig fand, alle Einwohner fortzuſchicken, die der Feind auch ungeſtört paſſiren ließ. Nur wenige Arbeiter blieben zurück; unter dieſen war ein Maurer, der Clive Nachricht von einer unterirdiſchen Waſſerleitung gab, die nur ſehr Wenigen bekannt ſey, wenn man ſie aber entdeckte, ſo würde man dem Fort gänzlich das Waſſer abſchneiden können. Dieſe Entdeckung wurde belohnt, und ein Theil dieſer Waſſerleitung bedächtlich vermauert. Da es dem Feinde vierzehn Tage lang an ſchweren Kanonen fehlte, ſo geſchah die Belagerung nur für jezo aus vier Mörſern und durch das kleine Gewehrfeuer aus den Häuſern. Die Bomben thaten wenig Schaden, und um den kleinen Kugeln auszuweichen, durfte niemand außer den Schildwachen die Wälle beſteigen. Dennoch

zu ihm ſtießen. Dieſes war der Ueberreſt von des Nabobs Truppen, die ſein Bruder Abdul-wahab Khan anführte.

Nicht lange nach dieſer Vereinigung erblickte man die Armee des Chunda-ſaheb, die ſich bey Vol-condah gelagert hatte. Dieſes iſt ein ſehr feſtes auf einem Felſen gelegenes Fort an der Landſtraße, die von Arcot nach Tritchinapoly führt. Der Commandant deſſelben war noch zur Zeit keiner Partey ergeben, um deſto theurer erkauft zu werden. Die Wichtigkeit des Orts verurſachte, daß ihn beide Theile zu gewinnen ſuchten. Die Antwort an Chunda-ſaheb waren Ausflüchte, an Abdul-wahab Khan aber ließ er geradezu melden, daß er erſt eine Schlacht abwarten wollte, um ſich zu erklären. Dem ungeachtet fing er mit Beiden eine Unterhandlung an, die vierzehn Tage dauerte, während welcher Zeit ſich beide Armeen ruhig hielten. Endlich verlor Gingen die Geduld, und beſchloß das Fort anzugreifen, wobey er jedoch alle ſeine Truppen ſo poſtirte, daß ſie die Annäherung des Chunda-ſaheb verhindern konnten; denn man zweifelte nicht, daß ihn der Commandant zu Hülfe rufen würde, ſobald er ſich angegriffen ſähe. Man machte den Anfang damit, daß man in der Nacht die am Fuße des Forts gelegene Stadt in Brand ſteckte; da man aber dem Felſen näher kam, ſahe man die Unmöglichkeit ihn zu ſtürmen, bevor man eine Breſche gemacht hätte; daher marſchirten die zum Sturm beſtimmten Soldaten wieder ins Lager zurück.

Mittlerweile hatte der Commandant, ſo wie man erwartet, an Chunda-ſaheb einen Boten abgeſchickt,

Kanone pflanzen, die der Tradition zufolge von Aurengzeb nach Arcot geſchickt, und von tauſend Joch Ochſen dahin gezogen worden war. Es waren auch einige dazu gehörige Kugeln vorhanden, deren jede zweyundſiebenzig Pfund wog. Man legte die Kanone auf den Erdhaufen, lud ſie mit dreyßig Pfund Pulver und brannte ſie los. Die Kugel ging durch des Nabobs Palaſt, und erregte großes Schrecken. Dieſes war auch der abſichtliche Endzweck. Man wiederholte dieſes Experiment täglich nur einmal, zu der Zeit, wenn die vornehmſten Offiziers im Hauptquartiere verſammelt waren; den vierten Tag aber ſprang die Kanone.

Obgleich das Fort von ſo zahlreichen Feinden umringt war, ſo unterhielt Clive dennoch einen Briefwechſel mit Madras und dem Fort St. David, wo man Anſtalten machte ihm Hülfe zu verſchaffen. Man ſchickte zu dieſem Ende 100 Europäer und 200 Sepoys ab; ehe ſie aber noch Arcot erreichten, wurden ſie von 2000 Arcoten umringt, die Raja-ſaheb detaſchirt hatte. Das Gefecht war hitzig, die Engländer ſiegten, jedoch mit großem Verluſt, der ſie nöthigte zurück zu marſchiren.

Dieſer Rückzug ließ der bedrängten Beſatzung wenig Hoffnung übrig, von den Ihrigen unterſtützt zu werden, dagegen aber zeigten ſich von einer andern Seite angenehme Aſpecten. Ein Corps von 6000 Maratten, unter Anführung des Morari-row, waren ſchon einige Zeit am Fuße der weſtlichen Gebirge, 30 Meilen von Arcot, gelagert geweſen. Der König von Myſore hatte ſie gedungen, dem Mahomed-Ally beyzuſtehn;

hende Caffern ihren Poſten und zogen ſich endlich in guter Ordnung zurück; wobey ſie die Todten und Verwundeten mitnahmen. Hätten ſie nur gemeinen Muth bewieſen, ſo würde der Feind wahrſcheinlich geſchlagen worden ſeyn, denn Abdul-wahab Khan hatte einen der feindlichen Generals gewonnen, mit 4000 Mann auf dem Schlachtfelde zu ihm überzugehen. Dieſes Corps ſonderte ſich von den übrigen Truppen auch wirklich ab, und ſetzte den Chunda-ſaheb in ſolche Beſtürzung, daß er es nicht wagte, die Engländer zu verfolgen, denen es ſonſt übel gegangen ſeyn würde.

Das paniſche Schrecken hörte nicht mit dieſem Tage auf, ſondern wirkte noch immer fort, daher Gingen beſchloß, um üble Folgen zu vermeiden, die Truppen von dem ſo gefürchteten Feinde zu entfernen. Er brach um Mitternacht auf, und erreichte den folgenden Abend den Paß von Utatoor, 25 engliſche Meilen von Tritchinapoly. Dieſer Paß beſteht aus einer Reihe von Gebirgen, welche die Provinz Arcot begränzen, und in einem mit Felſen bedeckten Boden, die den Marſch einer mit Wagen beladenen Armee hier unmöglich machen. Der Eingang zu dieſem Paß wurde mit 200 Mann beſezt, und die übrigen Truppen campirten im Thale.

Den folgenden Tag erblickte man den Feind, der den nämlichen Weg genommen, und ſich acht engliſche Meilen vom Paß gelagert hatte. Ein Trupp von ungefähr 100 Reitern näherten ſich den Vorpoſten und ſchwungen ihre Säbel um den Kopf, als ein Zeichen der Drohung. Der Capitain Gingen befand ſich mit

einigen engliſchen Offiziers gegenwärtig, und wurde durch dieſe Bravade ſo aufgebracht, daß ſieben von ihnen zu Pferde ſtiegen, und nebſt zwölf Reitern und 100 Sepoys auf ſie losgingen; dieſe zogen ſich nunmehr langſam zurück, bis ſie drey engliſche Meilen weit weg waren, da ſie denn im vollen Gallop davon jagten. Als die Engländer nun ihren Rückweg nahmen, wurden ſie von 3000 Reitern angefallen, die in einem Walde als Hinterhalt gelegen hatten. Die Sepoys erhielten hierauf Befehl ſich zu zerſtreuen, der kleine Haufen Europäer ſchloß ſich nun dicht zuſammen, und bahnte ſich durch die zahlreichen Feinde den Weg mit dem Degen in der Fauſt. Ein engliſcher Offizier, der Lieutenant Maſkelyne, nebſt drey Reitern wurden bey dieſem verwegenen Verſuche zu Gefangenen gemacht, die übrigen entkamen glücklich; alle Sepoys aber wurden entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Maſkelyne erhielt bald nachher ſeine Freyheit vom Chunda-ſaheb auf ſein Ehrenwort; denn die Franzoſen, die damals ſo behutſam als die Engländer waren, nicht als Urheber des Kriegs angeſehn zu werden, gaben vor, kein Recht über die Gefangenen zu haben. Der üble Erfolg dieſer ſo übereilten Unternehmung diente noch das ohnehin ſchlechte Vertrauen der Engländer auf ihre Offiziers zu verringern; auch dieſe leztern wurden unter ſich uneins: nur in der Meynung waren ſie einig, daß der Feind viel zu ſtark für ſie ſey.

Chunda-ſaheb rückte indeſſen näher an, und erſchien den 13ten Julius in Schlachtordnung. Die Cavallerie griff die Vorpoſten an, die ſich unter be-

ſtändigem Feuern zurückzogen, und mit ihren Kanonen glücklich den Felſengrund erreichten, wo ihnen die Reiterey nicht folgen konnte. Sie verlor bey dieſem Verſuch 300 Mann. Die Franzoſen zeigten ſich nicht, ſondern nahmen blos von einem Dorfe Beſitz, das ſich am Eingange des Paſſes befand, bey welchem nun auch die ganze Armee ihr Lager aufſchlug.

Obgleich nichts leichter war, als den Paß zu vertheidigen, ſo fürchtete man doch, daß Chunda-ſaheb vermöge ſeiner großen Uebermacht an Truppen ein Corps detaſchiren könnte, um den Engländern die Communication mit Tritchinapoly abzuſchneiden, von da ſie die Lebensmittel bekommen mußten. Dieſe Beſorgniß vermochte ſie in der Nacht aufzubrechen, und ſich zurück zu ziehn; ſie thaten einen Marſch von achtzehn Stunden ohne alle Erfriſchung in der heißeſten Jahreszeit, und zwar in einem ſolchen Clima. Glücklicherweiſe hielt ſich die feindliche Cavallerie ruhig, ob ſie gleich in der Entfernung folgte. Die engliſchen Truppen ſchlugen ihr Lager an dem Ufer des Coleroon auf, drey engliſche Meilen von Tritchinapoly.

Dieſer Fluß iſt der Arm eines andern, Caveri genannt, der in den Gebirgen an der malabariſchen Küſte entſpringt, durch das Königreich Myſore fließt, und nach einem Laufe von 400 engliſchen Meilen Tritchinapoly erreicht. Unweit dieſer Stadt theilt ſich der Caveri in zwey Arme. Der nordliche derſelben wird Coleroon genannt, und fließt bey Devi-Cotah ins Meer; der andre behält den Namen Caveri und theilt ſich in verſchiedene große Arme, die alle durchs Kö-

Sepoys, der bey dem Angriff groſſen Muth bewieſen hatte, und von den Seinigen ſo geliebt wurde, daß einer derſelben über den Graben ſchwamm, um den Körper unter dem ſtärkſten Muſketenfeuer zu holen. Es ſchien, als ob die Feinde erwarteten, daß die Beſatzung ihnen erlauben würde, ihren Freunden dieſe Pflicht zu leiſten; da ſie aber ſahen, mit wie viel Gefahr dieſer Dienſt verknüpft war, ſo gaben ſie ihn auf, und zogen ſich zurück. Ihr Verluſt beſtand in 400 Mann Todte und Verwundete, worunter ſehr wenig Europäer waren; denn die franzöſiſchen Truppen hatten keinen Antheil an dem Sturm genommen, ſondern waren in der Ferne Zuſchauer geweſen. Im Fort hatte man nur vier Todte und zwey Verwundete. Da ſich hier ſo viele Kranke und Invaliden befanden, ſo war die Anzahl ſämtlicher Soldaten, die dieſen Generalſturm abſchlugen, nur 80 Europäer und 120 Sepoys, die während dem Angriff, außer dem Feuer aus fünf Kanonen, 12000 Flintenpatronen verſchoſſen.

Die Feinde baten um Erlaubniß ihre Todten zu begraben, die ihnen zugeſtanden wurde; zugleich bewilligte man einen zweyſtündigen Waffenſtillſtand. Nach deſſen Endigung ging das Feuer wieder an, und dauerte bis nach Mitternacht, da es denn auf einmal gänzlich aufhörte. Mit Tagesanbruch erfuhr man die Nachricht, daß die ganze Armee die Stadt verlaſſen hätte. Ihre Eilfertigkeit war ſo groß geweſen, daß ſie vier Kanonen, vier Mörſer, und eine Menge Munition zurück gelaſſen hatten, die man im Triumph ins Fort brachte.

der Bramanen bestimmt, welche die Pagode bewohnen, und deren Anzahl sich ehmals nebst ihren Familien auf 40,000 Menschen belief, die so an einem einzigen Orte ohne alle Arbeit durch den Aberglauben ernährt wurden. Hier sowohl wie in allen andern großen Pagoden in Indien leben die Bramanen in einer Subordination, die keinen Widerstand, und in einer Wollust, die keinen Mangel kennt. Da sie ihre Glückseligkeit einsehen, so verlassen sie nie ihre geruhigen Wohnsitze, um sich in Weltgeschäfte zu mischen, oder reißen die flammenden Brände von den Altären, um damit die Autorität der Fürsten zu zerstören und ganze Staaten zu zertrümmern. Das Schicksal wollte, daß diese Ruhe nunmehr hier unterbrochen, und der Tempel nie zuvor erlittene Entweihungen erfahren sollte.

Die Engländer nahmen Pitchandah in Besitz, eine befestigte Pagode, eine Meile von Seringham; die übrigen Truppen campirten in der Nähe am Ufer des Coleroon. Man konnte sich dem Lager nur von der Landstraße her nähern, denn alles andre Erdreich bestand in Reisfeldern, die bey jetziger Jahrszeit überströmt waren und einen Morast bildeten, den keine Cavallerie passiren konnte. So sehr dadurch nun der Angriff erschwert wurde, eben so sehr war aber auch die Zufuhr der Lebensmittel erschwert, die vielleicht gänzlich abgeschnitten werden konnte, im Fall die Feinde die große Pagode in Besitz nehmen sollten. Es wurde daher beschlossen, ihnen zuvor zu kommen, und die ganze Armee ging über den Fluß.

Der Coleroon, ſo wie alle andre Flüſſe auf der Küſte von Coromandel, iſt ſehr ſchleunigen Veränderungen unterworfen, die von dem Regen abhängen, der auf die Gebirge an der malabariſchen Küſte fällt; ſo daß in Zeit von vierundzwanzig Stunden man durch den Strom waden kann, und der denn auf einmal wieder ſo ſtark anwächſt, daß man ihn ſelbſt in Böten nicht zu paſſiren vermag. Diesmal war er ſehr reißend; der Uebergang geſchah jedoch ohne Verluſt.

Sowohl die Engländer, als auch die Truppen des Nabobs, rückten in die Pagode ein. Man öffnete ihnen mit großem Widerwillen die Thore der drey äußerſten Mauern, in welchem Bezirk ſie hinreichend Raum hatten. Die Bramanen flehten demüthigſt, nicht die Entweihung des Tempels weiter zu treiben, und ſich nicht dem Heiligthum ihres Gottes zu nähern. Ihre Bitte wurde ihnen auch zugeſtanden. Dieſer Poſten konnte gegen die ganze Macht des Feindes mit Vortheil vertheidigt werden, da die Kanonen des benachbarten Tritchinapoly noch überdem den feindlichen Angriff würden erſchwert haben, allein die Muthloſigkeit war immer noch bey der Armee ſichtbar; es hieß daher, die äußerſte Mauer der Pagode wäre in ſchlechtem Zuſtande, und der Umfang zu groß, um von ſo wenigen Truppen beſezt zu werden. Es iſt indeſſen wahr, daß die Engländer jezt nur 400 Mann ſtark waren; auf des Nabobs Truppen aber konnte man ſich nicht verlaſſen. Es wurde daher beſchloſſen, die lezte Zuflucht zu ergreifen, und ſich unter die Mauern von Tritchinapoly zu ziehen, und

dieſer Entſchluß wurde zwey Tage nach der Ankunft in der Pagode auch ausgeführt.

Die Stadt Trirchinapoly iſt neunzig engliſche Meilen von der Seeküſte entfernt; ihre Länge iſt 2000 und ihre Breite 1200 engliſche Ellen. Sie hat doppelte Mauern mit runden Thürmen verſehn; die äußere derſelben iſt achtzehn Fuß hoch und fünfe dick, die innere aber dreyßig Fuß hoch; auch hat dieſe leztere einen ſteinernen Wall. Der Zwiſchenraum der beiden Mauern iſt fünfundzwanzig Fuß, und von der äußern iſt ein dreißig Fuß breiter Graben. Innerhalb der Stadt befindet ſich ein Felſen 150 Fuß hoch, von deſſen Gipfel man das benachbarte Land auf viele Meilen weit überſehn kann. Die Truppen ſchlugen ihr Lager nahe an den Mauern auf.

Chunda-ſaheb und die Franzoſen nahmen von der großen Pagode Beſitz, ſobald die Engländer ſolche verlaſſen hatten, und ſchickten ein ſtarkes Detaſchement ab, um Coiladdy anzugreifen, das einzige Fort, das dem Nabob noch getreu geblieben war. Die Engländer ſchickten eine kleine Verſtärkung dahin, die den Ort einige Tage lang vertheidigten, da ſie ihn aber nicht länger haltbar fanden, ihn in der Nacht mit der übrigen Beſatzung verließen. Chunda-ſaheb ging nunmehr über den Caveri, und lagerte ſich bey Tritchinapoly.

Die Regierung im Fort St. David ſaß mit groſſer Bekümmerniß, daß ihre Bemühungen, den Mahomed-Ally zu unterſtützen, durch den Rückzug ſeines Heers aus dem Carnatick vereitelt wären, woſelbſt er jezt keinen Fuß breit Land mehr beſaß, als Verdache-

Glaß befahl, einen Brief an Clive zu schreiben, und ihm zu melden, daß, wenn er ihn angriffe, er sie selbst auf die Mauern hinstellen würde. Sie schrieben dieses, fügten aber die Bitte hinzu, um ihrentwillen nicht seine Operationen gegen den Ort aufzugeben. Man fing daher an die Pagode zu beschießen, und in drey Tagen war die Bresche gemacht. Die Besatzung, die wegen ihrer unmenschlichen Thaten den Zorn der Engländer fürchtete, wartete nicht den Sturm ab, sondern flüchtete in der Nacht mit Hinterlassung der beiden großmüthigen Gefangenen. Nach dieser Expedition verstärkte Clive die Garnison in Arcot, und ging sodann nach dem Fort St. David zurück.

Chunda-saheb hatte in dieser Zwischenzeit Tritchinapoly belagert, und seit dem Anfang des Septembers war die Stadt beschossen worden. Die Batterien aber waren in so großer Entfernung angelegt, daß sie den Mauern keinen Schaden zufügen konnten. Dieser Umstand erregte die Verachtung der Engländer, die sich schämten vor einem Feinde geflohen zu seyn, dem es so sehr an Muth als an kriegerischen Fähigkeiten fehlte. Sie verlangten die Batterien zu stürmen; Gingen, ihr Befehlshaber, war aber zu vorsichtig, dieses zu bewilligen, da die feindlichen Truppen zu stark verschanzt waren, und sie überdem, ohne der Stadt zu schaden, ihre Munition verschwendeten und ihre Soldaten abmatteten.

Obgleich diese Bemühungen keine Besorgniß erregten, so war doch alles von der Armuth des Nabobs zu fürchten. Seine Truppen drohten zum Feinde überzugehn. Die Kosten des englischen Corps,

Begleiter niedergemacht war, da ſich denn Pigot und Clive durch die Schnelligkeit ihrer Pferde retteten.

In der Mitte des Julius wurde eine neue Verſtärkung nach Tritchinapoly geſchickt, und weil daſelbſt das Mißvergnügen unter den Offiziers fortdauerte, ſo rief man einige zurück, und ernannte Clive zum Capitain, der als Befehlshaber das Detaſchement von 150 Mann durch das Königreich Tanjore führte. Der König dieſes Landes war ſo wie alle indiſche Fürſten ſehr behutſam ſich zu erklären, ſo lange der Krieg noch zweifelhaft ſchien, er ließ daher ſowohl engliſche als franzöſiſche Truppen durch ſeine Staaten marſchiren. Unerachtet dieſer Verſtärkungen aber waren die Engländer nicht über 600 Mann ſtark, dahingegen die Franzoſen 900 Mann Soldaten, und Chunda-ſaheb wohl zehnmal ſoviel Truppen als der Nabob hatte. Die Feſtigkeit von Tritchinapoly machte zwar die Einnahme ſehr ſchwer, allein die Schätze des Mahomed-Ally waren erſchöpft, und ſeine Einkünfte von allen Seiten abgeſchnitten.

Clive ging nach dem Fort St. David zurück, und ſtellte der Regierung vor, daß nur ein Mittel vorhanden ſey, die Sachen auf einen andern Fuß zu bringen, und dieſes wäre, Chunda-ſaheb in Arcot ſelbſt anzugreifen, wobey er ſich erbot, die Expedition in Perſon anzuführen. Dieſer Vorſchlag wurde genehmigt; man zog aus dem Fort St. David und Madras faſt alle Truppen heraus, ſo daß nur im erſtern 100 und im leztern 50 Mann Soldaten zurück blieben; dennoch brachte man nicht mehr als 200 Europäer und 300 Sepoys nebſt acht Offiziers zuſam-

und der Dalaway verſprach ihn nachdrücklich zu unterſtützen. Die Folge dieſes Tractats zeigte ſich ſchon im Anfange des Octobers, da in Tritchinapoly ſiebenzig Reiter von Seringapatnam, der Hauptſtadt von Myſore anlangten, und 500,000 Rupien überbrachten. Gegen das Ende des Novembers verſammelte ſich die myſoriſche Armee bey Caroor, zu welcher noch 6000 Maratten ſtießen, unter Commando des in dieſer Geſchichte ſo oft erwähnten Morari-row. Der Dalaway nahm ſie in Sold, da denn 500 derſelben eiligſt nach Tritchinapoly abgeſchickt wurden. Gleich nach ihrer Ankunft beritten ſie die Ebene bey der Stadt, wohin ſich nie des Nabobs Reiterey gewagt hatte, und fielen bey dieſer Gelegenheit in ein debachirtes Lager ein, das ſie ausplünderten, ohne ſich um Chundaſahebs Cavallerie zu bekümmern, die ſämtlich in Bewegung war.

Der Maratten Anführer Innis-Khan hatte bemerkt, daß die franzöſiſchen Dragoner weit thätiger als die übrige Reiterey waren, und bey dem geringſten Allarm ausrückten. Hierauf baute er den Entwurf, ſie in einen Hinterhalt zu locken, der auch ſehr glücklich ausgeführt wurde. Sechzig Dragoner, alle Europäer, eine ehrwürdige Kriegsſchaar in Indien, ließen ſich durch einen verſtellten Angriff hintergehn, und wurden alle bis auf zehn niedergehauen. Dieſer Vorfall, der das Schrecken unter den feindlichen Truppen verbreitete, flößte zugleich den Maratten eine ſo verächtliche Meynung von dem Feinde ein, daß ſie ihren Bundsgenoſſen dringend anlagen, ein Treffen zu liefern, wobey ſie verſprachen, daß, wenn die Eng-

Schrecken erholen und nach der Stadt zurückkommen würden; er beſchloß daher ſie aufzuſuchen, und verließ in dieſer Abſicht den 4ten September mit dem größten Theile ſeiner Truppen die Stadt. Er traf auch die flüchtige Garniſon an, die aber nicht Stand hielt, ſondern ſich nach den Gebirgen zog, worauf denn die Engländer zurückmarſchirten.

Clive machte den 6ten September einen abermaligen Verſuch, fand die Feinde verſtärkt, konnte es aber nicht zum Treffen bringen. Mittlerweile wurde an der größern Befeſtigung des Forts ſtark gearbeitet, und keine unnütze Ausfälle mehr gethan. Die Feinde, die jezt 3000 Mann ſtark waren, legten dies als Furcht aus, und ſchlugen ihr Lager drey engliſche Meilen von Arcot auf. Clive beſchloß dieſe Sicherheit zu nützen, marſchirte den 14ten September nach Mitternacht mit dem größten Theile ſeiner Truppen aus, und überfiel das feindliche Lager, wo er alles im tiefſten Schlafe fand. Das Schrecken und die Verwirrung war auſſerordentlich, ſehr wenige bedienten ſich ihrer Waffen, und auch dieſe flohen bald mit den andern davon. Als der Tag anbrach, war niemand mehr zu ſehn. Dieſer Sieg hatte den Engländern nicht einen einzigen Mann gekoſtet.

Die beiden ſchweren Kanonen waren in dieſer Zeit von Madras unterwegs; die Feinde, die es erfuhren, hofften ſie wegzunehmen, und machten dazu die nöthigen Anſtalten. Clive, der dieſen Verluſt beſorgte, ſchickte alle bey ſich habende Truppen der Convoy entgegen, und behielt nur 30 Europäer und 50 Sepoys zur Beſatzung des Forts zurück. Dieſer

mit weißen Menſchen zu fechten, die mit Flinten und Kanonen verſehn wären. Der Capitain Cope erhielt dieſen Auftrag mit einigen hundert Mann. Er hatte Befehl den Feind zu vertreiben; der Angriff glückte aber nicht, die Engländer mußten ſich mit großem Verluſt zurückziehn, wobey Cope ſelbſt tödtlich verwundet wurde.

1752. Der Capitain Dalton wurde an ſeiner Stelle geſchickt, der ſich mit der myſoriſchen Armee vereinigte, die nebſt den Maratten 20,000 Mann ſtark war. Der Regent empfing Dalton mit großer Höflichkeit, und bewunderte den kriegeriſchen Anſtand und die Regelmäßigkeit der engliſchen Truppen. Da er nun eben die hohe Meynung von den Franzoſen faßte, ſo erklärte er, daß er nicht Willens ſey Zeit zu verlieren, oder ſeine Truppen in Gefahr zu ſetzen, ſondern daß er um Mitternacht mit der halben Armee einen andern Weg nach Tritchinapoly nehmen wollte, den Ueberreſt ſollte Dalton bey ſich behalten, um den Feind zu verhindern, ſeinen Marſch zu unterbrechen; dabey wünſchte er auch einige Europäer als Leibwache bey ſich zu haben. Dies geſchah. Dalton ſcharmutzirte mit den Franzoſen die ganze Nacht durch; eine Maaßregel, die deſto nöthiger war, da die kriegeriſche Unwiſſenheit der Myſoren allen Glauben überſtieg; denn ſie hatten bey ihrem Nachtmarſch, der doch ganz in der Stille geſchehn ſollte, viele tauſend Lichter, als ob ſie mit einer indiſchen Prozeſſion gingen, ſo daß ihr Zug weit in der Ferne geſehn werden konnte.

Den folgenden Tag folgte die übrige Armee nach, nachdem die Befehlshaber Dalton erſucht hatten, bey

aber wurden manche getödtet und verwundet, da die Feinde in den Häuſern ſicher waren, und ruhig zielen konnten.

Wenig Tage nach ſeiner Ankunft zeigte ſich Mortiz-Ally unzufrieden mit Raja-ſaheb, ſonderte ſeine Truppen von den andern ab, und zog ſich nach einem entfernten Theile der Stadt hin, von da er einen Boten zum Fort ſchickte, um die Garniſon zu vermögen, einen Ausfall zu thun, wobey er ſie mit ſeiner ganzen Macht zu unterſtützen verſprach. Clive mißtrauete dieſem Anerbieten, da er aber den Vortheil überlegte, eine ſo große Anzahl Soldaten unthätig zu erhalten, ſo ſtellte er ſich, als ob er den Vorſchlag genehmigte, und hielt ihn mehrere Tage unter allerhand Vorwand auf, bis Mortiz-Ally überzeugt war, daß man ſeine Liſt merke, und wieder ſeinen alten Poſten einnahm.

Die Franzoſen erhielten endlich den 24ſten October ihr Geſchütz aus Pondichery; ſie brauchten es auch ſo geſchickt, daß ſchon am erſten Tage die beiden ſchweren Kanonen der Engländer zum fernern Gebrauch untüchtig gemacht wurden. In Zeit von ſechs Tagen war ein großer Theil der Mauer herunter geſchoſſen, und eine Breſche von funfzig Fuß breit gemacht. Die Belagerten waren jedoch nicht müſſig, ſondern warfen innerhalb der Mauer andre Werke mit Palliſaden auf, ſo daß die Feinde noch keinen Sturm wagen wollten.

Clive, um Raja-ſaheb zu überzeugen, daß ſeine Beſatzung ſelbſt noch überflüßige Arbeiten übernehmen könnte, ließ auf den Gipfel des höchſten Thurms einen Berg Erde auftragen, und darauf eine ungeheure

in Stricken über die Mauer herunter zu laſſen; ſie kamen auch unentdeckt in die Häuſer, zeigten aber bey Stellung der Tonnen ſo wenig Geſchicklichkeit, daß beym Sprengen nicht die gehoffte Wirkung erfolgte. Man zog ſie mit Stricken alle wieder herauf, allein derjenige Strick, an dem der commandirende Offizier befeſtigt war, riß entzwey, und machte ihn zum fernern Dienſt untüchtig. Auf dieſe Weiſe waren nun beym Anfang der Belagerung ſchon vier Offizers von den achten zur Garniſon gehörigen für den Dienſt verloren, und die Truppen im Fort bis auf 120 Europäer und 200 Sepoys geſchmolzen, die jezt von 7000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 150 Europäern belagert wurden.

Alle im Fort vorhandene Lebensmittel waren nur zum Unterhalt der Beſatzung auf ſechzig Tage hinreichend, daher man nöthig fand, alle Einwohner fortzuſchicken, die der Feind auch ungeſtört paſſiren ließ. Nur wenige Arbeiter blieben zurück; unter dieſen war ein Maurer, der Clive Nachricht von einer unterirdiſchen Waſſerleitung gab, die nur ſehr Wenigen bekannt ſey, wenn man ſie aber entdeckte, ſo würde man dem Fort gänzlich das Waſſer abſchneiden können. Dieſe Entdeckung wurde belohnt, und ein Theil dieſer Waſſerleitung bedächtlich vermauert. Da es dem Feinde vierzehn Tage lang an ſchweren Kanonen fehlte, ſo geſchah die Belagerung nur für jezo aus vier Mörſern und durch das kleine Gewehrfeuer aus den Häuſern. Die Bomben thaten wenig Schaden, und um den kleinen Kugeln auszuweichen, durfte niemand außer den Schildwachen die Wälle beſteigen. Dennoch

aber wurden manche getödtet und verwundet, da die Feinde in den Häuſern ſicher waren, und ruhig zielen konnten.

Wenig Tage nach ſeiner Ankunft zeigte ſich Mortiz-Ally unzufrieden mit Raja-ſaheb, ſonderte ſeine Truppen von den andern ab, und zog ſich nach einem entfernten Theile der Stadt hin, von da er einen Boten zum Fort ſchickte, um die Garniſon zu vermögen, einen Ausfall zu thun, wobey er ſie mit ſeiner ganzen Macht zu unterſtützen verſprach. Clive mißtrauete dieſem Anerbieten, da er aber den Vortheil überlegte, eine ſo große Anzahl Soldaten unthätig zu erhalten, ſo ſtellte er ſich, als ob er den Vorſchlag genehmigte, und hielt ihn mehrere Tage unter allerhand Vorwand auf, bis Mortiz-Ally überzeugt war, daß man ſeine Liſt merke, und wieder ſeinen alten Poſten einnahm.

Die Franzoſen erhielten endlich den 24ſten October ihr Geſchütz aus Pondichery; ſie brauchten es auch ſo geſchickt, daß ſchon am erſten Tage die beiden ſchweren Kanonen der Engländer zum fernern Gebrauch untüchtig gemacht wurden. In Zeit von ſechs Tagen war ein großer Theil der Mauer herunter geſchoſſen, und eine Breſche von funfzig Fuß breit gemacht. Die Belagerten waren jedoch nicht müſſig, ſondern warfen innerhalb der Mauer andre Werke mit Palliſaden auf, ſo daß die Feinde noch keinen Sturm wagen wollten.

Clive, um Raja-ſaheb zu überzeugen, daß ſeine Beſatzung ſelbſt noch überflüßige Arbeiten übernehmen könnte, ließ auf den Gipfel des höchſten Thurms einen Berg Erde auftragen, und darauf eine ungeheure

Kanone pflanzen, die der Tradition zufolge von Aurengzeb nach Arcot geſchickt, und von tauſend Joch Ochſen dahin gezogen worden war. Es waren auch einige dazu gehörige Kugeln vorhanden, deren jede zweyundſiebenzig Pfund wog. Man legte die Kanone auf den Erdhaufen, lud ſie mit dreyßig Pfund Pulver und brannte ſie los. Die Kugel ging durch des Nabobs Palaſt, und erregte großes Schrecken. Dieſes war auch der abſichtliche Endzweck. Man wiederholte dieſes Experiment täglich nur einmal, zu der Zeit, wenn die vornehmſten Offiziers im Hauptquartiere verſammelt waren; den vierten Tag aber ſprang die Kanone.

Obgleich das Fort von ſo zahlreichen Feinden umringt war, ſo unterhielt Clive dennoch einen Briefwechſel mit Madras und dem Fort St. David, wo man Anſtalten machte ihm Hülfe zu verſchaffen. Man ſchickte zu dieſem Ende 100 Europäer und 200 Sepoys ab; ehe ſie aber noch Arcot erreichten, wurden ſie von 2000 Arcoten umringt, die Raja-ſaheb detaſchirt hatte. Das Gefecht war hitzig, die Engländer ſiegten, jedoch mit großem Verluſt, der ſie nöthigte zurück zu marſchiren.

Dieſer Rückzug ließ der bedrängten Beſatzung wenig Hoffnung übrig, von den Ihrigen unterſtützt zu werden, dagegen aber zeigten ſich von einer andern Seite angenehme Aſpecten. Ein Corps von 6000 Maratten, unter Anführung des Morari-row, waren ſchon einige Zeit am Fuße der weſtlichen Gebirge, 30 Meilen von Arcot, gelagert geweſen. Der König von Myſore hatte ſie gedungen, dem Mahamed-Ally beyzuſtehn;

zustehn; der Rückzug der Engländer aber nebst des Nabobs Truppen nach Tritchinapoly hatte so nachtheilige Gerüchte veranlaßt, daß man die Sache dieses Fürsten für ganz verzweifelnd hielt, daher denn die Maratten unthätig blieben. Clive schickte einen Boten an Morari-row, um ihn von seiner Lage zu unterrichten, und um Hülfe zu bitten. Der Bote kam glücklich wieder zum Fort zurück, und brachte ein Schreiben von diesem Befehlshaber, welches ausdrücklich enthielt, daß er nicht einen Augenblick säumen wollte, so braven Männern, als die Vertheidiger von Arcot wären, beyzustehn, deren Verhalten ihn nunmehr überzeugt hätte, daß die Engländer auch fechten könnten.

Raja-saheb, der davon Nachricht erhielt, ließ den 30sten October das Fort auffodern, wobey er eine ehrenvolle Capitulation der Besatzung, und dem Capitain Clive eine große Summe Geld antrug; dagegen drohte er, wenn man sein Anerbieten nicht annehmen würde, ohne Verzug das Fort zu stürmen, und alles darin niedermachen zu lassen. Clive beantwortete diesen Antrag mit Verachtung, und sagte, er hätte eine bessere Meynung von seiner Klugheit, als zu glauben, daß er mit seinen jetzigen elenden Soldaten einen Sturm wagen würde.

Mittlerweile zeigte sich ein Detaschement Maratten, die sich fruchtlos bemühten in die Stadt zu bringen, da alle Straßen und Zugänge pallisadirt und gesperrt waren; sie begnügten sich daher zu plündern, und einige Häuser in Brand zu stecken. Die Furcht vor ihrer Rückkehr und die beleidigende Ant-

Lawrence ſezte ſeinen Marſch fort, und langte Abends in Tritchinapoly an. Den folgenden Tag berathſchlagte man über den Operationsplan, da denn alle der Meynung waren, daß man das feindliche Lager ohne Verzug angreifen müßte; als man aber den Tag dazu feſtſetzen wollte, ſo zeigten ſowohl Mohren als Indier ihre abergläubiſchen Begriffe von glücklichen und unglücklichen Tagen, ſo daß man nicht zu Stande kommen konnte. Lawrence ſahe ein, daß er in Erwartung einer ſogenannten glücklichen Stunde viel Zeit verlieren würde, und daß es nöthig ſey, von der Beſtürzung des Feindes über ſeine Ankunft ungeſäumt Vortheile zu ziehen; er beſchloß daher, blos mit ſeinen eignen Truppen Verſuche zu machen. Da die Franzoſen zu ſtark verſchanzt waren, ſo wählte er das Lager des Chunda-ſaheb zum Angriff, das ſich ohne Befeſtigung befand. Die Nacht vom 1ten April wurde zu dieſem Ueberfall ausgeſehn, und Dalton mit 400 Mann erhielt den Auftrag, durch einen großen Umweg dem Feind im Rücken zu kommen, und das Lager in Brand zu ſtecken. Die bisherige Unthätigkeit der Engländer war Schuld, daß ſie die Gegend um Tritchinapoly gar nicht kannten, und ſich deshalb auf indiſche Wegweiſer verlaſſen mußten. Dieſe, um dem Befehl, die Vorpoſten zu umgehn, deſto beſſer nachzukommen, führten die Truppen ſo weit aus dem Wege, daß, als der Tag anbrach, ſie ſich noch zwey Meilen von Chunda-ſahebs Lager und im Mittelpunkt aller feindlichen Poſten befanden. Der Entwurf des Ueberfalls war nun auf einmal vernichtet, und die Engländer der Gefahr ausgeſezt, von der ganzen

Thore des Forts und die Breſchen alle zugleich anzugreifen.

Clive war bereitet ſie zu empfangen. Die Feinde trieben Elephanten vor ſich her, an deren Stirne groſſe Eiſen befeſtigt waren, womit ſie die Thore durchzubrechen hofften. Dieſe Thiere aber wurden verwundet, da ſie ſich denn umwandten, und ihre eignen Leute zu Boden traten. Man beſtürmte dann eine der Breſchen mit raſender Wuth; das wohlgeordnete Feuer der Engländer aber that eine ſchreckliche Wirkung, denn alle Vertheidiger der Breſche hatten hinter ſich Leute ſtehn, die ihnen in der gröſten Geſchwindigkeit die Gewehre luden, wodurch denn ein ununterbrochenes Feuer unterhalten wurde. Die Stürmenden ſtürzten zurück, und wurden von andern abgelöſt, und dieſe wieder von andern, alle aber zurück geſchlagen; die Reſerve-Corps ängſtigte man mittlerweile durch Bomben, die alle unter bewaffnete Schaaren fielen, und auſſerordentliche Verwirrung anrichteten. Um die andre Breſche zu beſtürmen, mußte man über einen mit Waſſer angefüllten Graben; ein Haufen Soldaten beſtiegen zu dieſem Endzweck ein Floß, das mit Kanonen beſchoſſen wurde; Clive ward gewahr, daß die Kanoniers nicht gut zielten, und richtete daher ſelbſt die Kanonen; die Kugeln zerſchmetterten nun das Floß, viele von den Feinden erſoffen, und andre retteten ſich durch Schwimmen.

So dauerte der Sturm eine Stunde lang, da denn die Feinde alle fernern Verſuche auf einmal aufgaben, und ſich blos beſchäftigten ihre Todten wegzubringen. Unter dieſen war der Befehlshaber ihrer

ſeiner ganzen Macht auf einen Theil fallen, und ihn überwältigen könnte; dahingegen waren die Vortheile auch ſehr groß, alle Verſtärkung und Communication mit Pondichery durch dieſe Maaßregel zu vernichten. Die Kühnheit dieſes Plans gefiel dem Major Lawrence, der von keiner niedern Eiferſucht etwas wußte, und ſogar beſchloß, dem Clive das Commando des Corps zu übertragen, wenn er die andern ältern Offiziers zu ihrer Einwilligung bereden könnte. Dieſe Schwierigkeit aber wurde aus dem Wege geräumt, ſobald nur der Entwurf bekannt wurde; denn die Maratten und Myſoren erklärten einſtimmig, keine Truppentheilung zu geſtatten, wenn ein andrer als Clive das Commando erhielte. Dieſer muthige Befehlshaber brach alſo den 6ten April in der Nacht auf, mit 400 Europäern, 700 Sepoys, 1000 Mann tanjoreſcher Reiterey und 3000 Maratten, die Innis Khan anführte; ſeine Artillerie beſtand in zwey ſchweren Kanonen und ſechs Feldſtücken. Die Truppen paſſirten noch in der nämlichen Nacht den Fluß.

Dupleix wurde durch dieſe Nachricht ſehr beunruhigt. Law hatte ſich wider ſeine Ordre zurückgezogen; und die Lage, worin ſich die franzöſiſchen Truppen und ihre Bundsgenoſſen befanden, war ſehr kritiſch. Er wandte indeſſen mit ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit die größten Bemühungen an, ihnen Hülfe zu leiſten, und ſchickte ſogleich eine Verſtärkung von 130 Europäern, 500 Sepoys und vier Kanonen ab, die eine große Convoy von Proviſion und Munition eſcortirten. Auteuil ging mit dieſem Detaſchement ab, und hatte dabey den Auftrag, dem Law das Com-

So endigte ſich dieſe in den indiſchen Annalen höchſt denkwürdige Belagerung, nachdem ſie funfzig Tage lang in der allernachtheiligſten Lage gedauert hatte. Das Fort ſelbſt, ein unhaltbarer Steinhaufen, und die Vertheidiger eine Handvoll Leute, die ihren erſten Feldzug thaten, von einem Jünglinge angeführt, der ſich eigentlich dem Civilſtande gewidmet, und nie taktiſche Bücher geleſen hatte; dennoch waren alle Mittel, die er bey dieſer Belagerung von Arcot anwandte, ſo wie ſie von den größten Meiſtern der Kriegskunſt vorgeſchrieben werden. Die Feinde hingegen waren über 10,000 Mann ſtark, und wurden überdem in ihren Operationen durch Franzoſen geleitet.

Den folgenden Tag kam der Capitain Killpatrick mit einer Verſtärkung von 150 Europäern in Arcot an. Dieſen ließ Clive im Fort, und ging den Feind ſelbſt aufzuſuchen. Raja-ſaheb hatte alle Hülfstruppen nach Hauſe geſchickt, und nur diejenigen bey ſich behalten, die ihm ſein Vater von Tritchinapoly geſandt hatte; mit dieſen und den Franzoſen ging er nach Velore, wo er ſich ſtark verſchanzte. Man erwartete ſtündlich die Ankunft der Maratten. Morari-row hatte ſeinen Neffen, Baſin-row, mit 1000 Mann abgeſchickt, ſich mit Clive zu vereinigen, allein anſtatt deſſen ſtreiften ſie herum und plünderten das Land. Sie hatten ſich unweit Velore nachläßig gelagert, dieſes nutzten die Franzoſen und Chunda-ſaheb; man überfiel ſie in der Nacht, tödtete eine Anzahl ihrer Pferde und plünderte ihr Lager. Durch dieſe Niederlage gekränkt, kamen ſie zu Clive und baten ihn mit

Cliveſchen Corps in der jetzigen Lage gefährlich ſchien, ſo ſchickte Lawrence von ſeiner Armee die dazu erfoderlichen Truppen ab, unter Anführung des Dalton. Er nahm 150 Europäer, 400 Sepoys und 500 Maratten nebſt vier Kanonen mit ſich. Auteuil, der die Engländer auf ſich losrücken ſah, und es für die ganze Armee hielt, verließ eilig das Fort nebſt allen ſeinen Truppen, mit Zurücklaſſung einer großen Menge Munition und Lebensmittel, die Dalton in Beſitz nahm. Einige Tage nachher, da der zu ſehr angeſchwollene Fluß ihm den Uebergang verhinderte, um wieder zur Hauptarmee zu ſtoßen, vereinigte er ſich mit Clive, und um allen Rangſtreit zu vermeiden, that er den Dienſt eines Volontairs.

Man fand an dem Ufer des Coleroon einen hohen Damm, der keinen Kanonenſchuß vom feindlichen Lager entfernt war; dieſes erzeugte den Gedanken, es zu beſchießen. Ein jeder gemeiner Soldat bey einem indiſchen Heer hat entweder ſeine Frau oder eine Beyſchläferin bey ſich im Lager, die Offiziers haben deren mehrere, und die Befehlshaber führen ganze Serails mit ſich. Außer dieſen iſt die Armee mit vielen Bedienten und Knechten beladen, die eine größere Anzahl als die Soldaten ſelbſt ausmachen; hiezu kommt noch ein zahlloſer Troß von Kaufleuten, Krämern und Marketendern aller Art, die dem Lager folgen. Dieſe haben ein abgeſondertes Quartier, wo ſie täglich ihre mannichfaltigen Waaren in größerer Menge und mit mehr Ordnung auslegen, als man auf den berühmteſten Meſſen in Europa ſieht. Sie ſitzen alle auf der Erde in langen Linien, und haben ihre Waaren vor

folgten ſie, und erbeuteten 400 Pferde und Raja-ſahebs Kriegskaſſe, worin ſie 100,000 Rupien fanden. Eine große Menge feindlicher Sepoys kamen als Ueberläufer und boten Clive ihre Dienſte an; alle, die gute Waffen mit ſich brachten, wurden auch von ihm angenommen, deren Anzahl 600 war. Auf die Nachricht, daß Raja-ſaheb viele Sachen von Werth im Fort Arni gelaſſen hätte, wurde der Commandant deſſelben aufgefodert, ſie nebſt dem Fort zu überliefern, der darauf einen Elephanten, eine Anzahl Pferde, und viel Bagage herausſandte, auch ſich erbot, dem Mahemed-Ally den Eid der Treue zu ſchwören, allein das Fort wollte er nicht übergeben. Da man keine ſchweren Kanonen hatte, konnte man ihn nicht dazu zwingen.

Die Franzoſen hatten während der Belagerung von Arcot von der großen Pagode Conjeveram Beſitz genommen, um die Communication zwiſchen Arcot und Madras zu unterbrechen; ſie überfielen auch eine Anzahl Verwundeter, die von der Belagerung zurückkehrten, und waren ſo grauſam, mehrere Engländer, die in Sänften getragen wurden und unfähig waren Widerſtand zu thun, zu ermorden; zwey Offiziers aber, Glaß und Revel, ließen ſie leben. Clive beſchloß Conjeveram einzunehmen, und marſchirte dahin, nachdem er ſich von den Maratten getrennt hatte, die nach Tritchinapoly ihren Zug nahmen. Die Pagode war mit 30 Europäern und 300 Sepoys beſetzt, und wurde nun aufgefodert. Niemand von der Beſatzung verſtand Engliſch, daher der commandirende franzöſiſche Offizier ſeinen beiden Gefangenen Revel und

andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Posten paſſiren zu dürfen. Die indiſchen Bundsgenoſſen, die ſchon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehn könnte, wollten von dieſer Erlaubniß nichts hören; die Maratten beſonders, die das Leben eines Menſchen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die ſie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten dieſe ſchändlichen Abſichten, und erklärten, daß ſie den durchgehenden Truppen ihre eignen Päſſe ertheilen würden, wenn die Bundsgenoſſen die ihrigen verſagten; worauf ſie ſich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man ſteckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden ſich 2000 Mann von Chunda-ſahebs beſter Reiterey und 1500 Sepoys beym Capitain Clive ein; andre gingen zu den myſoreſchen Truppen, aber nur ſehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-ſaheb behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey ſich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter dieſen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzoſen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakiſtna, Beſitz, und erklärten öf-

die bisher aus seinem Schatze geflossen waren, mußten nun von der Regierung im Fort St. David bezahlt werden; er besorgte mit Recht, daß sie ihn nicht länger unterstützen würden, als sie eine Wahrscheinlichkeit sähen, ihn aus seinem Unglücke herauszureißen. Nichts schien ihm gewisser als die Vermehrung seines Elends, wenn er nicht ein eben so zahlreiches Heer als Chunda-saheb zusammen bringen könnte, um den Beystand der Engländer gehörig zu nutzen.

Der einzige Fürst in Indien, von dessen Lage, Neigung und Macht der Nabob noch Hülfe hoffen konnte, war der König von Mysore. Die Länder desselben gränzen ostwärts am Carnatick und nach Westen zu erstrecken sie sich bis auf 30 englische Meilen von der malabarischen Küste. Seine jährlichen Einkünfte werden auf zwanzig Millionen Rupien gerechnet. Die ganze mysorische Nation hatte einen tödtlichen Haß gegen den Chunda-saheb, der, als er ehmals Tritchinapoly besaß, den Entwurf gemacht hatte, das Königreich zu erobern, und auch wirklich einige Monat lang Caroor, die stärkste der östlichen Gränzfestungen, belagerte. Der jetzige König von Mysore war ein Kind, und stand unter der Vormundschaft seines Onkels, der das Land uneingeschränkt regierte. An diesen Regenten, den man den Dalaway von Mysore nannte, wandte sich Mahomed-Ally um Hülfe. Da er fand, daß die Furcht vor Chunda-saheb ihn nicht allein vermögen konnte, die Waffen zu ergreifen, so bewilligte er alle Foderungen, die man verlangte, so ausschweifend diese auch waren. Der Nabob bestätigte den Tractat durch einen Eid,

andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Posten passiren zu dürfen. Die indischen Bundsgenossen, die schon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehn könnte, wollten von dieser Erlaubniß nichts hören; die Maratten besonders, die das Leben eines Menschen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die sie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten diese schändlichen Absichten, und erklärten, daß sie den durchgehenden Truppen ihre eignen Pässe ertheilen würden, wenn die Bundsgenossen die ihrigen versagten; worauf sie sich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man steckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden sich 2000 Mann von Chunda-sahebs bester Reiterey und 1500 Sepoys beym Capitain Clive ein; andre gingen zu den mysoreschen Truppen, aber nur sehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-saheb behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey sich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter diesen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzosen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakistna, Besitz, und erklärten öf-

länder nur die Franzoſen auf ſich nehmen wollten, ſo würden ſie mit ihren 500 Mann die ganze feindliche Reiterey, die 12000 ſtark war, im Zaum halten. Sie ließen ſich dieſe Verwegenheit ausreden, bis Baſinrow mit 1000 Maratten aus Arcot zu ihnen ſtieß. Nunmehr glaubten ſie es ohne Bedenken mit dem Feinde allein aufnehmen zu können, und geizten nach dem Ruhm, den Krieg ohne Beyhülfe zu endigen. Sie wurden immer dringender, und erboten ſich, nicht nur die ganze feindliche Reiterey zurückzuſchlagen, ſondern auch ſelbſt den Franzoſen in beide Flanken zu fallen. Die Engländer wollten jedoch kein ſo ungewiſſes Treffen wagen, ſondern erſt die Ankunft der myſoriſchen Armee und eine Verſtärkung vom Fort St. David abwarten. Dieſe Behutſamkeit mißfiel den Maratten ſo ſehr, daß ſie den Engländern ins Geſicht ſagten, ſie gehörten nicht zu demſelben Volk, das ſo brav in Arcot gefochten hätte.

Indeſſen brach die Armee von Myſore nebſt 4000 Maratten unter Morari-row auf, um Tritchinapoly zu entſetzen. Dieſe Nachricht brachte die Franzoſen zu einem kühnen Entſchluß; ſie ſchickten nämlich ein ſtarkes Detaſchement nach Myſore, das einen befeſtigten Gränzort, der ohne Beſatzung war, in Beſitz nahm, die Feſtungswerke verbeſſerte, und dabey ausſprengte, daß ſie die Myſoren auf ihrem Marſch angreifen und das Land plündern würden. Dies hielt den Marſch des Regenten auf, der einen Boten an den Nabob ſandte, um ein europäiſches Detaſchement zu ſeinem Beyſtand zu haben, weil, wie er ſchrieb, er gar nichts von der Methode wüßte,

und öffneten die Thore, da ſich denn die Ihrigen hereinzogen, bevor das engliſche Fußvolk anrücken konnte.

Auteuil hielt in dieſer großen Verlegenheit Kriegsrath, da denn jedermann auf die Uebergabe ſtimmte. Man kam bald wegen den Bedingungen überein. Dieſe waren: daß die franzöſiſchen Offiziers in zwölf Monat nicht wider den Nabob dienen, die Gemeinen zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Deſerteurs begnadigt werden ſollten. Das ganze Detaſchement beſtand jezt noch in 100 Europäern, worunter 35 engliſche Deſerteurs waren, 400 Sepoys, und 340 Mann Cavallerie nebſt drey Kanonen. Eine ungeheure Menge Proviſion und Munition fiel den Engländern dabey in die Hände; zu der leztern gehörten 800 Pulverfäſſer und 3000 Muſketen. Man wußte, daß Auteuil eine große Summe Geld bey ſich hatte; da man ihm aber zugeſtanden, ſeine eigne Bagage ohne Unterſuchung abzuführen, ſo bediente er ſich dieſer Gelegenheit, den größten Theil dieſes Geldes heimlich mit fortzubringen. Die Truppen von beiden Seiten plünderten das Uebrige, ſo daß nur 50,000 Rupien der engliſchen Compagnie anheim fielen. Die Reiter und Sepoys wurden wie gewöhnlich entwaffnet, und ſodann in Freyheit geſezt; mit den übrigen Gefangenen kehrte Clive in ſein Lager zurück.

Nun befanden ſich die Franzoſen in Jumbakiſtna in der ſchrecklichſten Lage. Chunda-ſaheb war bey ihnen, und hatte oft Law die Nothwendigkeit vorgeſtellt, einen großen Verſuch zu machen ſich durchzuſchlagen; da man aber davon nichts hören wollte, und er keine Ausſicht hatte, das Ende ſeines Unglücks zu

dem Fort ſtehen zu bleiben, um ihnen den Rücken zu decken; ſie verſprachen in einer gewiſſen Entfernung Halt zu machen; kaum aber befanden ſie ſich außer Gefahr, als ſie aufs ſchleunigſte ihren Marſch fortſezten. Die Engländer zogen ſich ruhig zurück, und erreichten den 6ten Februar Tritchinapoly.

Dieſer Beyſtand der Myſoren verurſachte, daß ſich der König von Tanjore auch für den Nabob erklärte, und 5000 Mann Hülfstruppen nach Tritchinapoly ſchickte. Der Polygar Tondiman, deſſen Land zwiſchen Tanjore und Madura liegt, ſchickte dahin ebenfalls 400 Reiter und 3000 Colleries. Dieß ſind Menſchen, die unter verſchiedenen kleinen Oberhäuptern die Wälder zwiſchen Tritchinapoly und dem Vorgebirge Comorin bewohnen. Ihr Name bedeutet in ihrer eignen Sprache Diebe, und bezeichnet auch richtig ihren Charakter, ob er gleich nach den Diſtricten ſeine Verſchiedenheiten hat. Die nordwärts von Madura wohnenden ſind faſt Wilde; ihre Waffen beſtehen in einem achtzehn Fuß langen Spieß, womit ſie auf der Erde herum kriechen, und deſſen ſie ſich im Hinterhalt ſehr gut zu bedienen wiſſen. Der vornehmſte Dienſt aber, den ſie einer Armee leiſten, beſteht darin, daß ſie die Pferde der feindlichen Truppen entweder ſtehlen oder tödten.

Auf dieſe Weiſe war das Heer des Mahomed-Ally ſchleunig ſtärker als das feindliche geworden; denn es hatte jezt 40,000 Mann beyſammen, wovon die Hälfte Cavallerie war. Der Kern derſelben waren die Engländer und 6000 Maratten. Die Armee des Chunda-ſaheb war auch während der Belagerung

jee ein erklärter Feind des obersten Ministers, und überhaupt mit seinem Hofe unzufrieden war; daher man auf ihn sein Augenmerk richtete. Man folgte diesem schwachen Strale der Hoffnung, da sich kein andrer zeigte.

Monack-jee nahm den Antrag an, und brachte mit so viel Geschicklichkeit und anscheinender Gutmüthigkeit einen Briefwechsel im Gang, daß Chunda-saheb und Law glaubten, daß alles seine Richtigkeit hätte. Man zahlte eine große Summe Geld voraus, und noch viel mehr, nebst andern Vortheilen, wurde nachher zu geben versprochen. Die Zeit zur Ausführung des Vorhabens war noch nicht festgesezt, als den 31sten May die Engländer ihre schweren Kanonen von Devi-Cotah erhielten, und Law aufgefodert wurde, sich auf Discretion zu ergeben. Monack-jee zeigte sich nun als ein Freund, und ließ Chunda-saheb wissen, daß er noch die nämliche Nacht zu ihm kommen möchte, weil eine Verzögerung alles vereiteln dürfte.

Um den Engländern allen Verdacht einer so wichtigen Unternehmung zu entziehen, machte Law wohlbedächtlich Rotomontaden in seiner Antwort an Lawrence. Er versicherte, die Pagode bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen, wenn man ihn nicht mit seinen Truppen frey abziehn ließe, und zwar ohne die geringste Nachfrage nach Personen und Sachen. Unter diesen Bedingungen wollte er die Hälfte seiner Artillerie überliefern.

Sobald es Nacht war, hatte Law die Kühnheit, sich heimlich selbst zum Monack-jee zu begeben, von

länder vernahmen. Clive hatte die Abſicht ihnen im Rücken zu kommen, und ihr Lager zu überfallen, hörte aber bey der Annäherung zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie es verlaſſen hätten, und zwar glaubte man, daß dieſer ſchleunige Aufbruch die Folge gewiſſer übler Nachrichten geweſen, die von Tritchinapoly gekommen wären. Es lag aber eine andre Urſache zum Grunde. Man hatte, um das Cliveſche Corps zu verſtärken, die Beſatzung von Arcot ſehr geſchwächt; hiervon wollten die Feinde Nutzen ziehn und den Ort überfallen. Clive erhielt auch den folgenden Tag von dem Commandanten Nachricht, daß ſie in Arcot eingetroffen wären, und ſich wegen der Ueberrumpelung des Forts auf zwey Offiziers von den engliſchen Sepoys verlaſſen hätten, mit denen ſie einen Briefwechſel unterhalten, der aber entdeckt worden wäre; worauf denn der Feind ſchleunig wieder die Stadt verlaſſen, ohne daß man wüßte, wohin er ſeinen Marſch genommen hätte. In dieſer Ungewißheit beſchloß Clive nach Arcot aufzubrechen.

Auf dem Wege dahin kam es zu einem Treffen zwiſchen den Franzoſen und Engländern, da ſich die erſtern in einem Walde nahe an der Landſtraße verborgen hatten, und die Engländer unvermuthet mit ihren Kanonen begrüßten; die Folge davon war erſt eine Unordnung und Flucht der Engländer, die aber mit einer Niederlage der Franzoſen endigte, die neun Kanonen, drey Haubitzen, und ſechzig europäiſche Gefangene einbüßten, nachdem 50 derſelben nebſt 300 Sepoys auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Die

berathſchlagten. Mit Tages Anbruch gingen ſie zum Major Lawrence, in deſſen Zelt ihre Debatten fortgeſezt wurden. Ein jeder verlangte den Gefangenen zu beſitzen, und führte Gründe zu dieſer Foderung an; allein Monack-jee wollte ihn durchaus nicht aus ſeinen Händen geben. Lawrence hatte bisher geſchwiegen; da er aber fand, daß die Uneinigkeit immer größer wurde, und üble Folgen haben könnte, ſchlug er vor ihn den Engländern zu übergeben, die ihn in einem ihrer Forts bewahren laſſen würden. Dieſer Vorſchlag war allen zuwider; man brach die Conferenz ab, ohne zu einem Entſchluße zu kommen. Einer war gegen den andern aufs äußerſte erbittert, und alle waren es gegen Monack-jee, der den Verdruß hatte zu ſehn, daß ſeine Verrätherey gar nicht als ein der gemeinſchaftlichen Sache geleiſteter großer Dienſt betrachtet wurde. Der Nabob ſowohl als die myſoreſchen und marattiſchen Feldherren wünſchten vielmehr, daß Chunda-ſaheb nicht gefangen worden wäre; da ſie ihn nicht in ihrer Gewalt hatten.

Lawrence ließ nun die Franzoſen von neuem auffodern, und verlangte den nächſtfolgenden Tag eine beſtimmte Antwort; wobey er wiſſen ließ, daß, wenn man einen förmlichen Angriff abwartete, kein Mann in der Pagode mit dem Leben davon kommen ſollte. Law hatte ſchon das unglückliche Schickſal ſeines Bundsgenoſſen erfahren, ſo wie auch die Niederlage bey Vol-condah, er erſuchte daher um eine perſönliche Unterredung mit Major Lawrence, die auf den nächſten Tag feſtgeſezt wurde.

England zurück kam, und selbst das Commando übernahm. Das Corps bestand aus 400 Europäern und 1100 Sepoys mit acht Kanonen, die nach Tritchinapoly aufbrachen. Hier waren sowohl die Mysoren als die Maratten sehr mit dem Captain Gingen unzufrieden, der troß allen Vorstellungen nicht eher den Feind angreifen wollte, bis er Verstärkung erhalten würde; ja der Dalaway von Mysore war mehr als einmal auf dem Punkt gewesen, mit seinen Truppen zurück zu gehn. Der Nabob fand jedoch Mittel ihn zu besänftigen, da er ihm die Einkünfte aller Districte übergab, die seit seiner Ankunft erobert worden waren; Morari-row aber war durch diese Unthätigkeit so aufgebracht, da sie ihm die Gelegenheit zu plündern raubte, daß er den Entwurf machte zum Feinde überzugehn, und auch wirklich mit dem Chunda-saheb in Unterhandlung trat.

Die Verstärkung sollte das Schicksal beider Armeen entscheiden, daher Dupleix auch zu wiederholtenmalen dem Befehlshaber der französischen Truppen law Ordre zuschickte, die so gefürchtete Vereinigung durchaus zu verhindern. Die Engländer hatten indessen ein dem Könige von Tanjore gehöriges Fort erreicht, zwanzig Meilen von Tritchinapoly, wo sie ihre schwere Bagage in Verwahrung brachten, um ihre Operationen zu erleichtern. Ungeachtet einer großen Kanonade und aller andern Hindernisse geschah die Vereinigung dennoch. Die Franzosen hatten zweyundzwanzig Kanonen und die Engländer neune, und hieraus entstand das stärkste Artilleriefeuer, das man noch je in den Ebenen von Indostan gehört hatte.

nition, Wagen u. ſ. w. alles in ſehr gutem Stande. Die große Pagode von Seringham wurde auch den Siegern eingeräumt, und allen darin befindlichen Truppen der freye Abzug verſtattet. Die Rajpouts aber wollten durchaus nicht den innern Tempel verlaſſen, und drohten, alles zu morden, wenn man nur bis zur dritten Mauer dringen würde. Die Engländer, die ihren Religions-Enthuſiasmus bewunderten, verſprachen ſie in Ruhe zu laſſen.

Auf dieſe Weiſe war nun die große Armee des Chunda-ſaheb, ohne eine Schlacht zu liefern, in zwey Monat Zeit gänzlich zu Grunde gerichtet. Soldaten, welche die Kriegskunſt ſtudiren, werden hier Beyſpiele finden, die ihr Nachdenken verdienen, ſowohl in Anſehung der unüberlegten Schritte der Feinde, als der daraus gezogenen Vortheile. Es war hier nicht das bloße Kriegsglück, ſondern militäriſche Fähigkeiten und Entſchloſſenheit von Seiten der Engländer, ſobald Lawrence und Clive in Tritchinapoly anlangten; und der gänzliche Mangel dieſer Eigenſchaften bey den franzöſiſchen Befehlshabern; dieſe gaben bey dieſer großen Fehde den Ausſchlag.

Nun war noch die Entſcheidung von Chunda-ſahebs Schickſal übrig. Monack-jee empfing ſtündlich Boten und Vorſchläge. Der Myſore verſprach Geld, der Nabob drohete Rache, und Morari-row redte von einem Beſuch mit ſeinen 6000 Maratten. Der Verräther war in der größten Angſt, da er, wenn er gleich ſeine eignen Anſprüche ganz aufgeben wollte, doch nicht allen dreyen zugleich willfahren konnte. Er fürchtete die unausbleiblichen Folgen, wenn er einem den

Macht des Feindes umringt zu werden: man beschloß daher eiligst nach Tritchinapoly zurück zu gehn. Die Franzosen erfuhren den gehabten Anschlag, und hielten sich daher in ihrem Lager nicht sicher. Ungeachtet aller Vorstellungen des Chunda-saheb gingen sie noch den nämlichen Tag über den Caveri zurück, da denn die ganze Armee ihnen folgen mußte. Der Rückzug geschah mit solcher Uebereilung, daß nur ein Theil der Bagage mitgenommen werden konnte, alles übrige mit dem ungeheuern Vorrath von Lebensmitteln wurde verbrannt.

Die jetzige Thätigkeit der Engländer söhnte sie wieder mit Morari-row aus, der nun auch seinen Briefwechsel mit Chunda-saheb aufgab. Die Bestürzung unter den Feinden war so groß, daß sie ganz sinnlos handelten. Sie hatten den ganzen Carnatick vor sich, und wenn sie dahin marschirten, konnten sie den Krieg verzögern, bis der Geldmangel den Zwist entscheiden würde. Anstatt dieser vernünftigen Maaßregel aber schlossen sie sich in den zwey großen Pagoden auf der Insel Seringham ein, wo sie an Lebensmitteln Mangel litten, und diese nur aus einer großen Entfernung bekommen konnten; sie fürchteten sich zu fechten, und schämten sich zurück zu gehn.

Es war eine Entschließung nöthig, die an Verwegenheit gränzte, um dem Kriege ein schleuniges Ende zu machen, welcher der englischen Compagnie schon so viel Kosten und Nachtheil verursacht hatte. Clive schlug Lawrence vor, die Armee zu theilen, und ein starkes Corps über den Caveri zu schicken. Man sezte sich hiedurch der Gefahr aus, daß der Feind mit

indiſcher Manier mit den niederträchtigſten Schimpfwörtern belegten. Der Kopf wurde nachher in eine Schachtel gepackt, und einer Eſcorte übergeben, unter dem Vorwand ihn nach Delhi zu ſchicken; eine Rolle, die gewöhnlich geſpielt wird, um den Ruf einer glücklichen Begebenheit zu erhöhen. Es iſt jedoch höchſt wahrſcheinlich, daß er nicht außerhalb dem Carnatick geführt worden iſt.

So war das ſchmachvolle Ende dieſes Mannes. Die vielen Beyſpiele eines ähnlichen Schickſals, das in dieſem Reiche beſtändig durch den Kampf des Ehrgeizes erzeugt wird, haben ein indiſches Sprüchwort veranlaßt: das Glück iſt ein Thron. Derjenige alſo, der bey einem ſolchen Kampf unterliegt, wird blos als unglücklich betrachtet, ohne daß ſein Andenken mit dem Schandfleck der Rebellion oder der Verrätherey gebrandmarkt iſt; es ſey denn, daß er ſich dem Großen-Mogul ſelbſt widerſezt. Alles übrige gehört zum gemeinen Lauf der politiſchen Begebenheiten in Indoſtan, denn es iſt kaum im ganzen Reich ein Nabob, der nicht einen erklärten oder heimlichen Rival hat. Den Privat-Charakter des Chunda-ſaheb betreffend, ſo wurde er durchaus für einen tapfern, wohlthätigen und großmüthigen Mann gehalten. Seine militäriſchen Talente waren viel gröſſer, als man ſie gemeinhin unter den Feldherren in Indien antrifft, daher kann man wohl behaupten, daß, wenn er das Commando über die franzöſiſchen Truppen gehabt hätte, ſo würde er gewiß nicht die groben Fehler begangen haben, die den gänzlichen Verluſt ſeiner Armee und ſein Ende verurſachten.

mando abzunehmen. Das Schickſal beider Heere hing gewiſſermaßen von dem Glück und Unglück dieſer Convoy ab. Clive marſchirte ihr daher ſelbſt mit einem großen Theile ſeiner Truppen entgegen. Die Nachricht dieſes Marſches bewog Auteuil, ſich ins Fort Utatoor zurückzuziehn; Clive eilte daher ebenfalls zurück und erreichte in der Nacht das Lager. Seine Abweſenheit hatte den Plan zu einem Ueberfall erzeugt, den die Franzoſen auch ausführten. Eine Anzahl engliſcher Deſerteurs, die ſich bey den Vorpoſten als eine vom Major Lawrence abgeſchickte Verſtärkung angaben, führten die Feinde an, und drangen glücklich um Mitternacht ins Lager, wo ſie alles ſchlafend fanden, und die äußerſte Unordnung anrichteten. Clive ſelbſt, im tiefſten Schlaf, der die Möglichkeit nicht träumte, von den Feinden in ſeinem Zelt aufgeweckt zu werden, ſprang auf, ſammelte ſeine Truppen und führte ſie zum Gefecht, wobey er gefährlich verwundet wurde. Die franzöſiſchen Sepoys verließen endlich das Lager wieder und zogen ſich zurück. Mittlerweile aber waren die Maratten zu Pferde geſtiegen, die beſonders beym Nachjagen ſchrecklich ſind. Von 700 Sepoys, die in ziemlich guter Ordnung zurück marſchirten, kam auch nicht ein Einziger davon; alle wurden niedergeſäbelt.

Die Noth wurde indeſſen im Lager der Feinde immer größer, und ihre ganze Hoffnung beruhte nun auf der Convoy aus Pondichery. Auteuil befand ſich noch im Fort Utatoor, um eine Gelegenheit abzuwarten, ſicher ſeinen Marſch fortzuſetzen. Man beſchloß daher, ihn anzugreifen; da aber die Trennung des

Viertes Buch.

Von den franzöſiſchen Gefangenen wurden 400 nach dem Fort St. David, die übrigen aber mit aller erbeuteten Artillerie und dem Vorrath aller Art nach Tritchinapoly gebracht. Der Major Lawrence ſtellte nun dem Nabob die Nothwendigkeit vor, ohne Verzug mit der conföderirten Armee im Carnatick zu erſcheinen, woſelbſt der Ruf ihrer Siege wahrſcheinlich dienen würde, ſich alle Feſtungen unterwürfig zu machen, die noch der Sache des Chunda-ſaheb anhingen, und ſeine Regierung in einer Provinz zu gründen, von welcher er bisher weder Einkünfte noch Unterſtützung erhalten hatte. Der Nabob verſprach dieſem Rathe zu folgen, zeigte aber einige Tage lang, wenn man ihn an den Aufbruch erinnerte, beſtändig einen unerklärbaren Widerwillen. Dieſes wunderliche Betragen erregte jedermanns Nachdenken, bis endlich zu aller Erſtaunen der Dalaway von Myſore das Geheimniß entdeckte, indem er ſich aufzubrechen weigerte, bis die Stadt Tritchinapoly nebſt allen dazu gehörigen Ländern ihm, dem geheimen Tractat gemäß, überliefert würde.

Man war überein gekommen, dieſe Ceſſion niemand zu entdecken, allein entweder hatte der Scharfſinn des marattiſchen Feldherrn das Geheimniß errathen, oder der Tractat war mit ſeiner Zuſtimmung gemacht worden; genug, der Maratte hatte ſchon

ſich ausgebreitet; gegen die Sonne werden ſie durch aufgeſpannte Matten geſchützt.

Man ſtelle ſich nun die außerordentliche Verwirrung vor, die in Chunda-ſahebs Lager ausbrach, da es den 15ten April von den Engländern beſchoſſen wurde. Alle Zelter wurden ſogleich niedergeriſſen, und alles, was nur von einigem Werth war, weggeſchafft. Elephanten, Kameele, Ochſen und Pferde vermiſchten ſich unter Männern, Weibern und Kindern, die erſchrecklich heulten und ſchrien. Das Lager wurde an einem andern Orte aufgeſchlagen. Man fürchtete aber eine neue Kanonade; da nun überdem die Noth bey der Armee ſich täglich vergrößerte, ſo beſchloſſen die meiſten Befehlshaber von Chunda-ſahebs Truppen, ſeinen Dienſt zu verlaſſen. Sie verſammelten ſich und gingen alle in ſein Zelt, ihm dieſen Entſchluß zu melden. Er hörte ſie mit vieler Gelaſſenheit an, und anſtatt ihnen Vorwürfe zu machen, ſagte er, daß, wenn ſie ihm nicht zuvorgekommen wären, ſo würde er ſelbſt ihnen dieſen Antrag gethan haben; daß, ob er gleich nicht im Stande ſey, ihnen den ganzen rückſtändigen Sold zu zahlen, ſo ſollten ſie doch verſichert ſeyn, daß er genau dieſe Schuld abtragen würde, ſobald ihm das Glück wieder günſtig wäre; und als einen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit erbot er ſich, ihnen den größten Theil ſeiner Elephanten, Kameele, Pferde und andrer militäriſchen Effecten zu überliefern; dieſes edelmüthige Anerbieten wurde auch angenommen.

Den folgenden Tag ſchickten dieſe Offiziers Boten ins engliſche Lager; einige trugen ihre Dienſte an,

andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Posten passiren zu dürfen. Die indischen Bundsgenossen, die schon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehen könnte, wollten von dieser Erlaubniß nichts hören; die Maratten besonders, die das Leben eines Menschen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die sie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten diese schändlichen Absichten, und erklärten, daß sie den durchgehenden Truppen ihre eignen Pässe ertheilen würden, wenn die Bundsgenossen die ihrigen versagten; worauf sie sich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man steckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden sich 2000 Mann von Chunda-sahebs bester Reiterey und 1500 Sepoys beym Capitain Clive ein; andre gingen zu den mysoreschen Truppen, aber nur sehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-saheb behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey sich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter diesen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzosen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakistna, Besitz, und erklärten öf-

sentlich ihren Vorsaz, sie bis auf den lezten Mann zu vertheidigen. Sie schmeichelten sich immer noch, daß Auteuil Mittel finden würde zu ihnen zu gelangen, und daß durch seine Convoy sie in den Stand gesezt werden dürften, sich hier bis Ende des Junius zu halten, um welche Zeit man Verstärkungen aller Art aus Frankreich in Pondichery erwartete.

Es kamen täglich französische Ueberläufer an, die von der großen Hoffnung auf die Convoy Nachricht gaben. Ein neuer Versuch diese zu vernichten wurde daher von den Engländern beschlossen. Man hatte erfahren, daß Auteuil die starken Festungswerke bey Vol-condah in Besiz genommen habe; da hier jedoch ein indischer Commandant war, so fand man nöthig, wo möglich, diesen in des Nabobs Interesse zu ziehn. Ein Brief voller Versprechungen that die gehörige Wirkung; er erbot sich, wenn man Truppen senden wollte, die Franzosen anzugreifen, so wollte er seinerseits auch über sie herfallen. Auteuil, der vielleicht hievon Argwohn hegte, verließ Vol-condah. Dieses war den Engländern noch erwünschter als die Verrätherey des Commandanten, daher Clive sogleich aufbrach ihn aufzusuchen. Er nahm mit sich 100 Europäer, 1000 Sepoys, 2000 Maratten, und sechs Kanonen.

Clive traf den Feind an, da dieser in der Unentschlossenheit wieder zurück nach Vol-condah marschirte. Auteuil erreichte auch das Fort unter beständigem Scharmuzieren und in größter Unordnung. Der verrätherische Commandant wollte die Franzosen nicht einlassen, diese aber erstiegen einen unbesezten Theil der Mauer,

Theilen wegen dieser Angelegenheit angegangen wurde. Die Engländer beschlossen keinen Antheil am Streit zu nehmen, es sey denn, daß man gegen den Nabob Gewaltthätigkeiten verübte; dabey versicherten sie dem Regenten von Mysore ihre Freundschaft, empfohlen aber ernstlich beiden Parteyen einen freundschaftlichen Vergleich.

Die Streitigkeiten wurden jedoch mit großer Hitze fortgesezt, wobey der arglistige Morari-row eine so scheinbare Unparteylichkeit bewies, daß ihn beide Fürsten zum Schiedsrichter erwählten. An dem zur Entscheidung bestimmten Tage hielt er mit grossem Pomp seinen Einzug in Tritchinapoly, begleitet von zwey mysoreschen Commissarien. Der Zug ging nach des Nabobs Palast, wo der Capitain Dalton, als Befehlshaber der englischen Garnison, gegenwärtig war.

Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorbey waren, fing der Maratte an die vielen Verbindlichkeiten umständlich anzuführen, die der Nabob dem Regenten schuldig sey; er schilderte mit den lebhaftesten Farben die unglückliche Lage seiner Angelegenheiheiten, als der Regent sich so großmüthig für seine Sache verwandte; zu einer Zeit, da er zwar dem Namen nach Herr von allen zwischen dem Fluß Pennar bis zum Vorgebirge Comorin gelegenen Ländern war, allein doch in Wirklichkeit nicht mehr als den Boden besaß, den die Stadt Tritchinapoly bedeckte, und auch diese war kaum mehr sein zu nennen, da sie von mächtigen und unerbittlichen Feinden belagert war, und keine Rettung vorhanden schien. Er be-

ſeyn, ſo verließ ihn ſeine gewöhnliche Standhaftigkeit, und machte einem Gram Raum, der ſeine Geſundheit ſchwächte. Law war nicht wenig um die Sicherheit eines Fürſten bekümmert, den er durch ſein unentſchloſſenes Betragen in die gegenwärtige Gefahr geſtürzt hatte. Er glaubte, und vielleicht mit Recht, daß, wenn Chunda-ſaheb gezwungen werden ſollte ſich zu ergeben, der Nabob gewiß nicht das Leben eines ſolchen Rivals ſchonen dürfte, und von dem Vorurtheil des Nationalhaſſes geblendet, bildete er ſich ein, daß ſelbſt die Engländer ihn dem Nabob überliefern würden. Er drang daher in Chunda-ſaheb, ſich durch die Flucht zu retten, und daß, um dieſe deſto ſicherer zu veranſtalten, man einen vornehmen Befehlshaber von der conföderirten Armee beſtechen müßte, damit er heimlich durch die Poſten kommen könnte. Der gebeugte Fürſt bewilligte endlich dieſen Vorſchlag; allein es war nicht leicht eine Wahl zu treffen, da jede derſelben faſt gleiche Gefahr darſtellte. Die Myſoren, wußte er, würden ſich ſeiner Perſon als ein Mittel bedienen, den Nabob zu vermögen, ſeinen mit ihnen geſchloſſenen Tractat zu erfüllen, und die Maratten würden ihn an den Meiſtbietenden verkaufen; die Polygars waren nicht ſtark genug, und ihre Truppen auch nicht ſo gelagert, um ſeine Flucht befördern zu können. Nun waren noch die Tanjoren übrig; dieſe hatte Chunda-ſaheb ehmals höchlich beleidigt, ja noch kürzlich ſelbſt ihre Hauptſtadt belagert; wenn daher ihre Truppen vom König in Perſon commandirt worden wären, ſo würde es unſinnig geweſen ſeyn, ſich ihm zu vertrauen; aber man wußte, daß ihr Feldherr Monack-

einfältigen Commiſſarien habe Rückſicht nehmen müſſen. „Du mußt natürlich glauben," ſagte er, „daß „ich ſo viel Beurtheilungskraft habe, einzuſehn, daß „du gewiß keinen Vorſatz haſt dein gethanes Ver„ſprechen zu erfüllen. Wie könnteſt du es gegen „den Großen-Mogul verantworten, einen ſo wichti„gen Theil ſeiner Staaten einem ſo unbedeutenden „Volk abzutreten! Es würde unſinnig ſeyn, nur „daran zu denken. Dieſes, kannſt du ſicher glau„ben, ſind meine wahren Geſinnungen, obgleich „mein Privatintereſſe mich nöthigt, öffentlich anders „zu reden." Der Nabob war nicht wenig vergnügt, dieſe ſeine Meynung zu hören, weil er bey ſeiner Weigerung die Maratten aufzubringen gefürchtet hatte, und dieſe ihm weit mehr als die Myſoren Kummer verurſachten. Er machte dem Morari-row daher auf der Stelle ein Geſchenk mit 50,000 Rupien, und verſprach ihm noch viel mehr, wenn er einen Vergleich zu Stande bringen, und den Regenten dahin vermögen wollte, auf die Erfüllung des Tractats nicht genau zu beſtehn. Der Maratte verſprach es zu thun, obgleich er an nichts weniger dachte. In der That war er der unſchicklichſte Schiedsrichter, den man nur erwählen konnte. Sein Plan war, ſich erſt bey dem Nabob einzuſchmeicheln, und ihn ſodann zu bereden, einige tauſend Maratten in die Stadt aufzunehmen, als das beſte Mittel den Regenten von Myſore glauben zu machen, er ſey wirklich willens ſein Verſprechen zu halten; ſodann ſollten ſeine kühnen Krieger die erſte Gelegenheit ergreifen, die übrige Beſatzung entweder zu verführen

dem er nebſt andern Sicherheits-Maaßregeln verlangte, daß Geißel gegeben werden ſollten, bevor Chunda-ſaheb ſich einſtellte. Hierauf antwortete der Tanjore mit vieler Gelaſſenheit, daß, wenn man Verrätherey im Sinne hätte, keine Geißeln etwas helfen würden, und wenn er wirklich deren gäbe, ſo dürfte das Geheimniß entdeckt, und die Flucht unmöglich gemacht werden. Indeſſen ſchwur er den feyerlichſten und für einen indiſchen Soldaten heiligſten Eid, bey ſeinem Säbel und Dolch, die er wünſchte zu ſeinem eignen Untergange geſchliffen zu ſeyn, wenn er ſeinem Verſprechen nicht nachkäme; dieſes Verſprechen beſtand darin, ſogleich als Chunda-ſaheb ſein Lager betreten würde, ihn unter einer Eſcorte von Reitern nach dem franzöſiſchen Etabliſſement Karical bringen zu laſſen. Ein gegenwärtiger tanjoreſcher Befehlshaber erklärte ſich gegen Law als auserſehn zu dieſem Auftrag, und zeigte ihm auch den Palankin und andre ſchon zur Reiſe gemachte Zubereitungen. Auf dieſe Verſicherung nahm ihn Law ſogleich mit an einen Ort, wo Chunda-ſaheb mit einigen Freunden heimlich den Ausgang der Conferenz erwartete. Die erhaltene Nachricht beruhigte ihn, und er eilte daher in Monack-jee's Lager, wo er anſtatt der gehofften Eſcorte einen Trupp Soldaten antraf, die über ihn herfielen, ihn mit Gewalt in ein Zelt ſchleppten, und in Ketten legten.

Dieſer wichtige Vorfall wurde ſogleich dem Nabob und den beiden Feldherren der Myſoren und Maratten berichtet, welche die ganze Nacht verſammelt blieben, und über das Schickſal ihres Gefangenen

hemmen würde, woſelbſt er groſſe Vortheile zu erlangen gedachte, bevor der Regent ſeine Feindſeligkeiten anfinge; dieſer hingegen wünſchte blos den Abzug des Nabobs mit den Engländern, damit er Tritchinapoly überrumpeln könnte. Die Entſchuldigungen, wodurch er ſeinen Aufbruch zu verzögern ſuchte, entdeckten ſeine Abſicht hinreichend; um nun dieſe zu vereiteln, wurden 200 Europäer und 1500 engliſche Sepoys unter Commando des Capitain Dalton in die Stadt gelegt.

Die übrigen engliſchen Truppen, 500 Europäer und 2500 Sepoys ſtark, brachen den 28ſten Junius auf, und begleiteten den Nabob, der 2000 Mann Cavallerie bey ſich hatte. Dieſe und 2000 Peons, die er in Tritchinapoly zurückgelaſſen hatte, war ſeine ganze gegenwärtige Macht; denn von ſeinen zahlreichen Bundsgenoſſen, die noch vor wenig Tagen für ihn fochten, blieb niemand bey ihm. Die Tanjoren beſtanden darauf, nach Hauſe zu ziehn, und die Polygars waren nicht verbunden, außerhalb den Gränzen von Tritchinapoly zu fechten. Die Myſoren und Maratten blieben in ihrem Lager bey der Stadt ſtehn, und hielten die groſſe Pagode von Seringham beſetzt, welches ihnen der Nabob erlaubt hatte.

Dieſe Verringerung der Truppen des Nabobs, die durch einen unglücklichen Streit veranlaßt war, der die ernſthafteſten Folgen drohte, vernichtete die Hoffnungen der Engländer, ihre triumphirenden Waffen nach Velore und Gingee zu führen; ſie zeigten daher auf ihrem jetzigen Marſch mehr den Unmuth geſchlagener Truppen, als die Munterkeit ſiegreicher Krieger.

Beide Befehlshaber fanden ſich ein. Law fing mit der Aeußerung an, daß, da zwiſchen ihren Nationen in Europa Friede ſey, er bey den Engländern alle Achtung für die franzöſiſchen Truppen zu finden hoffte, weil jezt durch die Zerſtreuung von Chunda-ſahebs Armee und ſeine Gefangenſchaft, keine ſtreitende Parteyen mehr im Carnatick wären; er ſchmeichelte ſich daher, daß die Engländer, anſtatt ſich als Feinde zu betragen, vielmehr als Freunde den Rückzug ſeiner Truppen befördern würden. Lawrence antwortete, daß er in dieſer Conferenz blos als Dolmetſcher der Geſinnungen des Nabobs zu betrachten ſey, mit dem die Engländer in genauer Verbindung ſtünden; und als eine Rechtfertigung des Betragens dieſes Fürſten, zeigte der Major einen Brief von Dupleix, worin dieſer förmlich erklärte, daß er nie aufhören würde den Nabob zu verfolgen, ſo lange noch ein Franzoſe in Indien übrig wäre.

Nach vielen Gegenvorſtellungen, die zu nichts dienten, wurde endlich die Capitulation unterzeichnet. Die Artikel waren: daß die Pagode Jumbakiſtna mit allen Kanonen, Wagen und Gepäcke übergeben, daß die Offiziers nicht gegen den Nabob oder ſeine Bundsgenoſſen dienen, die Gemeinen, ſowohl Europäer als Kaffern und Topaſſen, zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Ueberläufer begnadigt werden ſollten. Man fand in der Pagode 35 Offiziers und 785 Gemeine, desgleichen 2000 Sepoys. Die Menge Geſchüz war außerordentlich, denn es befanden ſich hier nicht weniger als vierundfunfzig Kanonen, Mörſer und Petarden nebſt einem erſtaunlichen Vorrath von Mu-

denklichen Mann sehr wenig. Schwierigkeiten und Unglücksfälle, anstatt ihn niederzudrücken, dienten vielmehr desto stärker seine Geistesgröße zu zeigen. In der That war sein Plan, sich in Decan auszubreiten, mit so viel Klugheit entworfen worden, daß die Fortschritte seiner Waffen gegen Norden zu bereits den unglücklichen Vorfällen in Seringham das Gleichgewicht hielten.

Im Monat Februar des vorhergehenden Jahres, verließ Salabad-jing, der neue Subah, in Begleitung der französischen Truppen Eudapa, wo Murzafa-jing sein Leben verloren hatte. Den 15ten März trafen sie in Canoul ein, der Hauptstadt des pitanischen Nabobs, durch dessen Hände der Fürst gefallen war. Man beschloß die Stadt wegen der Verrätherey ihres Herrn zu bestrafen. Ehmals war der Ort wohl befestigt gewesen, seitdem er aber im Besitz der Pitanen war, so hatte dieses Volk, das so geizig als muthig ist, die Festungswerke ganz zu Grunde gehn lassen, und der hart an der Stadt vorbeyströmende Fluß hatte noch kürzlich einen großen Theil der Mauer mit fortgerissen. Die Besatzung bestand aus 4000 Pitanen, die zur Vertheidigung Miene machten; allein durch das ungewohnte Kanonenfeuer bald zum Weichen gebracht wurden; sie flohen ins Castel, das auch zum Theil in Ruinen lag. Die Franzosen stürmten und bestiegen es. Mittlerweile kam die Armee des Salabad-jing an; die ganze Garnison wurde niedergehauen, und auch eine Menge Einwohner massacrirt. Die Gemahlin aber des vorigen

den Vorzug gäbe; er ſah daher kein ander Mittel den Streit zu endigen, als ſeinem Gefangenen das Leben zu rauben. Da indeſſen der Major Lawrence den Wunſch geäußert hatte, ihn in Verwahrung zu nehmen, ſo begab er ſich ins Lager der Engländer, um ihren Entſchluß zu hören. Er beſorgte, nach ſeinen Grundſätzen, daß dieſe auch mit Drohungen auf dem Vorzug beſtehn würden; Lawrence aber erklärte, daß er ſich nicht ferner in den Streit miſchen wollte. Daher führte er nun ſeinen Vorſatz aus, und befahl dem Chunda-ſaheb den Kopf abzuhauen.

Der Scharfrichter war ein Pitane von dem Gefolge des Monack-jee. Er fand in dem beſtimmten Schlachtopfer einen alten Mann, der ausgeſtreckt auf der Erde lag, und Krankheit halber unfähig war aufzuſtehn. Der Anblick und das Hereinſtürzen des Mörders erzeugte ſogleich in Chunda-ſaheb den Gedanken von ſeinem Vorſatze; er winkte daher mit der Hand und ſagte, daß er vor ſeinem Tode mit Monack-jee zu ſprechen wünſchte, weil er ihm etwas ſehr wichtiges zu entdecken habe. Der Pitane achtete auf ſeine Worte nicht, ſondern ſchritt zum Werke, ſtieß ihm einen Dolch ins Herz, und hieb ihm ſodann den Kopf ab.

Monack-jee überſandte den Kopf dem Nabob, der nun zum erſtenmal das Geſicht ſeines Rivals ſahe. Er zeigte ihn ſeinen Hofleuten, und ließ ihn ſodann um den Hals eines Kameels binden, und ſo fünfmal rund um die Mauern von Trichinapoly tragen, unter einem Zulauf von mehr als 100,000 Zuſchauern, die das Andenken dieſes unglücklichen Fürſten nach

Delhi befand, ließen sich jezt gegen baares Geld leicht bereden, sich nicht allein zurückzuziehn, sondern sogar ein Bündniß mit dem nämlichen Fürsten zu schließen, gegen den sie als Feinde ausgeschickt worden waren.

Nichts verhinderte nunmehr den Marsch des Heers, das den 2ten April mit dem größten Pomp eines orientalischen Triumphs in Golconda einzog. Salabad-jing wurde förmlich als Subah anerkannt, und vollbrachte auch die große Ceremonie, öffentlich den Thron zu besteigen, und die Huldigung zu empfangen, wobey sich auch die mehresten Fürsten und Statthalter aller benachbarten Staaten einfanden.

Die Dienste der französischen Truppen wurden nun reichlich belohnt. Die Geschenke, die Bussy empfing, betrugen allein an 100,000 Pf. St., die andern Offiziers erhielten Summen nach Verhältniß ihres Ranges; ein Fähndrich sogar bekam 50,000 Rupien. Der monatliche Sold eines Capitains wurde auf 1000 Rupien festgesezt, außer dem Unterhalt seiner Kameele, Pferde u. s. w., den Salabad-jing für alle französische Offiziers übernahm; der Sold eines Lieutenants war 500, eines Fähndrichs 300, eines Unteroffiziers 90 und eines gemeinen Soldaten 60 Rupien. Die tiefe Politik des Dupleix bey Besitznehmung von Masulipatnam war nunmehr sichtbar, durch die Leichtigkeit, womit die Armee in Golconda von diesem Hafen aus mit Rekruten, Waffen, Munition und allen Bedürfnissen versehn werden konnte.

So auffallend groß auch die erlangten Vortheile waren, und so gewiß man nun die Ruhe im Carnatick wieder herzuſtellen hoffte, ſo war man doch weit davon entfernt; denn in dieſer ſcheinbaren Ruhe lag der Samen eines andern mehr gefährlichen und mehr hartnäckigen Krieges.

herrſcht hatte. Der Empfang geſchahe mit aller Ehrfurcht, die dem Repräſentanten eines ſo großen Kaiſers gebührte. Salabad-jing ſelbſt, von den franzöſiſchen und vielen andern Truppen begleitet, ging ihm eine engliſche Meile weit vom Lager entgegen; die Ueberreichung der mogulſchen Papiere geſchah unter einer Generalſalve von allen Kanonen und Musketen des Heers, da denn nachher alle anweſende Großen ſich vor dem Abgeordneten nach der Reihe niederwarfen. Buſſy war der erſte, der hiezu das Beyſpiel gab. Nach dieſer Farce brach die Armee auf, und rückte den 18ten Junius in die Stadt ein, wo der Ruf der kaiſerlichen Gunſtbezeigungen alle Gemüther wieder zufrieden ſtellte. Einige wußten zwar mit der größten Gewißheit, daß Gazi-odin Khan der wirklich ernannte Subah ſey, und im Begriff ſtehe, dieſe Würde an der Spitze eines mächtigen Heers zu behaupten; allein dieſe wenigen Stimmen wurden nicht gehört, da das zahlloſe Volk ungeduldig war, einen Subah von Decan zu ſehn, der die Stadt wieder zu ſeiner Reſidenz machte; eine Ehre, deren ſie ſeit dem Tode des Nizam-al-muluck beraubt worden war.

Der Einzug in Aurengabad war weit prächtiger und glänzender als der in Golconda; die Stadt verdiente auch dieſen Vorzug, da ſie nächſt Delhi die volkreichſte und reichſte in allen mogulſchen Staaten war; ihre Einwohner werden, wenn ſich der Subah da befindet, auf 1500,000 Seelen gerechnet. Den Franzoſen wurde ein bequemes Quartier angewieſen, das ſie auf Buſſys Befehl nicht verlaſſen durften, damit

lange den Entwurf im Sinn, daraus für ſich allen nur möglichen Vortheil zu ziehen. Da der Nabob ſahe, daß er ſich nicht länger verſtellen konnte, ſo geſtand er die Wahrheit dieſer Foderung ein, als Lawrence ihn darum befragte; er betheuerte, daß ſeine außerordentliche Verlegenheit allein von ihm ein Verſprechen erpreßt hätte, deſſen Erfüllung, wie der Regent von Myſore ſelbſt wiſſen ſollte, nicht in ſeiner Macht wäre. Tritchinapoly, ſagte er, gehörte dem Großen-Mogul, und er ſelbſt ſey nur als Vicekönig des Landes von dieſem Monarchen ernennt: wenn er alſo dieſe wichtige Provinz einem indiſchen Könige übergäbe, ſo würde dieſes ſowohl ihn als die Engländer in beſtändige Kriege mit dem ganzen mogulſchen Reiche verwickeln. Er erklärte daher förmlich, daß er feſt entſchloſſen ſey, Tritchinapoly nicht abzutreten, es möchte kommen wie es wollte, und war der Meynung, den Regenten noch zwey Monat lang mit Verſprechungen aufzuhalten, weil er in dieſer Zeit aus der Provinz Arcot große Summen zu ziehen hoffte, die er ſodann zur Befriedigung der Myſoren anwenden wollte; dabey ſollte ihnen auch das Fort Madura mit allen dazu gehörigen Ländereyen eingeräumt werden. Dieſes, glaubte er, ſey eine völlig hinreichende Belohnung für den ihm geleiſteten Beyſtand, um ſo viel mehr, da die Vernichtung von Chunda-ſahebs Macht eben ſo ſehr dem Intereſſe der Myſoren, als ſeinem eignen beförderlich geweſen wäre. Lawrence, deſſen Gewalt auf militäriſche Operationen eingeſchränkt war, wartete auf Befehl von der engliſch-indiſchen Regierung, die zu eben der Zeit von beiden

Theilen wegen dieſer Angelegenheit angegangen wurde. Die Engländer beſchloſſen keinen Antheil am Streit zu nehmen, es ſey denn, daß man gegen den Nabob Gewaltthätigkeiten verübte; dabey verſicherten ſie dem Regenten von Myſore ihre Freundſchaft, empfohlen aber ernſtlich beiden Parteyen einen freundſchaftlichen Vergleich.

Die Streitigkeiten wurden jedoch mit großer Hitze fortgeſezt, wobey der argliſtige Morari-row eine ſo ſcheinbare Unparteylichkeit bewies, daß ihn beide Fürſten zum Schiedsrichter erwählten. An dem zur Entſcheidung beſtimmten Tage hielt er mit groſſem Pomp ſeinen Einzug in Tritchinapoly, begleitet von zwey myſoreſchen Commiſſarien. Der Zug ging nach des Nabobs Palaſt, wo der Capitain Dalton, als Befehlshaber der engliſchen Garniſon, gegenwärtig war.

Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorbey waren, fing der Maratte an die vielen Verbindlichkeiten umſtändlich anzuführen, die der Nabob dem Regenten ſchuldig ſey; er ſchilderte mit den lebhafteſten Farben die unglückliche Lage ſeiner Angelegenheiten, als der Regent ſich ſo großmüthig für ſeine Sache verwandte; zu einer Zeit, da er zwar dem Namen nach Herr von allen zwiſchen dem Fluß Pennar bis zum Vorgebirge Comorin gelegenen Ländern war, allein doch in Wirklichkeit nicht mehr als den Boden beſaß, den die Stadt Tritchinapoly bedeckte, und auch dieſe war kaum mehr ſein zu nennen, da ſie von mächtigen und unerbittlichen Feinden belagert war, und keine Rettung vorhanden ſchien. Er be-

Dupleix machte diese Mandate und Gunstbezeigungen im ganzen Carnatick bekannt, wo jedermann noch über die Unglücksfälle des Chunda-saheb bestürzt war. Dieser außerordentliche Mann aber blieb dabey nicht stehn. Er hatte von dem Mißvergnügen der Mysoren bey Tritchinapoly gehört, und arbeitete eifrig, sie abwendig zu machen. Es waren zu der Zeit, da Law sich mit seinem Corps übergeben mußte, Schiffe aus Frankreich mit Soldatenverstärkungen in Pondichery angelangt. Um deren Anzahl zu vermehren, nahm er die Matrosen von den Schiffen weg, und besezte sie mit Lascars, die sie auch glücklich nach China, ihren Bestimmungsort, brachten. Auf diese Art wieder bewaffnet, und voll gerechter Erwartungen, machten die Unfälle in Seringham nur geringen Eindruck auf ihn; er war so weit entfernt, den Engländern oder dem Nabob Friedensvorschläge zu thun, daß er vielmehr gleich dadurch seinen festen Vorsatz den Krieg fortzusetzen zu erkennen gab, daß er den Raja-saheb, den Sohn des Chunda-saheb, zum Nabob von Arcot ernannte, vermöge der Autorität, die er als Nabob vom Carnatick zu haben vorgab, und die er dadurch bestätigte, daß er 500 Mann ins Feld rücken ließ.

Mahomed-Ally fühlte täglich mehr und mehr die üblen Folgen seiner den Mysoren gethanen Versprechungen, denn niemand als unbedeutende Befehlshaber in der Provinz erkannten ihn als Nabob, die übrigen warteten mit ihrer Unterwerfung bis man sie angreifen würde. Da seine militärischen Kenntnisse nur geringe waren, und ihn sein zuneh-

cher Zeit schwärmten ihre Detaschements herum, alle Lebensmittel zu vernichten, und alle Zufuhren des Subah zu hemmen, die sämtlich von hinten und aus fernen Gegenden kamen. Sie drangen sogar oft bis ans Lager des Subah, wurden aber allemal durch die französische Artillerie mit Verlust zurückgeschlagen. Die Hungersnoth stellte sich indessen bey beiden Heeren ein, ohne Hoffnung aus den verwüsteten Ländern Unterhalt zu ziehen. Balagerow bequemte sich daher desto leichter, für ein Geschenk von 100,000 Rupien, einen Waffenstillstand einzugehn. Dieses geschah im Anfange des Julius; da denn Salabadjing nicht nach Aurengabad, sondern nach Golconda mit seiner ganzen Armee marschirte. Auf seinem Zuge dahin sammelte er von einigen widerspenstigen Rajahs den Tribut mit Gewalt ein. Der mächtigste derselben aber, der Rajah von Neirmel, nebst andern geringern, vereinigten sich, zogen alle ihre Truppen zusammen, die sehr zahlreich, aber auch sehr unregelmäßig waren, und widersezten sich der Armee des Salabad-jing. Es kam zu einer großen Schlacht, worin die Rajahs eine gänzliche Niederlage erlitten, und der von Neirmel selbst getödtet wurde. Da Bussy im Anfange dieses Feldzugs das sinkende Glück des Chunda-saheb vernahm, so bediente er sich seines großen Einflusses bey Salabad-jing, um Dupleix die Würde als Nabob vom Carnatick zu verschaffen, obgleich Chunda-saheb damals noch lebte. Die Bestallungsbriefe wurden mit Pomp nach Pondichery geschickt, und der Subah versprach, daß ein Abgeordneter des Großen-Moguls auch nächstens dort eintreffen sollte.

oder zu überwältigen; wenn dieser Entwurf glückte, so wollte er die Stadt für sich behalten. Sollte er aber hiebey Schwierigkeiten finden, so beschloß er den Streit wenigstens so lange als möglich durch Unterhandlung zu verlängern, während welcher Zeit er der Fortdauer des Soldes von den Mysoren gewiß war, und auch nicht zweifelte, durch seine Künste noch ansehnliche Geschenke vom Nabob zu erhalten. Wenn aber alles fehlschlüge, so wollte er die Mysoren zum Kriege aufhetzen, da denn diese ihn gewiß nicht ohne die Maratten führen würden.

Die Furcht eines schleunigen Bruchs vermochte die englischen Truppen, die schon bis Utatoor zurück marschirt waren, wieder umzukehren, denn die Mysoren hatten sogar gedroht den Nabob anzugreifen, wenn er Miene machen würde, die Stadt zu verlassen, um sich mit den Engländern zu vereinigen. Ihre Erscheinung that die gehoffte Wirkung, und erzeugte eine Art von Vergleich. Der Nabob überließ dem Regenten die Einkünfte der Insel Seringham und einiger andern Districte, nebst der Vollmacht sie selbst einzusammlen; er erneuerte dabey das Versprechen, Tritchinapoly nach Verlauf von zwey Monaten zu überliefern, und bewilligte, daß 700 Mann, nur keine Maratten, in der Stadt eingenommen werden sollten. Auf diese Bedingungen versprach der Regent ihm zur Unterjochung von Arcot mit seiner Macht beyzustehn. Kein Theil maß dem andern Glauben bey, allein beide hofften Zeit zu gewinnen. Der Nabob wußte, daß eine augenblickliche Kriegserklärung die Fortschritte seiner Waffen im Carnatick

mendes Unglück sehr beunruhigte, so bildete er sich ein, daß es den Engländern nicht schwer fallen dürfte, Gingee zu erobern. In dieser Ueberzeugung ersuchte er die englisch-indische Regierung aufs dringendste, ihm diesen Dienst zu leisten, und man war auch so gefällig es zu bewilligen, obgleich der Major Lawrence sich selbst nach Madras begab, um die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs vorzustellen.

Diesen Versuch vorzunehmen, brach der Major Kineet, der kürzlich aus Europa gekommen war, den 23sten Julius mit 200 Europäern, 1500 Sepoys und 600 Mann von des Nabobs Cavallerie auf. Das Land rund um Gingee ist mit Bergen umgeben, und die dadurch führende Wege sind starke Pässe, in deren Besitz eine angreifende Armee nothwendig seyn muß, um die Communication offen zu behalten. Kineer hatte nicht Truppen genug, um sie zu vertheilen, er marschirte daher gerade auf Gingee los, und foderte das Fort auf. Der Commandant antwortete höflich, daß der Ort dem Könige von Frankreich gehörte, und er ihn vertheidigen würde. Man war nicht im Stande es anzugreifen, da man aus einem unbegreiflichen Leichtsinn nicht einmal die schweren Kanonen erwartet hatte, die vom Fort St. David unterwegs waren. Sobald Dupleix hörte, daß die Engländer die Gebirge passirt wären, schickte er 300 Europäer und 500 Sepoys mit sieben Kanonen ab, die von der Stadt Vieravandi Besitz nahmen; ein Ort, der nahe an den Gebirgen und den Engländern im Rücken lag. Dieser Umstand, und das fehlende schwere Geschütz, vermochte Kineer sogleich wieder zu

rück zu gehn; er fand Mittel über die Gebirge zu kommen, und ſich noch mit einigen Truppen des Nabobs zu vereinigen, ſo daß er jezt 200 Europäer, 1500 Sepoys, 100 Kaffern und 2000 Mann Cavallerie ſtark war; und nun beſchloß er den Feinden eine Schlacht zu liefern. Dieſe hatten ſich ſehr vortheilhaft unter den Ruinen alter Häuſer poſtirt, dennoch war eine Gegend, wo man ihnen beykommen konnte, allein die Engländer vernachläſſigten den Ort vor dem Angriff zu recognoſciren, und verloren dadurch alle Vortheile, die ſich ihnen gleichſam darboten. Sie rückten gerade auf die Franzoſen los, die vermöge eines geſchickten Manövers die Engländer irre machten, und ſie ſodann mit großem Verluſt zurückſchlugen. Kineer wurde ſelbſt verwundet, und obgleich die Wunde bald wieder geheilt war, ſo kränkte er ſich doch über die mit ſo viel Schande verknüpfte Expedition dermaßen, daß er kurz hernach ſtarb.

Die engliſchen Truppen zogen ſich nach Trivadi zurück. Dupleix, um die erhaltenen Vortheile auszudehnen, verſtärkte die Seinigen mit allen Soldaten, die er nur auftreiben konnte. Hiedurch kamen 450 Europäer, 1500 Sepoys, und 500 Reiter zuſammen, die ſich ſämtlich unweit dem Fort St. David lagerten. Die Engländer folgten ihnen nach, und verlangten Verſtärkung von Madras, wo eben Schiffe aus England mit Truppen angekommen waren. Unter dieſen befanden ſich zwey Compagnien Schweizer, jede von hundert Mann, die von ihren eignen Offiziers commandirt wurden. Eine derſel-

dentlichen Mann ſehr wenig. Schwierigkeiten und Unglücksfälle, anſtatt ihn niederzudrücken, dienten vielmehr deſto ſtärker ſeine Geiſtesgröße zu zeigen. In der That war ſein Plan, ſich in Decan auszubreiten, mit ſo viel Klugheit entworfen worden, daß die Fortſchritte ſeiner Waffen gegen Norden zu bereits den unglücklichen Vorfällen in Seringham das Gleichgewicht hielten.

Im Monat Februar des vorhergehenden Jahres, verließ Salabad-jing, der neue Subah, in Begleitung der franzöſiſchen Truppen Cudapa, wo Murzafa-jing ſein Leben verloren hatte. Den 15ten März trafen ſie in Canoul ein, der Hauptſtadt des pitaniſchen Nabobs, durch deſſen Hände der Fürſt gefallen war. Man beſchloß die Stadt wegen der Verrätherey ihres Herrn zu beſtrafen. Ehmals war der Ort wohl befeſtigt geweſen, ſeitdem er aber im Beſitz der Pitanen war, ſo hatte dieſes Volk, das ſo geizig als muthig iſt, die Feſtungswerke ganz zu Grunde gehn laſſen, und der hart an der Stadt vorbeyſtrömende Fluß hatte noch kürzlich einen großen Theil der Mauer mit fortgeriſſen. Die Beſatzung beſtand aus 4000 Pitanen, die zur Vertheidigung Miene machten; allein durch das ungewohnte Kanonenfeuer bald zum Weichen gebracht wurden; ſie flohen ins Caſtel, das auch zum Theil in Ruinen lag. Die Franzoſen ſtürmten und beſtiegen es. Mittlerweile kam die Armee des Salabad-jing an; die ganze Garniſon wurde niedergehauen, und auch eine Menge Einwohner maſſacrirt. Die Gemahlin aber des vorigen

Nabobs und ihre beiden Söhne zu Gefangenen gemacht.

Die Franzosen, die bey dieser Grausamkeit das Beyspiel gaben, hatten wahrscheinlich die Absicht, das Schrecken ihrer Waffen in Länder zu verbreiten, wo noch nie Europäer gesehn worden waren. Um nun aber auch zu zeigen, daß ihre Gerechtigkeit ihrer Tapferkeit gleich käme, so vermochte der französische Befehlshaber Bussy gleich nach der Einnahme von Canoul den Salabad-jing dahin, für Sadoudin-Khan, den jungen Sohn des Murzafa-jing, ihres lezten Bundsgenossen, zu sorgen. Er erhielt nebst dem Gouvernement von Adoni, das seines Vaters Erbschaft gewesen war, die Länder beider Nabobs von Cudapa und von Canoul, die nach französischer Angabe zusammen jährlich beynahe eine Million Pf. St. einbrachten. Dieses Beyspiel der Großmuth mußte Bewunderung in einem Lande erregen, wo die Verdienste des Vaters sehr selten das Unglück des Sohnes mildern.

Die Armee ging nun über den Kristna, zwischen welchem Fluß und Golconda 25000 Maratten postirt waren, um die Besitznehmung dieser Hauptstadt zu verhindern; sie waren zu diesem Zweck von Gazi-odin Khan abgesandt, dem ältesten Bruder des Salabad-jing und Großfeldherrn des mogulschen Reichs. Ihr Anführer war Balagerow, der Generalissimus des Sahah Rajah, Königs aller marattischen Völkerschaften. Es kam zu einer Unterhandlung, und die Maratten, die bisher noch keinen Sold von Gazi-odin Khan erhalten hatten, der sich in

Delhi befand, ließen sich jezt gegen baares Geld leicht bereden, sich nicht allein zurückzuziehn, sondern sogar ein Bündniß mit dem nämlichen Fürsten zu schließen, gegen den sie als Feinde ausgeschickt worden waren.

Nichts verhinderte nunmehr den Marsch des Heers, das den 2ten April mit dem größten Pomp eines orientalischen Triumphs in Golconda einzog. Salabad-jing wurde förmlich als Subah anerkannt, und vollbrachte auch die große Ceremonie, öffentlich den Thron zu besteigen, und die Huldigung zu empfangen, wobey sich auch die mehresten Fürsten und Statthalter aller benachbarten Staaten einfanden.

Die Dienste der französischen Truppen wurden nun reichlich belohnt. Die Geschenke, die Bussy empfing, betrugen allein an 100,000 Pf. St., die andern Offiziers erhielten Summen nach Verhältniß ihres Ranges; ein Fähndrich sogar bekam 50,000 Rupien. Der monatliche Sold eines Capitains wurde auf 1000 Rupien festgesezt, außer dem Unterhalt seiner Kameele, Pferde u. s. w., den Salabad-jing für alle französische Offiziers übernahm; der Sold eines Lieutenants war 500, eines Fähndrichs 300, eines Unteroffiziers 90 und eines gemeinen Soldaten 60 Rupien. Die tiefe Politik des Dupleix bey Besitznehmung von Masulipatnam war nunmehr sichtbar, durch die Leichtigkeit, womit die Armee in Golconda von diesem Hafen aus mit Rekruten, Waffen, Munition und allen Bedürfnissen versehn werden konnte.

Gazi-odin Khan hatte mittlerweile vom Grossen-Mogul das kaiserliche Patent zur Subahschaft von Decan ausgefertigt erhalten. Das Gerücht verbreitete sich, daß er mit einem großen Heer nach Brampore im Anzuge sey; Salabad-jing beschloß daher sofort nach Aurengabad zu marschiren. Er verließ Golconda im Anfange des May, war aber noch nicht weit gekommen, als er Nachricht von dem Abfall vieler vornehmen Bewohner der Stadt erhielt, die sich förmlich gegen ihn erklärten. Schanavaze Khan, der ehmals oberster Minister des Nazir-jing gewesen, und seit dem Tode dieses Fürsten beständig dem Lager als Rathgeber des Subah gefolgt war, ging jezt heimlich fort, und begab sich nach Aurengabad, wo er nicht wenig beytrug, das Volk gegen Salabad-jing aufzuwiegeln, den er als einen schwachen thörichten Prinzen vorstellte, der seine hohe Würde dadurch entehrte, daß er sich von einer Handvoll Ungläubigen willkührlich beherrschen ließe, die unter dem Vorwand, dem kaiserlichen Statthalter beyzustehn, nach nichts geringers strebten, als die Hälfte des mogulschen Reichs an sich zu reißen.

Diese durch so viel Nebenumstände unterstützte Nachrichten machten großen Eindruck, und man fürchtete die Folgen davon so sehr, daß Salabad-jing sich nicht getrauete dieser Hauptstadt sich zu nähern, bis er den abgenutzten pompösen Betrug gespielt hatte, von den Händen eines sogenannten mogulschen Abgeordneten öffentlich falsche Bestallungsbriefe erhalten zu haben, worin er zum Vicekönig aller Staaten ernannt wurde, die sein Vater Nizam-al-muluck be-

herrſcht hatte. Der Empfang geſchahe mit aller Ehrfurcht, die dem Repräſentanten eines ſo großen Kaiſers gebührte. Salabad-jing ſelbſt, von den franzöſiſchen und vielen andern Truppen begleitet, ging ihm eine engliſche Meile weit vom Lager entgegen; die Ueberreichung der mogulſchen Papiere geſchah unter einer Generalſalve von allen Kanonen und Musketen des Heers, da denn nachher alle anweſende Großen ſich vor dem Abgeordneten nach der Reihe niederwarfen. Buſſy war der erſte, der hiezu das Beyſpiel gab. Nach dieſer Farce brach die Armee auf, und rückte den 18ten Junius in die Stadt ein, wo der Ruf der kaiſerlichen Gunſtbezeigungen alle Gemüther wieder zufrieden ſtellte. Einige wußten zwar mit der größten Gewißheit, daß Gazi-odin Khan der wirklich ernannte Subah ſey, und im Begriff ſtehe, dieſe Würde an der Spitze eines mächtigen Heers zu behaupten; allein dieſe wenigen Stimmen wurden nicht gehört, da das zahlloſe Volk ungeduldig war, einen Subah von Decan zu ſehn, der die Stadt wieder zu ſeiner Reſidenz machte; eine Ehre, deren ſie ſeit dem Tode des Nizam-al-muluck beraubt worden war.

Der Einzug in Aurengabad war weit prächtiger und glänzender als der in Golconda; die Stadt verdiente auch dieſen Vorzug, da ſie nächſt Delhi die volkreichſte und reichſte in allen mogulſchen Staaten war; ihre Einwohner werden, wenn ſich der Subah da befindet, auf 1500,000 Seelen gerechnet. Den Franzoſen wurde ein bequemes Quartier angewieſen, das ſie auf Buſſys Befehl nicht verlaſſen durften, damit

mit die große Verschiedenheit der Sitten nicht Streitigkeiten und Unruhen erzeugen möchte, die üble Folgen haben könnten.

Im Monat August ließ Salabad-jing eine andre Gesandtschafts-Comödie spielen, um das Volk zu hintergehn. Es stellte sich abermals ein falscher Abgeordneter von Delhi ein, der die Staatswesse, das Reichsschwert, und andre Symbolen der Regierung überbrachte, die der Mogul gewöhnlich den Vicekönigen schickt. Er blieb in Aurengabad bis zu Ende des Jahrs ruhig. Allein im Frühling des folgenden 1752, fand sich Balagerow, der Großfeldherr der Maratten, durch große Summen von Gazi-odin Khan von neuem aufgemuntert, abermals mit 40,000 Mann ein; er vertheilte seine Armee in viele Corps, die alle das Land verheerten und jede Art von Grausamkeit begingen. Der Fluß Gunga, der 35 englische Meilen von Aurengabad fließt, war damals die Gränze der Staaten des Subah und des Balagerow. Die Hauptstadt dieses marattischen Feldherrn, Poni genannt, liegt nur 130 Meilen von Aurengabad, und hat gar keine Festungswerke. Salabad-jing rückte mit allen seinen Truppen ins Feld, und überließ Bussy die Anordnung des Feldzugs. Dieser, anstatt die Maratten in den Staaten des Subah aufzusuchen, und ihren Verheerungen Einhalt zu thun, fand für rathsamer das Vergeltungsrecht auszuüben, und marschirte auf Poni los. Auf diese Diversion eilten die Maratten zurück, und verbrannten alle ihre eignen Dörfer, die sich in der Nähe der Landstraßen befanden, ja selbst ihre Magazine in Poni. Zu glei-

ſagte ihnen endlich geradezu, daß an keine Ueberlieferung der Stadt zu gedenken ſey; daß dem Regenten aber ſeine Kriegskoſten wieder erſtattet werden ſollten, ſobald die Finanzen des Nabobs dieſes erlauben würden.

Der Regent gab vor, durch dieſe Antwort ſehr beleidigt zu ſeyn, dennoch ſchickte er ſeinen Miniſter, um dem Nabob ſeine Rechnungen vorzulegen, wobey er erklärte, daß er alle Anſprüche auf Tritchinapoly aufgeben wollte, wenn ihm ſein Geld ſogleich bezahlt würde. Dieſe ſcheinbare Mäßigung hatte blos zur Abſicht, den Charakter des Nabobs herabzuſetzen, und die nachherigen Maaßregeln zu rechtfertigen; denn er kannte des Nabobs Lage zu wohl, um ſich vorzuſtellen, daß er fähig ſeyn würde, eine ſo große Summe zu bezahlen, die ſich nach den Rechnungen auf 8,500,000 Rupien belief.

Es war wenig Hoffnung vorhanden, dieſen Zwiſt zu ſchlichten, beſonders da Dupleix aus allen Kräften dagegen arbeitete. Da er wußte, daß die Maratten die Verlängerung des Kriegs wünſchten, ſo wandte er ſich beſonders an Morari-row, und ſchickte ihm beſtändig Briefe und Geſchenke. In dieſen Briefen ſtellte er die Engländer als ein zankſüchtiges Volk vor, das blos vom Handel lebte, mit der Kriegskunſt unbekannt wäre, und ganz unfähig ſey, ſich mit der ſo martialiſchen franzöſiſchen Nation im Felde zu meſſen, wobey er ihre bisherigen Siege ganz allein der Tapferkeit der marattiſchen Cavallerie zuſchrieb.

Dupleix machte dieſe Mandate und Gunſtbezeigungen im ganzen Carnatick bekannt, wo jedermann noch über die Unglücksfälle des Chunda-ſeheb beſtürzt war. Dieſer außerordentliche Mann aber blieb dabey nicht ſtehn. Er hatte von dem Mißvergnügen der Myſoren bey Tritchinapoly gehört, und arbeitete eifrig, ſie abwendig zu machen. Es waren zu der Zeit, da Law ſich mit ſeinem Corps übergeben mußte, Schiffe aus Frankreich mit Soldatenverſtärkungen in Pondichery angelangt. Um deren Anzahl zu vermehren, nahm er die Matroſen von den Schiffen weg, und beſezte ſie mit Laſcars, die ſie auch glücklich nach China, ihren Beſtimmungsort, brachten. Auf dieſe Art wieder bewaffnet, und voll gerechter Erwartungen, machten die Unfälle in Seringham nur geringen Eindruck auf ihn; er war ſo weit entfernt, den Engländern oder dem Nabob Friedensvorſchläge zu thun, daß er vielmehr gleich dadurch ſeinen feſten Vorſatz den Krieg fortzuſeßen zu erkennen gab, daß er den Raja-ſaheb, den Sohn des Chunda-ſaheb, zum Nabob von Arcot ernannte, vermöge der Autorität, die er als Nabob vom Carnatick zu haben vorgab, und die er dadurch beſtätigte, daß er 500 Mann ins Feld rücken ließ.

Mahomed-Ally fühlte täglich mehr und mehr die üblen Folgen ſeiner den Myſoren gethanen Verſprechungen, denn niemand als unbedeutende Befehlshaber in der Provinz erkannten ihn als Nabob, die übrigen warteten mit ihrer Unterwerfung bis man ſie angreifen würde. Da ſeine militäriſchen Kenntniſſe nur geringe waren, und ihn ſein zuneh-

noch vor dem Regenwetter das Land zwiſchen Pondichery und dem Fluß Paliar zu unterwerfen. Der Nabob erſuchte deshalb die engliſch-indiſche Regierung, durch andre Truppen die beiden ſtarken an vorbeſagtem Fluß gelegnen Forts, Chinglapet und Cokelong, angreifen zu laſſen. Madras konnte nicht mehr als 200 europäiſche Rekruten liefern, die eben aus England angekommen waren, nebſt 500 neu angeworbenen Sepoys. Mit ſolchen Truppen konnte man wohl ſchwerlich ſtarke Forts belagern; auch durfte man nicht erwarten, daß ein Offizier von Ruf das Commando dabey übernehmen würde; Clive aber, deſſen militäriſches Leben ein beſtändiges Gewebe von Schwierigkeiten geweſen war, trug bey dieſer Gelegenheit ſeine Dienſte an, ſo ſchlecht auch damals ſein Geſundheitszuſtand war.

Der Marſch ging alſo den 10ten September mit vier ſchweren Kanonen nach Cobelong. Dieſes Fort liegt zwanzig engliſche Meilen von Madras nahe am Seeufer; es wurde von Anwar-odean Khan erbaut, dicht bey den Ruinen eines andern Forts, das der Compagnie von Oſtende gehört hatte. Die Franzoſen nahmen es 1750 durch Liſt in Beſitz. Ein Schiff warf hier Anker und gab Nothzeichen; man ſagte den Mohren, die ſich am Bord begaben, daß der größte Theil der Schiffsbeſatzung am Scorbut geſtorben ſey, und daß die übrigen auch umkommen würden, wenn man ihnen nicht ohne Verzug erlaubte ans Land zu kommen. Der Commandant des Forts bewilligte dieſes Geſuch, in der Hoffnung dafür gut bezahlt zu werden, worauf denn 30 Franzoſen, die

rück zu gehn; er fand Mittel über die Gebirge zu kommen, und ſich noch mit einigen Truppen des Nabobs zu vereinigen, ſo daß er jezt 200 Europäer, 1500 Sepoys, 100 Kaffern und 2000 Mann Cavallerie ſtark war; und nun beſchloß er den Feinden eine Schlacht zu liefern. Dieſe hatten ſich ſehr vortheilhaft unter den Ruinen alter Häuſer poſtirt, dennoch war eine Gegend, wo man ihnen beykommen konnte, allein die Engländer vernachläſſigten den Ort vor dem Angriff zu recognoſciren, und verloren dadurch alle Vortheile, die ſich ihnen gleichſam darboten. Sie rückten gerade auf die Franzoſen los, die vermöge eines geſchickten Manövers die Engländer irre machten, und ſie ſodann mit großem Verluſt zurückſchlugen. Kineer wurde ſelbſt verwundet, und obgleich die Wunde bald wieder geheilt war, ſo kränkte er ſich doch über die mit ſo viel Schande verknüpfte Expedition dermaßen, daß er kurz hernach ſtarb.

Die engliſchen Truppen zogen ſich nach Trivadi zurück. Dupleix, um die erhaltenen Vortheile auszudehnen, verſtärkte die Seinigen mit allen Soldaten, die er nur auftreiben konnte. Hiedurch kamen 450 Europäer, 1500 Sepoys, und 500 Reiter zuſammen, die ſich ſämtlich unweit dem Fort St. David lagerten. Die Engländer folgten ihnen nach, und verlangten Verſtärkung von Madras, wo eben Schiffe aus England mit Truppen angekommen waren. Unter dieſen befanden ſich zwey Compagnien Schweizer, jede von hundert Mann, die von ihren eignen Offiziers commandirt wurden. Eine derſel-

Forts, der ſich auf Diſcretion zu ergeben erbot, wenn man ihm erlaubte, ſeine eigenen Effecten abzuführen. Dieſes wurde ihm willig zugeſtanden, und in wenig Stunden waren die Engländer im Beſitz des Orts. Die Effecten des Befehlshabers beſtanden in einer großen Anzahl indiſcher Hähne, und in einer Menge Tabak, beides Artikel, womit er Handel trieb. Außer den Kanonen auf den Wällen fand man noch 58 von dem größten Caliber, die man bey der Einnahme von Madras erbeutet hatte.

Man entdeckte den folgenden Morgen feindliche Truppen, die ſich näherten. Der Commandant in Chinglapet hatte von dem in Cobelong den Tag zuvor Nachricht erhalten, daß dieſer ſich nicht vierundzwanzig Stunden mehr halten könnte; er beſchloß darauf einen Verſuch zu wagen, und das engliſche Lager zu überfallen, da er die Uebergabe des Forts nicht ahnete. Man ließ die Feinde nahe anrücken, lockte ſie in einen Hinterhalt, und fiel ſodann über ſie her. Der Befehlshaber, 25 Europäer und 250 Sepoys wurden gefangen genommen, die andern warfen ihre Waffen weg, und flohen nach Chinglapet, wo ſie alles mit Beſtürzung erfüllten. Um dieſe zu nutzen, eilte Clive ſogleich dahin.

Dieſes Fort liegt 30 engliſche Meilen von Cobelong und 40 von Madras, nahe am Fluſſe Paliar: es wurde für ſehr feſt gehalten. Die öſtliche und nordliche Seite deſſelben wird durch ſumpfige Reißfelder, und die weſtliche durch einen großen See bedeckt. Unzugangbar von allen dieſen Seiten würde es unüberwindlich ſeyn, wenn nicht die ſüdliche Seite

Blößen

haber Kirjean konnte ſich nicht überreden, daß es aus Furcht geſchähe, ſein Onkel Dupleix aber hielt es dafür, und ſchickte ihm wiederholte Befehle zu, die Engländer zu verfolgen und ſie anzugreifen.

Dieſes war, was Lawrence wünſchte; er rückte ihnen entgegen, und es kam nahe bey Bahoor zu einem ſehr hitzigen Treffen, worin die Franzoſen gänzlich über den Haufen geworfen wurden. Wenn des Nabobs Cavallerie dem Befehle gemäß nachgehauen hätte, ſo würde faſt niemand davon gekommen ſeyn; allein dieſe, anſtatt die Flüchtlinge zu verfolgen, fiel ins feindliche Lager, um es zu plündern. Kirjean mit 13 Offiziers und 100 gemeinen europäiſchen Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, die Anzahl der Todten war noch größer. Die Engländer zählten 82 Todte und Verwundete. Die ganze Artillerie des Feindes nebſt aller Munition und Bagage fiel den Siegern in die Hände.

Dieſer Sieg ſchwächte die Franzoſen ſo ſehr, daß Dupleix gezwungen war, erſt weitere Verſtärkungen aus Europa zu erwarten, bevor er das geringſte im Felde ferner unternehmen konnte. Außer dieſem Vortheile erlangte man dabey noch einen andern, denn die Myſoren wurden dadurch abgehalten, ſich, ihrem Vorſatze gemäß, öffentlich für die Franzoſen zu erklären.

Die Engländer hatten kaum Tritchinapoly verlaſſen, als der Regent an ſeinem Entwurf arbeitete, ſich der Stadt durch Liſt zu bemächtigen; er ſparte dabey kein Geld, und bemühte ſich, 500 Mann von den beſten Truppen des Nabobs, die mit Feuerge-

ben n
ſch
ſegen
Fra
Auf
Fra
An
al
d
r
!

Wällen allein spazieren würde, erschießen sollten; r aber erhielt hievon Nachricht, wenig Stunden der Ausführung, und ließ sie in dem Hause ge- gen nehmen, wo sie sich mit ihren Waffen verbor- hatten. Einer war mürrisch, und sagte nichts; andre aber gestand alles, und zeigte an, daß sie ch drey Spießgesellen hätten, die am Thore des alasts auf des Nabobs Bruder lauerten, um ihn ich zu erschießen, wenn er bey dem durch des Com- mandanten Ermordung verursachten Tumult heraus- kommen würde. Diese Meuchelmörder aber entka- men. Der Regent läugnete alle Kenntniß von die- sem Mordplan, er bediente sich jedoch des Morari- row, um den Mördern Begnadigung zu verschaffen. Da die Freundschaft dieses marattischen Anführers von Werth war, so wurde sein Gesuch bewilligt, je- doch mußten sie zuvor die Hinrichtungsceremonie ausstehn; man führte sie in Gegenwart der ganzen Besatzung, die in Waffen stand, zum Richtplatze, und ließ sie vor der Mündung zweyer Kanonen anbin- den. Fünf Tage nachher kamen zwey Mysoren zu einem Offizier von den englischen Sepoys, der mit 180 Mann ein Thor besezt hatte, und versuchten ihn zu verführen; allein dieser Mann, ein alter ge- treuer Diener der Compagnie, nahm die Unterhänd- ler in Verhaft, und brachte sie zu Dalton. Ihre bey sich habenden Vollmachten waren von dem Re- genten unterzeichnet, daher sie nichts läugnen kon- ten, und den folgenden Tag hingerichtet wurden. Diese Execution that die Wirkung, daß der Regent keinen mehr von seinen Leuten dahin vermögen konnte,

ſich ähnlichen Geſchäften zu unterziehn. Er blieb aber nur wenig Tage ruhig, um mit Behutſamkeit einen tauglichen Mann zu ſuchen, und fiel endlich auf Poverio, einen Neapolitaner, der in der Stadt eine Compagnie Topaſſen in des Nabobs Dienſt commandirte, und oft die Wache bey den in Tritchinapoly befindlichen franzöſiſchen Gefangenen hatte. Dieſer Menſch handelte ſtark, und gieng daher faſt täglich ins Lager der Myſoren; dieſes gab dem Regenten Gelegenheit, mit ihm perſönlich zu reden. Er verſicherte Poverio, daß er außer der myſoreſchen Beſatzung noch einen ſtarken Anhang in der Stadt habe, und trug ihm große Belohnungen an, wenn er ſich mit ihnen vereinigen wollte. Der Neapolitaner machte ihn glauben, daß er nicht ſchwer zu gewinnen ſey, daß er aber zuvor ſeine Offiziers ſondiren müſſe. Sobald er nach der Stadt zurück kam, entdeckte er an Dalton das Vorgefallene. Er erhielt Befehl den folgenden Tag wieder ins Lager zu gehn, und ſich genau nach Vorſchrift zu richten; er betrug ſich dabey mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß er bald das völlige Zutrauen des Regenten gewann, und mit ihm einen ſchriftlichen Vergleich machte, dem das große Siegel von Myſore beygedruckt wurde. Er enthielt, daß Poverio für ſich 20,000 Rupien bekommen ſollte, desgleichen 3000, um Feuergewehr zu kaufen, womit er die franzöſiſchen Gefangenen bewaffnen müßte; dabey ſollte er ſich des weſtlichen Thors bemächtigen, vor welchem die Myſoren campirten, und eine rothe Flagge aufſtecken; auf dieſes Signal würde die ganze Armee in die Stadt rücken.

An dem zur Ausführung bestimmten Tage wurden alle vorhandene Kanonen aufs mysoresche Lager gerichtet, und 700 Europäer und Sepoys mußten sich mit Handgranaten in den Werken am westlichen Thore verbergen; die übrige Besatzung war auch unter Waffen, und das Blutbad würde entsetzlich gewesen seyn, wenn nicht des Nabobs Bruder aus Furcht der ganzen Unternehmung Einhalt gethan hätte. Er war nicht völlig sicher, daß der Versuch der Mysoren mißlingen würde, und schickte daher einen Abgeordneten, um dem Regenten Vorwürfe zu machen, und ihn zu benachrichtigen, daß man zu seinem Empfang bereit sey. Der Regent hielt sich nach dieser Entdeckung in der Nähe der Stadt nicht mehr sicher, und nahm deshalb bey Seringham sein Lager.

Das gegenseitige Mißtrauen vergrößerte sich täglich, obgleich die äußern Freundschaftsformen beybehalten wurden; denn der Regent schickte alle Tage einen seiner vornehmsten Befehlshaber ab, um sich nach des Capitain Daltons Gesundheit zu erkundigen, die Absicht aber dabey war Kundschaft einzuziehn. Da endlich die zur Ueberlieferung der Stadt festgesezten zwey Monate verflossen waren, sandte er vier vornehme Befehlshaber ab, um förmlich die Uebergabe zu fodern; Kirvodin Khan, des Nabobs Bruder, ein hochmüthiger großsprecherischer Mann, wenn keine Gefahr vorhanden war, fing hierauf an zu to-

[illegible] und [illegible]n Commissarien die Niederträchtigkeit

[illegible]rzuwe[illegible] ihnen den unterzeich-

[illegible]lten [illegible] Poverio vor, und

ſagte ihnen endlich geradezu, daß an keine Ueberlieferung der Stadt zu gedenken ſey; daß dem Regenten aber ſeine Kriegskoſten wieder erſtattet werden ſollten, ſobald die Finanzen des Nabobs dieſes erlauben würden.

Der Regent gab vor, durch dieſe Antwort ſehr beleidigt zu ſeyn, dennoch ſchickte er ſeinen Miniſter, um dem Nabob ſeine Rechnungen vorzulegen, wobey er erklärte, daß er alle Anſprüche auf Tritchinapoly aufgeben wollte, wenn ihm ſein Geld ſogleich bezahlt würde. Dieſe ſcheinbare Mäßigung hatte blos zur Abſicht, den Charakter des Nabobs herabzuſetzen, und die nachherigen Maaßregeln zu rechtfertigen; denn er kannte des Nabobs Lage zu wohl, um ſich vorzuſtellen, daß er fähig ſeyn würde, eine ſo große Summe zu bezahlen, die ſich nach den Rechnungen auf 8,500,000 Rupien belief.

Es war wenig Hoffnung vorhanden, dieſen Zwiſt zu ſchlichten, beſonders da Dupleix aus allen Kräften dagegen arbeitete. Da er wußte, daß die Maratten die Verlängerung des Kriegs wünſchten, ſo wandte er ſich beſonders an Morari-row, und ſchickte ihm beſtändig Briefe und Geſchenke. In dieſen Briefen ſtellte er die Engländer als ein zankſüchtiges Volk vor, das blos vom Handel lebte, mit der Kriegskunſt unbekannt wäre, und ganz unfähig ſey, ſich mit der ſo martialiſchen franzöſiſchen Nation im Felde zu meſſen, wobey er ihre bisherigen Siege ganz allein der Tapferkeit der marattiſchen Cavallerie zuſchrieb.

Morari-row befolgte den Plan des Dupleix, und überredte den Regenten ohne Mühe ein gleiches zu thun. Es wurden Gesandte nach Pondichery geschickt, wo man bald einen Tractat entwarf, und den Krieg beschloß. Dupleix versprach darin Tritchinapoly zu erobern, und es den Mysoren zu geben. Dem Bündniß zufolge ging Innis Khan mit 3000 Maratten von Seringham ab, um sich mit den Franzosen zu vereinigen; erst aber befahl ihm Morari-row zum Nabob ins Lager zu gehn, um etwas Geld von ihm zu erpressen, denn dieser Artikel ist von allen marattischen Entwürfen unzertrennlich. Dieses Corps machte kleine Märsche, um desto bequemer plündern zu können, und war ziemlich weit von der Küste entfernt, als sie von dem Treffen bey Bahoor hörten. Innis Khan, über diesen Sieg bestürzt, machte sogleich Halt, um weitere Befehle von Tritchinapoly zu erwarten. Diese waren den Umständen angemessen, und veranlaßten neue Scenen von List und Betrug. Innis Khan eilte zum Nabob zu stoßen, dem er über den leztern Sieg seine Freude bezeigte, und sich untröstlich anstellte, daß er nicht früher eingetroffen sey, um auch daran Theil nehmen zu können; und damit er desto leichter Geld vom Nabob erhalten möchte, schwur er ihm förmlich den Eid der Treue.

Der Major Lawrene hielt es nicht für rathsam, von der lezten Schlacht eher Vortheile zu ziehn, bis

er wüßte, was [illegible] ten für einen Entschluß erürden [illegible] nun aber mit ihm vereisi [illegible] n Ope [illegible], um

noch vor dem Regenwetter das Land zwiſchen Pondichery und dem Fluß Paliar zu unterwerfen. Der Nabob erſuchte deshalb die engliſch-indiſche Regierung, durch andre Truppen die beiden ſtarken an vorbeſagtem Fluß gelegnen Forts, Chinglapet und Cobelong, angreifen zu laſſen. Madras konnte nicht mehr als 200 europäiſche Rekruten liefern, die eben aus England angekommen wären, nebſt 500 neu angeworbenen Sepoys. Mit ſolchen Truppen konnte man wohl ſchwerlich ſtarke Forts belagern; auch durfte man nicht erwarten, daß ein Offizier von Ruf das Commando dabey übernehmen würde; Clive aber, deſſen militäriſches Leben ein beſtändiges Gewebe von Schwierigkeiten geweſen war, trug bey dieſer Gelegenheit ſeine Dienſte an, ſo ſchlecht auch damals ſein Geſundheitszuſtand war.

Der Marſch ging alſo den 10ten September mit vier ſchweren Kanonen nach Cobelong. Dieſes Fort liegt zwanzig engliſche Meilen von Madras nahe am Seeufer; es wurde von Anwar-odean Khan erbaut, dicht bey den Ruinen eines andern Forts, das der Compagnie von Oſtende gehört hatte. Die Franzoſen nahmen es 1750 durch Liſt in Beſitz. Ein Schiff warf hier Anker und gab Nothzeichen; man ſagte den Mohren, die ſich am Bord begaben, daß der größte Theil der Schiffsbeſatzung am Scorbut geſtorben ſey, und daß die übrigen auch umkommen würden, wenn man ihnen nicht ohne Verzug erlaubte ans Land zu kommen. Der Commandant des Forts bewilligte dieſes Geſuch, in der Hoffnung dafür gut bezahlt zu werden, worauf denn 30 Franzoſen, d

ſich krank anſtellten, aufgenommen wurden. Unter ihren Kleidern hatten ſie Waffen verborgen, womit ſie in der Nacht die Garniſon überwältigten, und ſich ſeitdem im Beſitz des Forts behauptet hatten. Jezt beſtand die Beſatzung aus 50 Europäern und 300 Sepoys.

Der franzöſiſche Commandant antwortete auf die Auffoderung, daß das Fort dem Könige von Frankreich gehöre, und daß, wenn die Engländer die geringſte Feindſeligkeit ausübten, ſo würde ſeine Nation es als eine Kriegserklärung anſehen; er hoffte daher, daß ſie ſich ſogleich zurück ziehn würden, im widrigen Fall aber wäre er nebſt ſeinen Leuten entſchloſſen, in der Breſche zu ſterben. Dieſe hochtönende Sprache war durch ſein Vertrauen auf eine Verſtärkung von 700 Sepoys und 40 Europäern veranlaßt, die Dupleix von Pondichery nach Chinglapet geſchickt hatte, mit Befehl, es koſte auch was es wolle, ſich in Cobelong zu werfen. Die Engländer errichteten eine Batterie, waren aber mit der größten Mühe auf ihren Poſten zu erhalten; auf den geringſten Lärm flohen ſowohl Europäer als Sepoys. Clive verſuchte anſtatt der Strenge ſie durch das Gefühl von Schande zu ihrer Pflicht zu führen, und brachte ſie auch durch ſein eigenes Beyſpiel dahin, daß ſie etwas Muth bekamen. Den dritten Tag hörte man von der Annäherung der franzöſiſchen Truppen von Chinglapet; da die Engländer ihnen aber gleich entgegen rückten, zogen ſie ſich eilfertig zurück. Am folgenden Morgen erhielt er zu ſeiner Verwunderung einen Trompeter vom Commandanten des

Forts, der sich auf Discretion zu ergeben erbot, wenn man ihm erlaubte, seine eigenen Effecten abzuführen. Dieses wurde ihm willig zugestanden, und in wenig Stunden waren die Engländer im Besitz des Orts. Die Effecten des Befehlshabers bestanden in einer großen Anzahl indischer Hähne, und in einer Menge Tabak, beides Artikel, womit er Handel trieb. Außer den Kanonen auf den Wällen fand man noch 58 von dem größten Caliber, die man bey der Einnahme von Madras erbeutet hatte.

Man entdeckte den folgenden Morgen feindliche Truppen, die sich näherten. Der Commandant in Chinglapet hatte von dem in Cobelong den Tag zuvor Nachricht erhalten, daß dieser sich nicht vierundzwanzig Stunden mehr halten könnte; er beschloß darauf einen Versuch zu wagen, und das englische Lager zu überfallen, da er die Uebergabe des Forts nicht ahnete. Man ließ die Feinde nahe anrücken, lockte sie in einen Hinterhalt, und fiel sodann über sie her. Der Befehlshaber, 25 Europäer und 250 Sepoys wurden gefangen genommen, die andern warfen ihre Waffen weg, und flohen nach Chinglapet, wo sie alles mit Bestürzung erfüllten. Um diese zu nutzen, eilte Clive sogleich dahin.

Dieses Fort liegt 30 englische Meilen von Cobelong und 40 von Madras, nahe am Flusse Paliar: es wurde für sehr fest gehalten. Die östliche und nordliche Seite desselben wird durch sumpfige Reißfelder, und die westliche durch einen großen See bedeckt. Unzugangbar von allen diesen Seiten würde es unüberwindlich seyn, wenn nicht die südliche Seite

Blößen

Blößen gäbe, wo das Erdreich hoch iſt. Der in- 1752
diſche Ingenieur, der das Fort anlegte, ſcheint eine
größere Kenntniß ſeiner Kunſt gehabt zu haben, als
man bey ſeinen Landsleuten gewöhnlich antrifft, wel-
ches die Wahl des Grundes und die kluge Vertheil-
lung der Feſtungswerke beweiſen. Die Beſatzung
beſtand damals aus 40 Europäern und 500 Sepoys.
Man beſchoß das Fort einige Tage lang, allein es
waren noch große Schwierigkeiten zu überſteigen, als
der Commandant zu capituliren verlangte; er erbot ſich
zur Uebergabe wenn man der Garniſon einen freyen
Abzug erlauben wollte. Clive räumte dieſes ein, und
nahm das Fort in Beſitz. Durch die Eroberung
dieſer beiden Oerter wurde dem Nabob das ganze
Land zwiſchen Sadras und Arcot unterwürfig gemacht.
Auf ſein Anſuchen aber ſprengte man die Feſtungs-
werke von Cobelong.

Die Geſundheit des Capitain Clive nahm nach
dieſer Expedition täglich mehr und mehr ab, daher
er nach England zurückzugehn beſchloß. Er verließ
Madras im Anfange des folgenden Jahrs mit dem
allgemein anerkannten Ruhme, der erſte geweſen zu
ſeyn, deſſen Beyſpiel ſeine Landsleute aus ihrer
Schlafſucht erweckte, worin ſie vor der Belagerung
von Arcot wie betäubt lagen, und der durch eine
ununterbrochene Reihe glücklicher Unternehmungen
mehr als irgend ein andrer Offizier beygetragen hatte,
den Ruhm der engliſchen Waffen in Indien empor
zu bringen.

1752 Dieſer Ort gehörte zu dem Gouvernement des Tuckea-ſaheb, der eben ſo wie Chunda-ſaheb und Moriz-Ally eine Schweſter des Nabobs Subder-ally geheurathet hatte. Die Wittwe dieſes unglücklichen Fürſten nebſt ſeinem einzigen Sohne, Ally-Doaſt Khan, reſidirte mit Tuckea-ſaheb im Fort. Man glaubte, daß ein mit ſo viel Prätendenten angefüllter Ort mit dem größten Nachdruck angegriffen werden würde; allein der Nabob hatte einen ſo großen Geldmangel, daß er lieber dem Anerbieten des Tuckea-ſaheb Gehör gab, die Stadt und das Fort zu ranzioniren. Während man aber die Artikel entwarf, wurde durch einen Zufall eine Kanone im Fort abgefeuert, deren Kugel ins Lager fiel. Die Sepoys, die ohnehin wegen der vereitelten Hoffnung zu plündern uuzufrieden waren, bedienten ſich dieſer Gelegenheit, die Unterhandlung abzubrechen. Unter dem Vorwande die Beleidigung zu rächen, ſtürzten ſie in die Stadt ein, und fielen in die Häuſer, wo die armen Bewohner keinen Widerſtand thun konnten. Tuckea-ſaheb, der die Urſache dieſer jählingen Wuth nicht wußte, hielt es für Verrätherey, und ließ daher aus dem Fort auf die Stadt feuern. Dieſes war das Signal zu weitern Feindſeligkeiten; die Engländern warfen Bomben aufs Fort, die Beſatzung hingegen machte einen guten Gebrauch von ihren Kanonen, bis man ſich endlich den folgenden Tag verglich. Die Ranzionsgelder wurden auf 300,000 Rupien feſtgeſezt, und noch den nämlichen Tag bezahlt.

Die Maratten waren mittlerweile beſtändig herumgeſchweift, um Feinde und Freunde zu plündern,

wofür ſie noch überdem Bezahlung erwarteten, weil 1752
ſie durch eine förmliche Vereinigung mit des Nabobs Feinden noch mehr Schaden hätten anrichten können.

Die Armee marſchirte nun von Vandiwaſch nach Trivadi zurück, wo ſie während dem Regenwetter cantoniren wollte. Dieſes fiel den 31ſten Oktober ein mit dem entſetzlichſten Orkan, den man hier je erlebt hatte. Der Regen ſezte in wenig Tagen das ganze Land unter Waſſer und verurſachte ſo viel Krankheiten unter den Truppen, daß dieſe gezwungen waren, den 15ten November nach dem Fort St. David zurück zu gehen. Da hier nur blos für die Engländer Raum war, ſo gingen faſt alle Soldaten des Nabobs nach Hauſe, um nicht in dieſer Jahreszeit im Felde zu bleiben.

Indeſſen hatte ſich der Regent in Seringham von der Beſtürzung erholt, die durch die Niederlage von Bahoor veranlaßt worden war; kaum hörte er alſo, daß die Engländer die Winterquartiere bezogen hätten, ſo ſchickte er den Morari-row mit allen ſeinen Maratten nach Pondichery, nur 500 behielt er bey ſich; auch Innis Khan verließ mit ſeinen Maratten den Nabob, nachdem er vorher etwas von den Ranzionsgeldern in Vandiwaſch von ihm erpreßt hatte. Dupleix verſprach europäiſche Soldaten nach Seringham zu ſenden; um nun bis zu deren Ankunft ſicher zu ſeyn, gab der Regent vor, daß er an keinen Krieg [illegible], und Mor[illegible]n blos wege[illegible] vorgefa[illegible]akeit verla[illegible]tet dieſe[illegible]her

1752 ließ er keine Lebensmittel nach Tritchinapoly paſſiren. Die Wirkung dieſer Feindſeligkeit wurde bald gefühlt, und veranlaßte die Regierung zu Madras, ihn nunmehr als einen erklärten Feind zu behandeln.

Dieſem Entſchluſſe zufolge nahm Dalton ſeine Maaßregeln. Er marſchirte in der Nacht vom 23ſten December aus Tritchinapoly, und erreichte, ohne entdeckt zu werden, das feindliche Lager, wo er alles ſchlafend fand, ſogar die Vorpoſten, die mit Bajonetten niedergeſtoßen wurden. Das Geſchrey verbreitete ſich allenthalben, und ſämtliche Truppen retteten ſich mit der Flucht. Der Regent befand ſich in der großen Pagode, und hätte wahrſcheinlich den Engländern nicht entrinnen können, wenn dieſe nur mit einer Petarde verſehn geweſen wären; ein Umſtand, der ſogleich den Krieg geendigt haben würde. Dalton erlaubte ſeinen Soldaten alles aus dem verlaſſenen Lager mitzunehmen, was ſie nur bequem fortbringen konnten, und kehrte ſodann nach der Stadt zurück. Dieſen Abzug nutzten die Feinde; ſie fanden ſich wieder in ihrem Lager ein, brachen die Zelter ab, und rückten alle in die Pagode. Dieſes bewies hinreichend ihre Furcht; da jedoch ihr fernerer Aufenthalt in dieſer Gegend die Einwohner abhalten mußte, Lebensmittel nach Tritchinapoly zu bringen, ſo beſchloß Dalton die Pagode zu bombardiren.

Man warf am Ufer des Caveri eine ſtarke Verſchanzung auf, und beſezte ſie mit Kanonen. Die Feinde blieben anfangs ruhig, berauſchten ſich aber

dichery zu kommen, ſobald er die Reiſe ohne Gefahr 1753
thun könnte. Mittlerweile langten 50 Franzoſen in Velore an, und mit ihrer Beyhülfe formirte er eine Verſchwörung unter den franzöſiſchen Gefangenen in Arcot, um die daſige engliſche Beſatzung zu überwältigen, die nur ſchwach war. Man ſchöpfte aber in Zeiten Verdacht, und ſchickte den größten Theil der Gefangenen im December nach Chinglapet. So endigte ſich das Jahr 1752 im Carnatick.

Im Januar 1753 rückten die Franzoſen ins Feld mit 560 Europäern, 2000 Sepoys und 4000 Maratten, die Morari-row anführte. Sie vermieden mit den Engländern zum Treffen zu kommen, die 700 Europäer, 1000 Sepoys und 1500 Mann vom Nabob zuſammengeraffte Cavallerie ſtark waren. Die Maratten konnten jedoch nicht ruhig ſeyn, und wagten kühne Angriffe auf die Batterien, die aber fruchtlos waren und viel Blut koſteten. Bey einem derſelben blieben über hundert Maratten. Morari-row warf den Franzoſen nach ſeiner Rückkunft ins Lager ihre Feigherzigkeit vor, weil ſie ihn gar nicht unterſtützt hatten. Dennoch fuhr er fort den Engländern allen nur möglichen Abbruch zu thun, und beſonders alle Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern. Der Mangel im engliſchen Lager nöthigte den Major Lawrence mit allen ſeinen Truppen beſtändig auf dem Marſch zu ſeyn, um die Convoys vom Fort St. David ſelbſt zu eſcortiren. Dieſe Märſche waren ſo mühſam und gefährlich, daß, wenn die Franzoſen ſich ſo thätig als die Maratten gezeigt hätten, eine Niederlage der Engländer unfehlbar geweſen wäre.

1753 von 150,000 Mann. Zu gleicher Zeit fielen auch die marattischen Feldherren Balagerow und Ragoges Bensola mit 100,000 Maratten in Golconda ein. Salabad-jing und Bussy befanden sich in dieser Hauptstadt, als sie von der Annäherung dieser Heere Nachricht erhielten. Sie rückten sogleich mit ihrer ganzen Macht ins Feld, und trafen bey Bedor, einer alten festen Stadt, die Maratten an. Während diesem Marsch hatte Gazi-odin Khan, ohne Widerstand, Aurengabad eingenommen. Er führte einen französischen Wundarzt, Namens Volton, mit sich, der lange Zeit Leibarzt des Großen-Moguls gewesen war. Diesen Mann schickte Gazi-odin Khan nach Pondichery, als einen Gesandten und Bevollmächtigten des Kaisers, um Dupleix viele Vortheile anzubieten, wenn er die französischen Truppen von Salabad-jings Heere zurückrufen wollte. Als einen Beweis dieses Auftrags zeigte Volton ein Blanket mit dem großen Reichssiegel bezeichnet. Salabad-jing, um alle Unterhandlungen und Besorgnisse auf einmal zu endigen, nahm die sicherste Maaßregel; er beredte seine Mutter, die sich in Aurengabad befand, seinen Bruder, der ihr Stiefsohn war, zu vergiften. Dieses that sie, indem sie ihm eine Speise schickte, die sie mit nur zu vieler Wahrheit versicherte selbst zubereitet zu haben. Nach seinem Tode ging der größte Theil seiner Armee aus einander, einige Truppen aber stießen zu den Maratten bey Beder.

So groß auch die Furcht des Salabad-jing bisher gewesen war, so verstellte er sich doch, und behauptete mit einem ohnmächtigen Feinde und Betrü-

ger zu thun zu haben, weil er allein der wahre Su- 1753
bah ſey. Er ſchickte auch gleich nach Gazi-odin Khan Tode einen eignen Geſandten nach Pondichery, der ebenfalls vorgab vom Großen-Mogul zu kommen, und Patente und Siegel aufzeigte, wodurch, dem Verſprechen des Salabad-jing gemäß, Dupleix vom Kaiſer als Nabob aller ſüdwärts vom Kriſtna Fluß gelegenen Länder beſtätigt wurde. Der Abgeordnete ward mit großem Pomp und Ehrfurcht empfangen, und die Beſtallungsbriefe durch die ganze Provinz bekannt gemacht.

Dieſer Titel indeſſen, ſo groß er auch war, verſchaffte Dupleix doch kein Geld, das in den indoſtaniſchen Kriegen mehr Dienſte thut, als alle Titel und Würden; denn die Einkünfte, die Salabad-jing in Aurengabad bezog, wurden alle auf das große Heer verwandt, das er unterhalten mußte; die Truppen des Buſſy allein koſteten ihm jährlich 400,000 Pf. St. In Pondichery war der Mangel eben ſo groß; denn obgleich viele Statthalter im Carnatick zur Unterſtützung des Chunda-ſaheb ohne Zwang alles beygetragen hatten, ſo hörte doch dieſer Eifer mit ſeinem Tode auf, da ſie die Unfähigkeit ſeines Sohnes Raja-ſaheb kannten, der in jedem Betracht unvermögend war einen Krieg fortzuſetzen, in welchem ſein Vater mit allen ſeinen Talenten hatte unterliegen müſſen. Ueberdem in dieſer Anarchie und Verwirrung, wo die Autorität keines Fürſten ſich weiter erſtreckte, als ſein Schwert reichen konnte, eignete ſich jeder Statthalter und Befehl[illegible]ſte, die er nur zuſammentreiben k[illegible]gleich alſo

1753 Dupleix's Würde von allen anerkannt war, die Mohomed-Ally nicht wohl wollten, ſo war dennoch ſeine Gewalt nur auf die Diſtricte zwiſchen Pondichery und Gingee eingeſchränkt, und dieſe brachten jährlich nicht mehr als 50,000 Pf. St. ein. Die franzöſiſche Compagnie, die noch keine wirklichen Vortheile von allen dieſen Kriegen und Unterhandlungen gehabt hatte, ſchickte nicht mehr Geld nach Indien, als zu ihrem Handel nöthig war, und zwar mit ausdrücklichem Befehl, daß es zu keinem andern Zweck gebraucht werden ſollte.

Dieſe nachtheiligen Umſtände würden wahrſcheinlich die Franzoſen dahin gebracht haben, nach dem Verluſt bey Seringham, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, wenn Dupleix nicht in ſeinem Charakter eine höchſt ſeltne Beharrlichkeit gehabt hätte, wogegen alles, ſelbſt ſein eignes Vermögen, nicht in Betrachtung kam. Er war ſo großmüthig geweſen, von ſeinen eignen erworbenen Reichthümern die erſtaunliche Summe von 140,000 Pf. St. vorzuſchießen, und fuhr fort noch mehr herzugeben. Da jedoch dieſe Aufopferung bey der Unfähigkeit des Raja-ſaheb nicht angewandt war, ſo beſchloß er ihn zu nöthigen, auf den Nabobs-Titel Verzicht zu thun, und ihn ſodann einer andern Perſon zu übertragen, von deſſen Reichthum und Verbindungen ſich mehr erwarten ließe. Seine Wahl fiel auf Mortiz-ally von Velore, gegen den er ſich entdeckte, und ihm von allen Unterhandlungen mit den Maratten und Myſoren Nachricht gab. Dieſer Statthalter nahm den Auftrag willig an, warb Truppen, und verſprach nach Pon-

und räumte ihm dagegen ſo wenig Vortheile und Ge- 1753
walt ein, daß er wohl einſahe, eine Nabobſchaft unter ſolchen Bedingungen ſey weniger werth, als der unabhängige Beſitz ſeiner Statthalterſchaft von Velore. Er fürchtete indeſſen, daß ihn Dupleix als Gefangener in Pondichery behalten würde, wenn er ſeine wahren Geſinnungen entdeckte, und verſtellte ſich daher. Dupleix war aber zu ſcharfſichtig, um ſich hintergehn zu laſſen, dabey aber viel zu klug ſich der Perſon des ſogenannten Nabobs mit Gewalt zu bemächtigen, weil er durch eine ſolche Verletzung von Treue und Glauben allen Credit bey Freunden und Feinden verlieren würde. Er ließ daher Mortiz-ally ruhig abziehn, der mit dem Verſprechen, in der Provinz Arcot den Krieg fortzuſetzen, Pondichery im März verließ, überzeugt, daß er zum erſtenmale in ſeinem Leben einen liſtigern Mann, als er ſelbſt ſey, angetroffen habe.

Lawrence hatte mittlerweile eine Verſtärkung von 200 Europäern erhalten, und verſuchte nun, der Unthätigkeit überdrüſſig, das franzöſiſche Lager zu ſtürmen; er fand aber daſſelbe bey der Annäherung ſo feſt, und mit Redouten, tiefen Graben und einer zahlreichen Artillerie ſo wohl verſehn, daß er ſeinen Vorſatz aufgab, und einen andern Operationsplan entwarf. Er wollte den Krieg in eine andere Gegend hinſpielen, um die Franzoſen aus ihren unbezwingbaren Verſchanzungen zu locken; es war aber nicht leicht zu beſtimmen, wohin man ſich wenden ſollte. Eine ganz unerwartete Nachricht von Tritchinapoly entſchied auf einmal die Schwierigkeit.

1753 Dupleix's Plan aber war vorzüglich die Eroberung von Trichinapoly zu befördern, und daher den Krieg an der Seeküste so lang als möglich aufzuhalten, damit die Myſoren ungeſtört die Blokade der Stadt fortſetzen könnten. Er gab daher den Truppen am Fluß Pannar Befehl, blos defenſive zu agiren, und ihre Verſchanzungen zu verſtärken, die denn auch bald einer regelmäßigen Feſtung ähnlich waren. Da es den Engländern ſehr an Reiterey fehlte, ſo wurde der König von Tanjore erſucht, ihnen Cavallerie zu ſchicken. Er verſprach es auch, behielt ſie aber zurück, da ihn die Maratten ſelbſt mit einem Einfall in ſein Land bedrohten. Dieſer Umſtand hielt den Major Lawrence in Unthätigkeit. Nach den Vorurtheilen in Indoſtan wird ſowohl dieſe als ein Rückzug nie der Klugheit zugeſchrieben, ſondern der Theil, der zu ſiegen aufhört, wird ſeinem Untergange nahe gehalten. So waren die Begriffe von der Armee bey Trivadi, die Dupleix ſich ſorgfältig zu verbreiten bemühete. Mortiz-ally bekam dadurch Muth, und marſchirte mit ſeinen Truppen nach Pondichery, wo er 50,000 Pf. St. zur Führung des Kriegs hergab, und dafür mit großen Ceremonien und öffentlichen Freudensbezeigungen zum Nabob von Carnatick ausgerufen wurde.

Dieſe ſeine Freude aber dauerte nicht lange. Man verlangte, er ſollte ſo wie Chunda-ſaheb an der Spitze der Armee erſcheinen, allein dawider hatte er eine natürliche Abneigung. Ferner, da die Capitulationspunkte ſeiner Regentſchaft entworfen wurden, verlangte man von ihm ſo viel Geld und Soldaten,

Der Mangel an Reiterey war bisher bey des 1753
Nabobs Angelegenheiten die größte Hinderniß gewesen. Man beschloß daher abermals dem König von Tanjore darum anzuliegen, und um ihn allenfalls durch Furcht dazu zu bringen, so sollte der Marsch nach Tritchinapoly durch seine Staaten geschehn. Die Armee rückte ein, und ging über den Coleroon, wo sich denn Succojee, des Königs Premierminister, bald einfand, um den Nabob und den Major Lawrence im Namen seines Herrn zu komplimentiren. Der König kam ihnen selbst unweit seiner Hauptstadt mit großer Pracht entgegen, in Begleitung von 3000 Reitern und 200 Elephanten mit reichgestickten Decken. Er schien überzeugt zu seyn, daß es sein Interesse verlange, den Nabob zu unterstützen, und befahl daher seiner Cavallerie, mit den Engländern nach Tritchinapoly zu marschiren. Den folgenden Tag aber, nachdem sie nur einige Meilen mitgezogen waren, verließen sie die Armee schleunig, jedoch mit dem Versprechen sich bald wieder einzufinden.

Dalton war in dieser Zwischenzeit in Tritchinapoly nicht unthätig gewesen. Ein Theil des feindlichen Heers wurde von Virana commandirt, den Dalton Gelegenheit gehabt hatte genau kennen zu lernen. Seine Kriegstalente waren sehr geringe, überdem war er äußerst furchtsam, besonders in der Nacht, daher der englische Befehlshaber nicht zweifelte, ihn durch häufiges Allarmiren in seinem eignen Lager dahin zu bringen, keine Truppen mehr zur Hemmung der Zufuhr auszusenden. Dieser Anschlag gelang. Eine nächtliche Kanonade ins feindliche Lager sezte

1753 Dalton, dem alle Zufuhr in die Stadt abgeſchnitten war, und die größte Noth in der Folge befürchtete, hatte oft den Statthalter Kiroodin Khan wegen dem Vorrath der noch vorhandenen Lebensmittel befragt, der ihm beſtändig mit großer Zuverſicht betheuerte, daß er ſo viel hätte, um die Beſatzung vier Monat lang zu ernähren. Da ſich noch manche Zufuhren, trotz der Wachſamkeit der Feinde, in die Stadt ſchlichen, wurden die Magazine nicht ſehr angegriffen; ſobald aber die Myſoren, wie oben gemeldet, ihre Armee in zwey Läger vertheilten, hörte alle Zufuhr gänzlich auf. Nunmehr beſtand Dalton darauf, die Magazine zu unterſuchen, da ihm denn Kiroodin Khan zu ſeinem Erſtaunen meldete, daß er den zeitherigen Mangel benutzt habe, um den Vorrath an die Einwohner von Tritchinapoly zu einem hohen Preiß zu verkaufen, in der Hoffnung Gelegenheit zu finden, den Abgang wieder zu erſetzen; wobey er frey geſtand, daß alles übrig gebliebene höchſtens für funfzehn Tage zureichen würde; ein Zeitraum, in welchem die Armee bey Trivadi kaum dieſe Nachricht erhalten und der Stadt zu Hülfe kommen konnte. Klagen und Vorwürfe waren vergebens, denn das Uebel war geſchehn. Es wurde ſogleich ein Bote an Major Lawrence mit dieſer beunruhigenden Neuigkeit abgefertigt, der den 20ſten April um zehn Uhr des Nachts anlangte, und mit Tagesanbruch ging der Marſch auch ſchon fort. Lawrence ließ 150 Europäer und 500 Sepoys in Trivadi zur Beſatzung zurück, und mit den übrigen Truppen marſchirte er nach dem Fort St. David, um dort erſt die nöthigen Bedürfniſſe zuſammenzubringen.

Der Mangel an Reiterey war bisher bey des 1753
Nabobs Angelegenheiten die größte Hinderniß gewesen. Man beschloß daher abermals dem König von Tanjore darum anzuliegen, und um ihn allenfalls durch Furcht dazu zu bringen, so sollte der Marsch nach Tritchinapoly durch seine Staaten geschehn. Die Armee rückte ein, und ging über den Coleroon, wo sich denn Succojee, des Königs Premierminister, bald einfand, um den Nabob und den Major Lawrence im Namen seines Herrn zu komplimentiren. Der König kam ihnen selbst unweit seiner Hauptstadt mit großer Pracht entgegen, in Begleitung von 3000 Reitern und 200 Elephanten mit reichgestickten Decken. Er schien überzeugt zu seyn, daß es sein Interesse verlange, den Nabob zu unterstützen, und befahl daher seiner Cavallerie, mit den Engländern nach Tritchinapoly zu marschiren. Den folgenden Tag aber, nachdem sie nur einige Meilen mitgezogen waren, verließen sie die Armee schleunig, jedoch mit dem Versprechen sich bald wieder einzufinden.

Dalton war in dieser Zwischenzeit in Tritchinapoly nicht unthätig gewesen. Ein Theil des feindlichen Heers wurde von Virana commandirt, den Dalton Gelegenheit gehabt hatte genau kennen zu lernen. Seine Kriegstalente waren sehr geringe, überdem war er äußerst furchtsam, besonders in der Nacht, daher der englische Befehlshaber nicht zweifelte, ihn durch häufiges Allarmiren in seinem eignen Lager dahin zu bringen, keine Truppen mehr zur Hemmung der Zufuhr auszusenden. Dieser Anschlag g
Eine nächtliche Kanonade ins feindliche Lage

1753 den Virana in ſolche Beſtürzung, daß er in der größten Verwirrung am folgenden Morgen aufbrach, und ſogar eine Menge Reiß und andre Lebensmittel zurück ließ. Er vereinigte ſich mit der andern Armee in Seringham, und nun wagten die Landleute von neuem die Stadt mit den nöthigen Bedürfniſſen zu verſorgen.

Lawrence traf endlich den 6ten May in Tritchinapoly ein, allein die engliſchen Truppen waren auf dem Marſch bey der großen Hitze ſo ſehr geſchmolzen, daß außer den Todten und Kranken, die man nach dem Fort St. David und Devi-Cotah zurück geſchickt hatte, noch über hundert Mann zum Dienſt untauglich waren; auch war die Deſertion ſehr ſtark geweſen, beſonders unter den Schweizern, die Truppweiſe davon liefen. Alle Truppen beſtanden daher mit Inbegriff der Beſatzung von Tritchinapoly jezt nur in 500 Europäern, 1000 Sepoys, und 3000 Reitern.

Dupleix hatte mittlerweile 200 Europäer und 500 Sepoys zu den Myſoren ſtoßen laſſen. Lawrence erlaubte ſeinen Soldaten nur drey Tage Ruhe; er beſchloß den Feinden eine Schlacht anzubieten, und wenn ſie es ausſchlügen, ihr Lager zu kanoniren und Seringham zu bombardiren. Des Nabobs Reiterey, die lange keinen Sold erhalten hatte, wollte keinen Antheil an dieſer Expedition nehmen, daher die Infanterie allein marſchiren mußte. Die Ufer der Inſel waren mit myſoreſchen Truppen bedeckt, welche die Landung hindern wollten; ſie wurden aber bald auseinander geſprengt, und zogen ſich nach der Pa-

dor-

gode zurück, bis die Maratten zu ihrer Unterstützung 1753
erschienen; diesen folgten die Franzosen unter Anführung eines sehr geschickten Offiziers, Namens Astruc, da denn die Engländer nach einem hartnäckigen Gefecht genöthigt waren wieder abzuziehn.

Die Fähigkeit des französischen Befehlshabers war bey diesem Vorfall so auffallend gewesen, daß Lawrence wenig Hoffnung hatte, die Feinde aus der Pagode zu vertreiben, daher er seine ganze Sorgfalt auf die Proviantirung von Tritchinapoly einschränkte. Er schickte sowohl an den König von Tanjore als nach Tondimans Land Abgeordnete, um Proviant einzukaufen; allein der Regent von Mysore verhinderte es in beiden Ländern, indem er durch seine Agenten vorstellen ließ, daß, sobald Tritchinapoly mit gefüllten Magazinen versehn wäre, die Engländer gewiß sogleich nach dem Carnatick marschiren und ihre Bundsgenossen der Rache der Mysoren überlassen würden, die denn auch unfehlbar diesen Beystand schrecklich ahnden dürften. Diese Vorstellungen waren ganz dem Genie der Indier gemäß; denn diese Nation hat keine Begriffe von Dankbarkeit, und erwartet daher diese Tugend auch nicht bey andern zu finden. Da sie gewohnt sind, gethane Versprechungen nicht zu achten, sobald sie ihren Endzweck erreicht haben, so glaubten sie auch gar nicht den Versicherungen des Major Lawrence, der ihnen aufs feyerlichste zusagte, sich nicht eher von Tritchinapoly zu entfernen, bis er die Sicherheit ihrer Länder gesorgt hätte. Der [illegible] fügte zu [illegible] Drohungen Geschenke, und erk[illegible] unter and[illegible]n Ministern Accoyee,

Erster

1753 der den König von Tanjore gänzlich beherrſchte. Um jedoch den ungewiſſen Folgen des Kriegsglücks vorzubeugen, entſchuldigte ſich der König aufs beſte, und behauptete, daß ihm die Feinde ſchon an 100,000 Pf. St. Schaden zugefügt hätten, dennoch wollte er nach der Aernte den Engländern alle nur mögliche Hülfe leiſten. Auf dieſe Weiſe ſchlugen alle Maaßregeln die Magazine anzufüllen fehl, ja man hatte große Mühe, nur ſo viel Proviant zu verſchaffen, als die Truppen in der Stadt zu ihren täglichen Bedürfniſſen brauchten.

Durch die Bravour der Maratten, die beſtändig herumſchweiften, verloren die Engländer einige feſte Plätze, die nicht ſtark beſezt waren. Zu dieſem Unglück kam noch, daß die Anarchie immer weiter um ſich griff. Viele kleine Befehlshaber in den Diſtricten warfen ſich zu Statthaltern auf, und gaben vor von Dupleix und Morari-row bevollmächtigt zu ſeyn, überall Contributionen zu erheben, und Gewaltthätigkeiten auszuüben. Mortiz-ally ſelbſt, da er hörte, daß Tritchinapoly ſich in ſolcher Noth befände, faßte Muth, und hoffte ſeine von Dupleix erhaltene Nabobswürde behaupten zu können; er rückte daher mit 4000 Mann ins Feld, und ließ alle in der Nähe von Arcot liegende Dörfer ausplündern.

Die Feinde verließen endlich Seringham, gingen über den Caveri, und lagerten ſich in der Ebene. Ihre Macht beſtand jezt aus 450 Europäern, 1500 wohl diſciplinirten Sepoys, 8000 myſoreſchen Reitern, 3500 Maratten, 1200 Topaſſen und Sepoys im Dienſt des Regenten, und 15000 Peons, die

theils mit Feuergewehr, theils mit Schwertern, Bogen 1753
und Pfeilen, Piken, Keulen u. ſ. w. bewaffnet wa-
ren. Lawrence hatte nicht mehr als 500 Europäer
und 2000 Sepoys, denn die Cavallerie des Nabobs
fuhr fort ihre Dienſte durchaus zu verſagen, bis ihr
rückſtändiger Sold bezahlt ſeyn würde. Eine kleine
Unpäßlichkeit vermochte Lawrence ſich nach der Stadt
zu begeben. Durch ein Verſehn des engliſchen In-
terims-Befehlshabers blieben in ſeiner Abweſenheit
einige wichtige Anhöhen unbeſezt; die Feinde nuzten
dieſen Fehler, nahmen davon Beſiz, und ſchnitten
abermals alle Zufuhr ab. Ihre ſehr vortheilhafte
Poſition und die Stärke ihres Heers machten einen
Angriff auf ihr Lager unausführbar. Indeſſen war
es augenſcheinlich, daß, ohne ſie zu vertreiben, weder
die Engländer im Felde, noch die Beſatzung von
Tritchinapoly lange aushalten könnte. Dieſe üble
Lage erzeugte eine ſtarke Deſertion unter den engli-
ſchen Truppen. Die Muthigſten fingen an die Hoff-
nung zu verlieren, und ſahen es als das einzige Ret-
tungsmittel an, die Stadt zu verlaſſen, um dem Hun-
gertode zu entgehn.

Die Feinde, die ſich auf ihre groſſe Anzahl ver-
ließen, wünſchten ein Treffen, um den Krieg auf
einmal zu endigen; und die aufs äußerſte gebrachten
Engländer waren auch entſchloſſen, bevor ſie einen
Rückzug unternähmen, einen kühnen Verſuch zu wa-
gen, den nur ihre verzweifelte Lage rechtfertigen konnte.
Die Franzoſen ſtaunten, [illegible] ſich von einer Handvoll
Leute angegr[illegible] ſahen, die [illegible] alle Reiteren anrück-
ten, und ſich [illegible] der zahlr[illegible]

1753 myſoreſchen Cavallerie in der Ebene bloßſtellten. Vermöge der vortreflichen Diſpoſition des Lawrence und der außerordentlichen Tapferkeit der Engländer, trieb man die Franzoſen zurück, und vereitelte alle Anfälle der verwegenen Reiter, die mit ihrer ganzen Macht andrungen, und ſchaarenweiſe fielen. So wurde Tritchinapoly gerettet durch einen Sieg, der ſelbſt das Erſtaunen der Engländer erregte. Wären ſie unthätig geblieben, ſo würde die Stadt in wenig Tagen verloren gegangen ſeyn, und eben dieſen Erfolg hätte auch ihre Niederlage gehabt, daher Lawrence ſehr klug handelte, wegen einem ſo wichtigen Gegenſtand alles zu wagen.

Unter den Feinden entſtunden Mißhelligkeiten nach dem Treffen, da eine Völkerſchaft der andern den übeln Erfolg zur Laſt legte. Die ſämtlichen Truppen hielten ſich in ihrem Lager ruhig, erſchienen bey Tage ſelten in der Ebene, und des Nachts nie. Dieſe Muthloſigkeit benutzten die Engländer, um eine Convoy nach Tritchinapoly zu bringen, wodurch die Stadt auf 50 Tage mit Proviant verſehn wurde. Da nun dieſe große Abſicht erreicht war, beſchloß Lawrence nach Tanjore zu marſchiren, um den König des Landes zu bewegen, die ſo nöthige Cavallerie herzugeben; er ſchmeichelte ſich, daß die Erſcheinung der Armee und ihre erkämpften Vortheile dies Anſuchen jezt erleichtern würden. Die Gegenwart des Nabobs war zu dieſer Unterhandlung nothwendig, und er bereitete ſich auch zur Abreiſe, als ſeine mißvergnügten Truppen den Abend vorher den Palaſt beſtürmten, und erklärten, daß ſie ihn nicht weglaſſen würden, bis er

ihnen den rückſtändigen Sold bezahlt hätte. Alle 1753
Vorſtellungen waren fruchtlos, ob man ihnen gleich begreiflich zu machen ſuchte, daß ſeine Reiſe nach Tanjore das Mittel ſey, wodurch ſie hoffen könnten bezahlt zu werden. Sie blieben unbeweglich und drohten Gewalt zu brauchen. Dalton ſchickte die Nachricht von dieſem Vorfall ins Lager, worauf Lawrence 200 Europäer commandirte, die durch die Aufrührer durchbrachen, in den Palaſt eindrangen, den Nabob glücklich herausholten und in einem Palankin ins Lager brachten. Die Mißvergnügten unterſtanden ſich nicht den geringſten Widerſtand zu thun; auch that man ihnen nichts zu Leide; denn obgleich ſolche Auftritte unter ſehr civiliſirten Völkern als Rebellion und Hochverrath angeſehn werden, ſo betrachtet man ſie in Indoſtan nur als gemeine Vorfälle, wo es ſchwer zu entſcheiden iſt, ob der Fürſt oder die Truppen Unrecht haben. Gewiß iſt es, daß der Nabob diesmal kein Geld hatte, und daß die Engländer jezt ſchon zwey Jahre lang die Kriegskoſten für ihre Truppen hatten hergeben müſſen; ſonſt aber iſt es die Maxime aller Fürſten in Indien, ſie mögen noch ſo reich ſeyn, ihre Heere in rückſtändigem Sold zu halten, damit die Soldaten nicht davon laufen.

Dieſe Furcht iſt nicht ungerecht in Anſehung von Miethlingen, die aus allen Gegenden eines deſpotiſchen Reichs zuſammen gebracht werden, und nicht die geringſte Neigung weder gegen den Fürſten haben, dem ſie dienen, noch gegen die Sache, für die ſie fechten. Da ſie gewohnt ſind Entſchuldigungen zu hö-

1753 ren, wenn keine Urſache dazu vorhanden iſt, ſo achten ſie ſolche auch nicht, wenn wirkliche Noth verhindert ſie zu befriedigen. Hiezu kommt noch ein den meiſten Fürſten in Indien eigner Gebrauch, der nicht wenig das Mißtrauen vermehrt. Die eitlen Begriffe, womit ſie erzogen ſind, flößen ihnen eine auſſerordentliche Liebe für allen äußern Pomp ein, und das entnervende Clima ihres Vaterlandes macht ſie unfähig den Trieben der Phantaſie zu widerſtehn. Ferner die häufigen Glücksveränderungen in dieſem Reiche zeigen ſo ſehr die Nothwendigkeit, Schätze wider die Stunde des Trübſals zu ſammeln, daß nichts gewöhnlicher iſt, als einen Nabob zu ſehn, der ein koſtbares Kleinod für eine groſſe Summe kauft, zu eben der Zeit, da aus Geldmangel alle ſeine Angelegenheiten ins Stecken gerathen, und er die größten Bedürfniſſe kaum befriedigen kann. Daher alſo, anſtatt durch das Geſchrey und die Klagen ihrer Soldaten beunruhigt zu werden, leben ſie vielmehr in täglicher Erwartung ſolcher Auftritte; dabey ſie den Grundſatz haben, ſie geduldig anzuhören, wenn nur keine Gewalt gebraucht wird. Um nun dieſe zu verhindern, bemühen ſie ſich einige der vornehmſten Befehlshaber mit einer gehörigen Anzahl auserleſener Truppen in ihr Intereſſe zu ziehn, die bey einem entſtehenden Tumult den Fürſten beſchützen; denn ſehr ſelten geſchieht ein ſolcher Auflauf unter Anführung eines angeſehenen Befehlshabers. Wenn aber das Glück dem Fürſten ganz den Rücken zukehrt, und er einem ſtärkern Feinde unterliegen muß, alsdann werden ſeine Ausflüchte auch ſtrenge beſtraft, entweder

durch den gänzlichen Abfall ſeiner Armee, oder durch 1753
die härteſten Beleidigungen, denen Mahomed-Ally höchſt wahrſcheinlich nicht entgangen wäre, wenn ihn die Engländer nicht auf die oben erzählte Art befreyt hätten.

Sobald der Nabob im Lager angelangt war, brach Lawrence auf, und kam ungehindert nach Tanjore. Die Gegenwart der Armee erreichte hier den gehofften Endzweck, denn der König bewilligte die verlangten Hülfstruppen. Nur funfzig Mann von der Cavallerie des Nabobs begleiteten ihn, die übrigen blieben unter den Mauern von Tritchinapoly gelagert. Wenig Tage aber nach dem Abzug der Engländer gaben ſie dem Capitain Dalton förmlich von ihrem Vorhaben Nachricht zum Feinde überzugehn, wobey ſie ihn baten, ſie nicht bey ihrem Abmarſch zu kanoniren. Dies verſprach er ihnen gerne, weil er froh war ſolche gefährliche Nachbarn los zu werden, da ſie denn ruhig abzogen.

Die Blokade der Stadt dauerte indeſſen beſtändig fort. Der lezt erhaltene Proviant war nur ganz allein für die Beſatzung, die Einwohner mußten für ſich ſelbſt ſorgen, ſo gut wie ſie konnten. Der Reiß, dieſe Hauptnahrung in Indoſtan, wurde funfzehnmal theurer wie gewöhnlich verkauft, und Brennholz war faſt für keinen Preiß zu haben. Dieſer Mangel zwang ſie ihre Wohnungen zu verlaſſen, und in Monatsfriſt ſahe dieſe große Stadt, die 400,000 Menſchen enthielt, einer Einöde ähnlich. Nur die Soldaten und die zum Troß gehörigen Handwerksleute blieben zurück, die ſämtlich nicht über 2000 M[illegible]

1753 betrugen. Unter dieſen waren 1000 Peons, die man zu nichts als zum Allarmiren brauchen konnte, daher man ſie zwiſchen der äußern und der innern Mauer poſtirte, die Sepoys, 600 an der Zahl, ſtellte Dalton auf die Wälle, und mit ſeinen 300 Europäern beſezte er die Thore.

Der Mangel an Soldaten mußte durch die Wachſamkeit ſo viel als möglich erſezt werden. Indeſſen war es augenſcheinlich, daß die Stadt in großer Gefahr ſeyn würde, wenn die Feinde bey der Nacht einen Sturm mit Nachdruck wagen ſollten. Dieſe Abſicht war auch wirklich vorhanden; denn die Franzoſen hatten ſchon Sturmleitern in Bereitſchaft, und ſchickten häufig Partien aus, die Tiefe des Grabens zu ſondiren, die aber nie ihren Vorſatz ausführen konnten. Brenier war indeſſen an die Stelle des Aſtruc Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen geworden. Dieſem lag nun Dupleix ernſtlich an, einen Sturm zu verſuchen, es möchte auch koſten was es wolle; dabey ſchlug er ihm ein Mittel vor, die nöthige Kundſchaft aus der Stadt einzuziehn, er ſollte nämlich einen geſchickten Offizier, Namens Cattans, als einen Deſerteur hineinſchicken. Man verſprach dieſem Mann eine Compagnie und 30,000 Rupien; dafür machte er ſich anheiſchig, den Ort auszufinden, wo man am beſten die Sturmleitern anlegen könnte, und mit den franzöſiſchen Gefangenen eine Verſchwörung zu entwerfen, welche losbrechen, die Wache überwältigen, und ſodann die Engländer in der Stadt anfallen ſollten, während man von außen die Wälle beſteigen würde.

Cattans kam nach Tritchinapoly und bot den 1753
Engländern seine Dienste an, da er vorgab von den Franzosen übel behandelt zu seyn. Eine zu stark affectirte Freymüthigkeit in seinem Betragen aber flößte Dalton gleich einigen Verdacht ein. Es wurden daher zwey Personen beordert, ihn genau zu beobachten. Diese entdeckten seine Sorgfalt die Festungswerke zu untersuchen, das Caliber der Kanonen zu messen, und endlich, daß er den französischen Gefangenen durch die Fenster ihres Gefängnisses kleine Papiere zustellte. Unter der Besatzung befand sich ein Franzose, auf dessen Treue die Engländer rechnen konnten; dieser erbot sich seinen Landsmann noch besser auszuforschen, und ließ sich daher in dessen Gegenwart für eine angebliche Nachläßigkeit tüchtig durchprügeln. Nach dieser Züchtigung stellte er sich so rachedürstig an, daß Cattans ihm sein völliges Vertrauen schenkte, und ihm eine große Belohnung versprach, wenn er ihm zur Ausführung seines Plans behülflich seyn wollte. Der Soldat sagte, er wäre eben nicht zu großen Unternehmungen tauglich, wenn es aber nöthig wäre, so wollte er desertiren, sobald er am Thor die Wache haben würde, und dem französischen Befehlshaber einen Brief bringen, nur müßte ihm Cattans den Pardon für seine vormalige Desertion von den Franzosen garantiren. Diese Zusage ertheilte ihm der andre förmlich, und unterschrieb das Papier mit seinem Namen, zu welchem er den Titel fügte; Bevollmächtigter des Marquis von Dupleix. Dabey gab er ihm ein Schreiben an Brenier, das eine vollständige und sehr genaue Beschreibung aller Anlagen

1753 werke des Orts enthielt, nebſt einigen Lobeserhebungen ſeiner eignen Geſchicklichkeit, womit er den engliſchen Commandanten hintergangen hätte, den er als einen ſehr jungen Mann bezeichnete, der mehr Vertrauen auf ihn als auf ſeine eignen Offiziers ſezte. Der Soldat übergab dieſen Brief an Capitain Dalton, der ſogleich Cattans in Verhaft nehmen ließ. Anfangs leugnete er alles, da man ihm aber ſeine eigne Handſchrift vorzeigte, ſo geſtand er ſein Vorhaben, und bat nur um die einzige Gnade, nicht gehangen, ſondern arquebuſirt zu werden. Man ſagte ihm, daß ſein Schickſal erſt nach der Rückkunft des Major Lawrence entſchieden werden würde. Indeſſen wünſchte Dalton den Feind in die Falle zu locken, durch daſſelbe Mittel, das er gegen ihn gebraucht hatte, und verſprach daher dem gefangenen Spion ihm Pardon zu verſchaffen, wenn er an Brenier einen Brief ſchreiben und ihn dahin bringen wollte, einen Sturm an dem Orte zu verſuchen, den Dalton beſtimmen würde. Cattans war hiezu gleich willig. Es wurde eine Baſtion auserſehn, die außen am zugänglichſten, innerhalb aber der am meiſten befeſtigte Theil aller Werke war. Ein Mohr übernahm für acht Rupien dieſen Brief zu überbringen; Brenier gab ihm zwanzig, und ſchrieb ſo fort eine Antwort, worin er verſprach, ſeinen Plan auszuführen. Die Beſatzung war mehrere Nächte hinter einander auf der Hut, allein es geſchah kein Beſuch, weil die Nachricht von des Major Lawrence Ankunft die Feinde in einer beſtändigen Unruhe erhielt, ſo daß ſie nicht eine Unternehmung wagten, von deren glücklichen Erfolg ſie doch überzeugt ſeyn mußten.

Den 7ten Auguſt langte Lawrence in der Nähe 1753
von Tritchinapoly an; er war mit 3000 tanjoreſchen Reitern und 2000 Mann Fußvolk, desgleichen vom Fort St. David mit 170 Europäern und 300 Sepoys verſtärkt worden. Er hatte 4000 Büffelochſen bey ſich, die der Nabob angeſchafft, und dem Vorgeben nach mit Proviant beladen hatte. Es ſchien äußerſt ſchwer zu ſeyn, dieſen großen Zug im Angeſicht der Feinde in die Stadt bringen zu können, jedoch glückte es nach einem ſehr hitzigen Gefecht, wobey die Franzoſen allein an 100 Europäer, die Engländer aber 40 verloren. Die tanjoreſche Cavallerie blieb dabey ganz unthätig, ſonſt würden wenig von den in der größten Unordnung fliehenden Feinden entkommen ſeyn; ihr General Monack-jee entſchuldigte ſich mit ſeiner Sorgfalt die Bagage zu decken, wofür Lawrence aber ohnehin ſchon geſorgt hatte.

Sobald alles in Tritchinapoly eingerückt war, wurde der Proviant in die Magazine gebracht, da die Engländer denn mit dem größten Unwillen und Erſtaunen wahrnahmen, daß von allen den Büffelochſen nur 300 mit Lebensmitteln für die Garniſon beladen waren, ein Vorrath, der kaum auf zehn Tage zureichte. Die Ladung aller andern war nichts als überflüßige Bagage und ein Haufen Lumpereyen, die nicht den Transport verlohnten. Eine ſolche Nachläſſigkeit in einer ſo wichtigen Angelegenheit, die man mit ſo vieler Mühe und Gefahr zu Stande gebracht hatte, iſt wohl nirgends möglich, als unter unregelmäßigen und trägen Regierungen in Indoſtan; die Engländer, welche die Natur derſelben kennen muß-

1753 ten, waren ſehr zu tadeln, daß ſie dieſes Geſchäft, von dem alles abhing, ganz dem Nabob und ſeinen Befehlshabern überließen. Dieſem Uebel in etwas abzuhelfen, rückte Lawrence aus, um die umliegende Gegend den Zufuhren vom Lande offen zu halten, und wo möglich die Convoys der Myſoren aufzufangen.

Cattans wurde im Angeſicht der feindlichen Vorpoſten gehangen; er ſtarb mit großer Entſchloſſenheit, und bereute den Capitain Dalton betrogen zu haben, der ihn ſo gütig aufgenommen hatte. Da man dieſen Mann gebraucht hatte, unter dem Verſprechen der Begnadigung, ſeine eignen Landsleute zu hintergehn, ſo war Lawrence allerdings zu tadeln, daß er ihm nicht das Leben ſchenkte.

Die Feinde, die ein neues Gefecht vermeiden wollten, zogen ſich zurück, wie die Engländer vorrückten, und zwar mit ſolcher Eilfertigkeit, daß ſie einen Theil ihrer Bagage und Munition zurück ließen. Sie lagerten ſich auf einer Anhöhe an dem Ufer des Caveri. Von hier wollte Lawrence ſie auch vertreiben, als er den 24ſten Auguſt die unangenehme Nachricht von einer feindlichen Verſtärkung hörte, die allein der ganzen Macht der Engländer gleich kam. Es waren 3000 Maratten, einige tauſend Peons und eine Anzahl Topaſſen unter Anführung des kühnen Morari-row, desgleichen 400 Europäer und 1000 Sepoys nebſt ſechs Kanonen. Die meiſten dieſer Europäer waren am Ende des Junius aus der Inſel Mauritius angelangt, wo man ſie diſciplinirt hatte. Dupleix ſchickte ſie nebſt allen Sol-

haten, die er nur zuſammen bringen konnte, um dem 1758
Kriege bey Tritchinapoly wo möglich ein Ende zu machen; Morari-row, der zwar dieſe Abſicht nicht hatte, mußte doch ſeinen Soldherrn aus der Noth zu reißen ſuchen, und gab daher ſeine Streifereyen vor der Hand auf.

Ihre Erſcheinung in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte belebte den Muth der Feinde, die drey Tage hinter einander Victoria ſchoſſen, und Feuerwerke abbrannten. Die Engländer und ihre Bundsgenoſſen ſahen ſich nun gezwungen defenſiv zu agiren. Was ihnen aber den größten Kummer verurſachte, war der Proviant, denn alle bisherigen Zuführen waren blos für den täglichen Unterhalt der Truppen hinreichend geweſen; ſie dauerten zwar noch fort, alleln mit großer Schwierigkeit, weil die Maratten jezt keine Convoy unangegriffen ließen. Der zehntägige Vorrath von Proviant lag noch in den Magazinen der Stadt unberührt, und wurde für die Beſatzung im höchſten Nothfall aufgeſpart.

Die Regierung in Madras war auch nicht müßig Verſtärkungen abzuſenden. Alles, was ſich nur zum Kriege tauglich befand, wurde zu Waſſer nach Devi-Cotah geſchickt. Die Myſoren ſowohl als die Maratten hatten große Luſt die Engländer vor Ankunft dieſer Hülfstruppen in ihrem feſten Lager anzugreifen; allein Aſtruc, der jezt wieder die Franzoſen commandirte, wollte dieſen Verſuch nicht wagen. Die Verſtärkung langte endlich den 19ten September unweit Tritchinapoly an, ohne daß die Franzoſen es erfuhren. Lawrence, um ihre Aufmerkſamkeit zu beſchäf-

1753 tigen, beſezte eine Anhöhe nahe am feindlichen Lager, und ließ es beſchießen; er erreichte auch ſeinen Zweck, und die erwarteten Truppen trafen noch die nämliche Nacht glücklich bey ihm ein. Sie beſtanden aus 237 Europäern und 300 Sepoys. So gering dieſe Verſtärkung auch war, ſo belebte ſie doch ſehr den Muth der Engländer, die nun auch ihrerſeits den Feinden dieſe Nachricht durch Kanonenſchüſſe und Freudenfeuer ankündigten.

Lawrence, deſſen Bedürfniſſe jezt täglich größer wurden, und keine Veränderung zu ſeinem Vortheil hoffen konnte, beſchloß, ſobald ſich nur die neuen Truppen erholt haben würden, die Feinde zu einer Schlacht zu bringen, ſollten ſie aber hiezu nicht geneigt ſeyn, ſie in ihrem eignen Lager anzugreifen. Die Zelter und Bagage blieben unter den Kanonen von Tritchinapoly nebſt hinreichender Bedeckung zurück; mit allen andern Truppen rückte Lawrence den 20ſten September dicht ans feindliche Lager, man zeigte hier aber keine Luſt zum Treffen; dem Plan zu folge wurde es nun beſtürmt. Die Engländer beſtiegen einen mit Myſoren beſezten Felſen, und drangen ſo ins myſoreſche Lager. Wäre dieſes ſo wie in Europa mit Zeltern bedeckt geweſen, ſo hätte man unmöglich in ſolcher Ordnung und geſchloſſenen Gliedern durchmarſchiren können, wie hier geſchah; allein bey einem indiſchen Heer haben nur allein die Befehlshaber Zelter, alle andre aber blos leicht erbaute Hütten, die man mit einer Hand umreißen kann. Die Myſoren thaten geringen Widerſtand und flohen. Dieſes zwang die Franzoſen, um nicht im Rücken angefallen

zu werden, ihre Verſchanzungen zu verlaſſen, und 1753
dem Feinde entgegen zu gehen; ſie hatten aber das nämliche Schickſal wie ihre Bundsgenoſſen, und wurden über den Haufen geworfen; auch die Maratten, die aus dem entfernteſten Theile des Lagers herbey eilten, wurden mit einem ſtarken Kanonenfeuer empfangen und mit in die Flucht verwickelt. Die Feinde zogen ſich ſodann nach Seringham, mit ihrem ganzen Troß von Ochſen, Kameelen und Elephanten; die Truppen beſtanden in 30,000 Mann Fußvolk und 16000 Mann Reiterey. Die Tanjoren erhielten zwar Befehl den Flüchtlingen nachzuſetzen, die auf der ganzen Ebene zerſtreut liefen, allein ſie waren nicht aus dem Lager weg zu bringen, wo ſie alle Hände voll mit plündern zu thun hatten.

Die Beute beſtand in den Zeltern, der Bagage und Munition des franzöſiſchen Lagers nebſt eilf Kanonen. Von den Franzoſen waren über 100 Todte und Verwundete, beynahe eben ſo viel mit zehn Offiziers wurden auf dem Schlachtfelde gefangen genommen, worunter Aſtruc ſelbſt war, und auf der Flucht noch 86 andre Europäer; ſo daß ihr ganzer Verluſt in 300 Europäern beſtand, nebſt ihrem beſten Offizier. Er wäre noch weit beträchtlicher geweſen, wenn die Tanjoren ihre Schuldigkeit gethan hätten. Die Engländer hatten vierzig Europäer Todte und Verwundete.

Einige Tage nach dieſem Treffen wurde das Fort Weycondah mit Sturm eingenommen, und die aus 400 Mann beſtehende [illegible] gefangenen gemacht. Die Engländ[illegible]ndsgenoſſen

1753 ſahen ſich nun im größten Ueberfluß; von allen Seiten wurden ihnen Lebensmittel in Menge zugeführt, daher man nun die Magazine in Tritchinapoly anfüllen konnte, und zwar zu einem ſechsmonatlichen Unterhalt für die ganze Beſatzung. Der brave Capitain Dalton, der nunmehr ſeine ſo lange vertheidigte Stadt außer aller Gefahr ſahe, gab das Commando in Tritchinapoly auf, und ging bald darauf nach Europa zurück.

Die Annäherung des Regenwetters in der Mitte des Octobers machte es nöthig, die Truppen in die Cantonirungsquartiere zu führen. Lawrence wählte hiezu den Diſtrict bey Coiladdy an den Gränzen von Tanjore. Er brach auf, nachdem er die Beſatzung von Tritchinapoly noch mit 150 Europäern und 400 Sepoys verſtärkt hatte, ſo wenig man auch jezt etwas vom Feinde befürchtete. Der Nabob begleitete die Engländer mit ſeinen wenigen Truppen, allein die Tanjoren eilten nach ihrer Hauptſtadt, um hier der Feyer eines großen Feſts beyzuwohnen, das um dieſe Jahreszeit einfällt. Lawrence ſahe ſie ſehr ungern abziehn, da er aus Erfahrung wußte, daß es äußerſt ſchwer ſeyn würde, den König dahin zu vermögen, ſie wieder zurück zu ſenden, ob er es gleich dem Nabob feſt verſprach.

Während dieſer Vorfälle am Coleroon hatten die Engländer auch im Carnatick anſehnliche Vortheile gewonnen. Mortiz-ally hatte mit 11000 Mann Trinomalee belagert, unter Anführung eines ſehr muthigen Offiziers, Haſſan Ally, der lange Zeit oberſter Befehlshaber aller franzöſiſchen Sepoys geweſen war.

war. Die Beſatzung beſtand aus 1500 Mann, 1753
und wurde von Barkatoola, einem getreuen Diener des Nabobs, commandirt. Dieſer that beſtändig Ausfälle; einer derſelben ward mit ſolchem Muth und Geſchicklichkeit ausgeführt, daß die Belagerer ganz zurück geſchlagen wurden, wobey ſie ihren Anführer Haſſan Ally verloren. Dieſes ſezte ſie in ſo große Beſtürzung, daß ſie ſofort die Belagerung aufhoben.

Um eben dieſe Zeit trat Mahomed Comaul auf, der bedeutendſte aller Abentheurer, die in dieſer Epoche von Anarchie und Verwirrung die Unabhängigkeit zu erlangen ſuchten. Dieſer Mann war bey der Belagerung von Arcot Befehlshaber von einem Trupp Reiter. Nachdem die Armee des Raja-ſaheb zerſtreut worden war, hielt er ſeine Soldaten zuſammen, und ſammelte Contributionen ein, die nicht allein dienten, den Seinigen reichlichen Unterhalt zu verſchaffen, ſondern auch Andre anzureizen, ſich mit ihm zu vereinigen. Das Schickſal des Chunda-ſaheb in Seringham beunruhigte ihn, er beſchloß daher weislich, ſich von der Gefahr zu entfernen, und nach dem Lande Neloor, dem nordöſtlichen Theil von des Nabobs Staaten, zu marſchiren, weil er nicht zweifelte, wegen der Entlegenheit deſſelben von Arcot und Madras, ſich hier feſt zu ſetzen. Es glückte ihm über ſeine Erwartung, denn er fand Mittel ſelbſt die Hauptſtadt von Neloor zu überrumpeln; der Statthalter des Landes aber flohe nach Arcot. Die Engländer und der Nabob kommen [illegible] den andern Feinde dieſen Unternehmu[illegible]rung

1753 keinen Einhalt thun, daher Comaul die Frucht ſeiner Kühnheit ein Jahr lang ungeſtört genoß. Er entwarf nun weitere Plane, und beſchloß die Pagode von Tripetti einzunehmen.

Dieſer Tempel, einer der berühmteſten in Decan, liegt auf dem Gipfel eines Berges, funfzig engliſche Meilen von Arcot. Das Feſt des Gottes, dem er geweiht iſt, wird alle Jahr im September gefeyert, und die Opfergaben der zahlreichen Pilger, die aus allen Ländern Indoſtans ſich hier einfinden, betragen eine ſo große Summe, daß die Bramanen der Regierung einen jährlichen Tribut von 60,000 Pagoden oder 24000 Pf. St. bezahlen. Dieſe Einkünfte wieß der Nabob den Engländern zur Beſtriedigung von einem Theil ihrer Kriegskoſten an. Da es nun ſowohl den Bramanen als den Pilgern gleichgültig iſt, wer das Geld empfängt, wenn nur das Feſt ungeſtört vor ſich geht, ſo war die Abſicht des Comaul, noch vor dem Feſt die Pagode in Beſitz zu nehmen. Die Regierung in Madras glaubte für die Sicherheit eines Orts ſorgen zu müßen, der mit ihrem Intereſſe ſo genau verbunden war, und ſchickte daher ein Detaſchement von 40 Europäern und 200 Sepoys ab, mit Befehl die Pagode zu vertheidigen. Des Nabobs Bruder Nazeabulla, ſtieß unterwegs mit einem Corps Truppen zu den Engländern, allein dieſe wurden des langſamen Marſches der Indier überdrüßig, und eilten allein vorwärts. Nahe bey Tripetti ſahen ſie ſich unerwartet von Comauls ganzer Macht umringt, 5000 Mann Reiterey und Fußvolk. Die Engländer poſtirten ſich in einem Dorfe, wo ſie ſo

gleich angegriffen wurden, und ob man gleich die 1753
Feinde beſtändig zurückſchlug, ſo erneuerten dieſe doch ihre Anfälle, bis die Nacht einbrach. Einige Europäer waren dabey geblieben, und alle Munition verſchoſſen worden; dieſes nöthigte die Engländer ſich zurückzuziehn: den folgenden Tag vereinigten ſie ſich wieder mit Nazeabullas Truppen, und rückten von neuem auf Tripetti los. Comaul erwartete ſie in der Ebene. Das Treffen fing mit einer Kanonade an, die unter den Feinden viel Unordnung erzeugte, dieſe wurde durch einen lebhaften Angriff der Europäer und Sepoys noch vermehrt, bis eine Kanonenkugel den Elephanten des Comaul zu Boden ſtreckte. Seine Truppen, welche die Fahne ihres Feldherrn nicht mehr ſahen, nahmen wie gewöhnlich die Flucht, und dieſes mit ſolcher Eilfertigkeit, daß ſie ihren Anführer den Feinden überließen. Er wurde zum Gefangenen gemacht, und dem Nazeabulla überliefert, der ihm auf der Stelle den Kopf abhauen ließ. Sein Tod befreyte den Nabob von einem ſehr gefährlichen Feinde, von deſſen Muth und Thätigkeit alles zu fürchten war. Es befanden ſich zwar noch andre Anführer von Truppen in den Diſtricten von Ponamalee, Chinglapet und Arcot, die Unruhen erregten; allein ſobald ſie nur von der Annäherung der Europäer hörten, ſo zogen ſie ſich immer zurück.

Die Feinde in Seringham ſchienen keine Luſt zu haben, die Abweſenheit der engliſchen Truppen zu nutzen, ja ſie hinderten nicht einmal das Landvolk, Lebensmittel nach Tritchinapoly zu führen, daher die Beſatzung hier im größten Ueberfluß und in einer

1753 Ruhe lebte, die dem Frieden ähnlich war. Indeſſen waren die Feinde der Meynung, daß die Engländer ohne die Cavallerie von Tanjore nicht gewagt haben würden ihr Lager anzugreifen, ſie beſchloſſen daher alles anzuwenden, ihnen dieſe Hülfsvölker zu entziehn. Der Regent machte dem Miniſter des Königs von Tanjore, Succo-jee, ein Geſchenk mit einer großen Summe Geldes; zu gleicher Zeit ließ ihm Dupleix durch ſeine Gemahlin in malabariſcher Sprache einen Brief ſchreiben, worin er dem Könige drohte, im Fall er ſich unterſtünde den Engländern wieder Truppen zu geben, ſein Land durch die Maratten mit Feuer und Schwert verheeren zu laſſen; und wenn dieſes nicht hinreichend wäre, ihn zu unterdrücken, ſo wollte er den Subah Salabad-jing mit ſeiner ganzen Macht von Golconda herbeyrufen. Die Wirkung dieſer verſchiedenen Maſchinen auf den König und ſeinen Miniſter waren bald ſichtbar, denn Succo-jee nutzte den furchtſamen Charakter ſeines Herrn, um Monack-jee das Commando der Armee zu nehmen; er ſtellte ihn als einen Mann vor, der mit den Engländern in ſo genauer Verbindung ſtünde, daß er, ſich auf ihre Freundſchaft verlaſſend, wohl gar gefährliche Entwürfe gegen den König ſelbſt ausführen könnte. Dieſe Vorſtellungen nebſt den Drohungen des Dupleix's brachten endlich den Monarchen zu dem Entſchluß, ſein dem Nabob und dem Major Lawrence gegebenes Wort zu brechen, und keine Truppen mehr zu ſenden. Der nächſte Schritt des Miniſters war nun, ihn auch zu überreden, ſich mit den Franzoſen zu vereinigen. Dieſes gelang ihm gleichfalls, und der König war

eben im Begriff den Tractat zu unterzeichnen, als 1753
ein jählinger unerwarteter Vorfall ſeine Hand zurück hielt.

Die Franzoſen in Seringham hatten im Anfang des Novembers eine Verſtärkung von 300 Europäern, 200 Topaſſen und 1000 Sepoys erhalten; demunerachtet aber blieben ſie ganz ruhig und unternahmen nichts. Ihre Abſicht hiebey war, die Beſatzung von Tritchinapoly einzuſchläfern, damit man ihren Entwurf nicht ahnen ſollte, der nichts geringers zum Zweck hatte, als dieſe Stadt bey Nachtzeit zu übertumpeln. Cattans Brief, den dieſer Spion auf Daltons Befehl ſchreiben mußte, diente den Franzoſen zur Richtung. Die Schwierigkeiten aber, die damals ihrer erwarteten, waren jezt weit geringer; hiezu kam die Sicherheit der Garniſon. Man beſtimmte zum Sturm den Kern der Armee, 600 Europäer, die von den Sepoys und den andern Truppen hernach unterſtützt werden ſollten. Die Europäer langten um drey Uhr des Morgens unbemerkt an den Mauern der Stadt mit ihren Sturmleitern an; ſie beſtiegen eine Hauptbatterie, mit 50 Sepoys beſezt, die alle mit Bajonets niedergeſtoßen wurden. Man wollte keinen Schuß eher thun, bis es die Noth erfoderte, um deſto ſichrer Progreſſen zu machen. Zufällig aber wurden einige Gewehre losgebrannt, und nun nahm der Lärm überhand. Die Franzoſen wollten die Furcht der Beſatzung vermehren, und wandten daher die Kanonen der Batterie gegen die S
und feuerten damit unaufhörlich, wobey die F

1753 muſik erſchallte, und beſtändig geſchrien wurde: Es lebe der König!

Der engliſche Commandant, Capitain Kilpatrick, lag an empfangenen Wunden ſehr krank, und konnte nicht das Bette verlaſſen, er gab alſo dem Lieutenant Harriſon die nöthigen Befehle. Die Franzoſen verſuchten nun die zweite Mauer zu beſteigen, und die Thore zu ſprengen. Ein Deſerteur führte eine Partey, mit zwey Petarden und Sturmleitern verſehn, durch krumme Wege zu einem Hauptthore. Man war aber ſchon bereit ſie zu empfangen. In der Dunkelheit konnte nur allein das Feuer des Geſchützes zur Richtſchnur dienen. Ein glücklicher Schuß vom Walle ſtreckte den Soldaten zu Boden, der die erſte Petarde eben befeſtigen wollte, desgleichen den Deſerteur, den Führer des Trupps; auch der zweite Petardiſt wurde gleich darauf erſchoſſen. Nun wollten die Franzoſen ſtürmen, allein man hatte die Leitern durch Kugeln und bey Erſteigung der erſten Mauer durch gewaltſame Behandlung ſo übel zugerichtet, daß ſie größtentheils unbrauchbar waren. Jezt war nichts als ein Rückzug übrig; ſämtliche Truppen formirten ſich alſo auf der erſten Batterie, um wieder ſo zurück zu ſteigen, wie ſie gekommen waren: dieſes war aber wegen der mangelnden Leitern nicht mehr ausführbar, und keine andre Wahl vorhanden, als achtzehn Fuß tief auf einen Felſen herab zu ſpringen, oder ſich ins Waſſer zu werfen. Ungefähr hundert verſuchten dieſe verzweifelten Mittel, allein ihr trauriges Schickſal hielt die übrigen zurück, ihrem Beyſpiele zu folgen; ſie kehrten daher in der größten Verzweiflung um,

und erneuerten ihr fruchtloſes Feuer von der Batterie 1753
auf die Stadtmauer. Beide Theile waren nur durch einen Zwiſchenraum von zwanzig Fuß von einander getrennt. Harriſon mit ſeinen Europäern auf der gegenüberſtehenden Terraſſe beantwortete das feindliche Feuer mit großer Wirkung; er hatte den wichtigen Vortheil, durch Parapets bedeckt zu ſeyn, und zwölf Fuß höher als die Feinde zu ſtehen, die vom Kopfe bis zu den Füßen dem Feuer bloßgeſtellt waren. In dieſer ſchrecklichen Lage, in der Dunkelheit der Nacht, unfähig ſich zurückzuziehn, und überzeugt von ihrem fruchtloſen und nur für ſie allein ſchädlichen Widerſtande, hörten ſie endlich auf zu feuern, und verbargen ſich jeder insbeſondere ſo gut er nur konnte, bis der von beiden Seiten ſo ſehnlich gewünſchte Tag anbrach, da denn die Franzoſen ſämtlich ihre Waffen wegwarfen und um Pardon baten, der ihnen auch gleich bewilligt wurde. Man rief ihnen vom Walle zu, ſich zwiſchen den beiden Mauern in Ordnung zu ſtellen; dieſes geſchah, und ſo wurden ſie Truppweiſe in die Stadt geführt. Die Anzahl dieſer Gefangenen war 360, lauter Europäer, von welchen 67 verwundet waren; 37 lagen todt in der Batterie und den andern Feſtungswerken. Diejenigen, die durch den vorerwähnten großen Sprung lebendig davon kamen, wurden von den draußen befindlichen Truppen in Empfang genommen; die Franzoſen ſelbſt aber geſtanden, daß alle dieſe Springer ohne Ausnahme Invaliden geworden wären. So endigte ſich dieſe Unternehmung auf eine Art, welche die Franzoſen mehr ſchwächte als irgend ein andrer Unglücksfall im ganzen Laufe des Krieges.

1753 Sobald Lawrence bey Coiladdy die Nachricht von dieſem Verſuch erhielt, ſchickte er eine Verſtärkung von Truppen nach Tritchinapoly und rüſtete ſich ſelbſt zu folgen; dieſes konnte aber wegen dem Regenwetter nicht eher als den 3ten December geſchehen. Die Feinde gingen indeſſen mit der myſoreſchen Cavallerie, 8000 Mann ſtark, über den Fluß, um einen abermaligen Verſuch auf die Stadt zu wagen, wobey die Reiterey zu Fuße fechten ſollte; da ſie aber die Beſatzung ſehr auf ihrer Hut fanden, ſo zogen ſie ſich wieder zurück, ohne das geringſte zu unternehmen.

Obgleich der König von Tanjore im Begrif war, mit den Franzoſen ein Bündniß zu ſchließen, ſo hatte man ihm doch nichts von ihrem Entwurf auf Tritchinapoly geſagt, daher war er bey der Nachricht von dieſem Vorfall nicht wenig erſtaunt, und da überdem der große Verluſt der Franzoſen ihren Credit ſehr ſchwächte, ſo bereuete er ſeinen gehabten Vorſatz, den Nabob und die Engländer zu verlaſſen. Dupleix, der dieſe Veränderung ſeiner Geſinnungen bald wahrnahm, beſchloß keine Zeit mehr durch Unterhandlungen bey ihm zu verlieren, ſondern ohne weitern Verzug die Maratten in ſein Land zu ſchicken. Dieſem Beſuch vorzubeugen, ſchickte der König ein Corps Truppen unter Commando ſeines Onkels Gauderow ihnen entgegen, und verſicherte dem Nabob, daß die übrige Armee ſich auch an den Gränzen verſammeln, und ſodann nach Tritchinapoly marſchiren ſollte. Lawrence, um ſeine Aufrichtigkeit auf die Probe zu ſtellen, ſchrieb dem Könige, daß ſeine Truppen ihnen nichts nützen könnten, ſo lange ſie von einem ſo unerfahrnen Be-

fehlshaber wie Gauderow commandirt würden, und 1753
bat ihn daher, Monack-jee wieder das Commando zu
übertragen, der dazu der fähigſte Mann im Königreiche wäre. Dieſe Empfehlung diente den Verdacht des Königs zu beſtärken, welchen der Miniſter beſtändig bey ihm unterhielt; Lawrence, der davon Nachricht bekam, beſchloß des Generals Namen nicht mehr zu erwähnen, weil dieſes vielleicht für den in Ungnade lebenden üble Folgen haben könnte, und erſuchte blos, daß die tanjoreſchen Truppen ohne Verzug unter Commando des Gauderow ſich mit ihm vereinigen möchten. Es geſchah aber nicht; denn die Maratten zeigten ſich immer in kleinen Schaaren an den Gränzen, bis ſie endlich gegen Ende des Decembers mit 1200 Mann von einer andern Seite in Tanjore eindrungen, und die Drohung, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, getreulich erfüllten.

Im Carnatick waren diejenigen Diſtricte, die den Nabob anerkannten, ſeit der Niederlage des Comaul in Ruhe geblieben. Dupleix hatte Truppen aus Pondichery geſchickt, das Fort Palam-Cotah zu belagern. Dieſer Ort, nebſt den dazugehörigen Ländereyen, iſt der einzige Theil vom Carnatick, der nicht von dem Nabob von Arcot abhängt, ſondern dem Nabob von Cudapa gehört. Beyſpiele ſolcher Sequeſtrationen findet man in allen Provinzen des mogulſchen Reichs; die Lehnsverfaſſung deſſelben erlaubt jedem Nabob gewiſſe Einkünfte für ſeinen eignen Gebrauch aus den Landesprodukten. Da aber die Grundlage der Regierung in Anordnungen beſteht, wodurch allen Statthaltern und Großen des Reichs Anſprüche

1753 jeder Art auf unumſchränktes Landeigenthum abgeſchnitten werden, und ſie gezwungen ſind, einzugeſtehn, daß alle ihre Titel und Würden von der Gnade des Kaiſers abhangen, ſo iſt die Verfügung getroffen, daß ſolche dem Nabob zugeſtandene Ländereyen ſehr ſelten in der von ihm beherrſchten Provinz, ſondern gewöhnlich in dem entfernteſten Theile der benachbarten Provinzen liegen. Durch dieſe Einrichtung erſcheint des Moguls Autorität über alle Fürſten des Reichs in ihrem größten Glanze; da die Einwohner eines Landes ihren ſonſt ſo mächtigen Nabob von dem Recht ausgeſchloſſen ſehn, etwas eigenthümliches von dem Boden zu beſitzen, wo er faſt unumſchränkt herrſcht. Dieſes iſt eine nie verſiegende Quelle von Streitigkeiten unter den benachbarten Nabobs, die immer Urſache finden über Beeinträchtigung ihrer Rechte in dieſen ſequeſtrirten Ländereyen zu klagen. Der Nabob von Cudapa wandte ſich daher an die Regierung von Madras, um das belagerte Palam-Cotah zu entſetzen. Man ſchickte auch von hieraus 30 Europäer und 200 Sepoys dahin, bey deren Annäherung die Belagerung von den Franzoſen ſogleich aufgehoben wurde.

Fünftes Buch.

Während dieſer Begebenheiten in dem ſüdlichen 1753
Theile von Decan, ereigneten ſich andere von gröſſerer Wichtigkeit in Golconda und in den nordlichen Provinzen der Subahſchaft.

Obgleich Gazi-odin Khan im October 1752 geſtorben war, ſo ſezten die marattiſchen Feldherren Balagerow und Nagogee Bonſola doch den Krieg gegen Salabad-jing und Buſſy fort, die ſo wie im vorigen Jahre ins Marattenland einrückten. Balagerow verheerte abermals ſelbſt ſeine eignen Dörfer, und fiel mit ſeinem Reiterheer beſtändig die Armee des Salabad-jing an, allein jedesmal wurde er durch das franzöſiſche Artilleriefeuer mit groſſem Verluſt zurückgeſchlagen; ein Umſtand, der ihn dahin brachte, Friedensvorſchläge zu thun. Der Friede wurde auch wirklich im November zu Calberga, einer anſehnlichen Stadt 50 engliſche Meilen von Bedar, geſchloſſen. Salabad-jing räumte dem Balagerow einige Diſtricte bey Brampoor ein, dagegen ihm dieſer andre in der Nähe von Aurengabad überließ. Der Groſſfeldherr ging ſodann mit ſeinen Maratten nach Poni zurück, und der König Nagogee Bonſola mit den ſeinigen nach Nagpore, der Hauptſtadt ſeiner Staaten in der Provinz Berar, 350 engliſche Meilen von Aurengabad.

1753 Buſſy, der ſo viel zu der gegenwärtigen ſcheinbaren Ruhe beygetragen hatte, bat nun um die Provinz Condavir bey Maſulipatnam gelegen, für die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie, die ihm auch bewilligt wurde. Seine Ausſichten und Hoffnungen aber gingen noch viel weiter, und er wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, als auf einmal neue Feindſeligkeiten ausbrachen. Ragogee Bonſola war aufgebracht, daß Salabad-jing ihm verſchiedene Foderungen abgeſchlagen, und dem Balagérow die ſeinigen zugeſtanden hatte; er zögerte daher ſo lange auf ſeinem Marſch, bis dieſer, den er fürchtete, weit genug entfernt war; ſodann wandte er um, und erſchien drey Wochen nach der Trennung abermals bey Calberga, wo ſich Salabad-jings Armee noch befand.

Die marattiſche Cavallerie verheerte ſo wie gewöhnlich das Land, ſchnitt die Zufuhren ab, und überfiel einzelne Poſten, dagegen vermied ſie nach äußerſter Möglichkeit ſich den franzöſiſchen Truppen zu nähern; dennoch konnte ſie dieſen nicht immer entgehn, ſondern gerieth oft unter ihre Kanonen; ſie ſezte jedoch ihre Anfälle fort. Buſſy, der aus Privatursachen gern den Subah von allen Kriegsoperationen befreyt ſehn wollte, rieth ihm daher dem Ragogee einige Diſtricte in der Nähe von Berar einzuräumen; dieſes geſchah, und die Maratten gingen nach Hauſe. Dieſe Beruhigungsmittel aber erzeugten eine entgegengeſezte Wirkung, als die Buſſy gehofft hatte, denn die Ceſſionen an die Maratten waren auf Koſten vieler Vornehmen am Salabad-jings Hofe geſchehn, die dadurch Penſionen und Stellen verloren, wodurch folglich

Buſſy als Rathgeber äußerſt bey ihnen verhaßt wurde. 1753
Schanavaze Khan, der Urheber dieſes Mißvergnü-
gens, war nicht mehr an der Spitze der Faction, ſon-
dern ein andrer viel gefährlicherer Gegner, munterte
die Unzufriedenen auf, und legte Buſſy bey allen ſei-
nen Maaßregeln Hinderniſſe in den Weg. Dieſes
war Seid-Laſkar Khan, der Duan, oder oberſter
Miniſter, der unter Nizam-al muluck ſchon die erha-
bene Würde als Großfeldherr von des Subah Heeren
bekleidet, und ſie auch unter Nazir-jing beybehalten
hatte. Er bekleidete dieſen Fürſten zwar nach dem
Carnatick, wurde aber von ihm, um einige Unruhen
zu ſtillen, nach Aurengabad geſchickt, da die Armee
nach Arcot ging. Seine Fähigkeiten als Staatsmann
und Feldherr erregten die allgemeine Meynung, daß
Nazir-jing ſeinem Schickſal entgangen wäre, wenn
dieſer General gegenwärtig geweſen. Er befand ſich
noch in Aurengabad, als Salabad-jing und Buſſy im
vorigen Jahre hier eintrafen, und ob er gleich mehr
als alle andre die europäiſchen Bundsgenoſſen haßte,
ſo verſtellte er ſich doch ſo ſehr, daß ihn Buſſy für
ſeinen Freund hielt, und den Subah überredte, ihn
zum Duan zu ernennen. Sobald ſich dieſer Mann
aber in ſeinem Poſten feſtgeſezt hatte, nahm er die
Larve ab, und widerſprach ſeinem Fürſten bey allen
Gelegenheiten, ſobald er glaubte, daß dieſer nach des
Buſſy Rathſchlägen handelte; ja jezt mehr als jemals,
da er die Unerſättlichkeit der Franzoſen wahrnahm.

Buſſy war wenig Tage nach geſchloſſenem Frie-
den gefährlich krank geworden, und obgleich ſeine gute
Leibesbeſchaffenheit die [illegible]ten Anfälle der Krankheit

1753 überwand, ſo war er doch ſehr geſchwächt. Sein Arzt war überzeugt, daß ſeine Wiederherſtellung blos von einer gänzlichen Entfernung von ſeinen unruhigen Geſchäften abhinge, die Buſſy am Hofe des Subah nicht unterlaſſen würde; er rieth ihm alſo, ſich auf einige Zeit nach Maſulipatnam zu begeben, und hier allen Arbeiten zu entſagen, bis er ganz wieder hergeſtellt wäre. Buſſy verließ daher das Hoflager im Januar, übergab ſowohl die franzöſiſchen Truppen als die Sepoys einem andern Offizier, und ging nach Hyderabad. Der neue Befehlshaber der franzöſiſchen Soldaten hatte aber weder hinreichende Fähigkeit noch Erfahrung, den endloſen Intriguen eines mohriſchen Hofes die Spitze zu bieten. Der Duan, dem dieſes nicht verborgen blieb, beſchloß die Abweſenheit des Buſſy zu nutzen, um die Verbindung zwiſchen dem Subah und ſeinen furchtbaren Bundsgenoſſen zu trennen. Die Ausführung dieſes Vorſatzes war jedoch nicht leicht; denn Buſſy hatte Salabad-jing überredet, daß die franzöſiſchen Truppen nicht allein die vornehmſte Stütze ſeiner Regierung gegen auswärtige Feinde, ſondern auch die beſte Sicherheit ſeiner Perſon und Autorität wider innerliche Unruhen wären. Der Duan fing alſo damit an, daß er ihn nach und nach an die Abweſenheit dieſer Lieblingstruppen gewöhnen wollte; dabey war es aber nöthig, ihnen allen Verdacht von dieſem Vorhaben zu entziehn, weil ſie zu furchtbar waren, um auf einmal entfernt zu werden. Buſſy hatte zu den Europäern 5000 Sepoys gefügt, die er ſelbſt beſoldete, und die überhaupt ganz allein von ſeinen Befehlen abhingen. Der Duan vernach-

läſſigte alſo vorſetzlich, dem Befehlshaber dieſer Trup- 1753
pen den Sold zu zahlen, unter dem Vorwande, daß die Einkünfte aus gewiſſen Provinzen ausgeblieben wären. Da nun die Franzoſen, wie er erwartete, über dieſen Geldmangel laut murrten, ſo ſagte er ihnen, das beſte Mittel dem Uebel abzuhelfen wäre, daß ſie ſelbſt hinzögen, um die Einkünfte im Namen des Subah von den ſaumſeligen Statthaltern einzuſammeln. Dieſen Vorſchlag nahmen ſie gern an, in der Hoffnung, daß ſie nach indiſcher Gewohnheit außer den beſtimmten Summen noch anſehnliche Geſchenke erhalten würden. Dennoch dürfte es ſehr ſchwer geweſen ſeyn, Salabad-jings Genehmigung zu ihrem Abzuge zu erlangen, wenn nicht ihr übeles Betragen ihn überzeugt hätte, daß die Ruhe der Stadt ihre Abweſenheit nöthig machte; denn die bisherige gute Diſciplin hatte ſeit Buſſy's Abreiſe gänzlich aufgehört, ſo daß täglich Ausſchweifungen aller Art geſchahen, wider welche unaufhörliche Klagen vor die Thore des Palaſts gebracht wurden.

Sobald der Duan nun den größten Theil der franzöſiſchen Truppen in verſchiedene Theile des Landes zerſtreut hatte, erfand er einen Vorwand den Subah zu bereden, von Golconda nach Aurengabad aufzubrechen, wobey er ihn dahin brachte, von den übrigen Europäern und Sepoys nur ein kleines Detaſcheiment mitzunehmen. Sodann befahl er dem Statthalter von Golconda, den zurückbleibenden Europäern kein Geld auszuzahlen, und ihnen auf alle nur mögliche Art Schaden zuzufügen, ohne es jedoch zu öffentlichen Feindſeligkeiten kommen zu laſſen;

1753 ähnliche Befehle gingen auch nach allen Provinzen, wo ſie herumzogen, die Einkünfte einzuſammeln. Er glaubte, daß dieſe von der vorigen ſo ſehr verſchiedene Behandlung die Franzoſen dahin bringen würde, von ſelbſt einen Dienſt zu verlaſſen, wo nichts mehr zu gewinnen wäre.

Die gemeinen franzöſiſchen Soldaten ſowohl als die Sepoys, da ſie kein Geld erhielten, brachen in laute Klagen aus, und fingen an davon zu laufen; die Offiziers aber blieben ihrer Pflicht getreu, und wandten ihr eignes Geld an, die Truppen zu beruhigen. Da dieſes Mittel aber nicht hinreichend war, und die Gefahr täglich größer wurde, ſo ſchrieben ſie an Buſſy, daß nichts als ſeine ſchleunige Ankunft den Angelegenheiten der franzöſiſchen Nation in Decan wieder aufhelfen könnte. Buſſy, der ſich noch nicht von ſeiner Krankheit völlig erholt hatte, war unentſchloſſen; ſeine Privat-Bedenklichkeiten aber wurden durch einen gebieteriſchen Brief des Dupleix bald aus dem Wege geräumt, der ihm drohte, für alle Folgen ſeiner Abweſenheit verantwortlich zu ſeyn, bey einem ſo wichtigen Commando, wo ihm die Ehre der Nation in Indien uneingeſchränkt anvertraut wäre. Er verließ daher Maſulipatnam am Ende des Junius, nachdem er zuvor alle zerſtreuten Detaſchements nach Hyderabad beſchieden hatte, wo er den 23ſten Julius eintraf. Alles bekam nun eine andre Geſtalt. Die Truppen, die ſich hier einfanden, beſtanden in 500 Europäern und 4000 Sepoys, womit er gleich nach Golconda marſchirte. Dieſe Macht und ſeine Gegenwart flößte dem Statthalter und allen andern anweſenden

weſenden Befehlshabern des Subah Ehrfurcht ein. 1753.
Sie bewilligten ſogleich einen Theil des rückſtändigen Soldes zu zahlen. Da dieſes aber nicht zureichte, ſo gab Buſſy ſein eignes Geld her, und borgte das übrige von den Wechslern auf ſeinen großen Credit, ſo daß die Truppen völlig befriedigt wurden; indeſſen hatte er doch in den erſten Tagen ſeiner Ankunft viel Mühe, Tumult und Gewaltthätigkeiten in der Stadt zu verhindern. Obgleich nun dem gegenwärtigen Mangel abgeholfen war, ſo ſahe es dennoch wegen der Zukunft ſehr mißlich aus; denn die böſe Abſicht des Duans war ganz offenbar, da er zu eben dieſer Zeit ſogar allen Unterhalt dem kleinen Detaſchement abſchlug, das den Salabad-jing nach Aurengabad begleitet hatte. Buſſy ſahe kein ander Mittel vor ſich, als mit allen ſeinen Truppen nach dieſer Stadt zu marſchiren, ſobald die Regenzeit vorbey ſeyn würde, die gewöhnlich vom Anfange des Julius bis zu Ende des Septembers dauert. Golconda iſt von Aurengabad wenigſtens 300 engliſche Meilen entfernt; es waren daher zu dieſem Marſch große Zurüſtungen und Koſten erfoderlich. Buſſy brachte jedoch alles durch ſeine eignen Mittel zu Stande, und brach im Anfange des Octobers von Golconda auf.

Obgleich Seid-Laſkar Khan nebſt ſeinen Anhängern gegen die Franzoſen ſo übel geſinnt war, ſo hatte Buſſy doch auch noch Freunde von großem Anſehn in Aurengabad, die ihn öffentlich prieſen. Hiezu kam, daß Salabad-jing ſeiner Armee ſtarke Summen ſchuldig war, und man einen neuen Bruch mit den Maratten befürchtete. Die Kühnheit des Buſſy, ohne

1753. alle Anſtalt mit ſeinen ſämtlichen Truppen ſich nach der Hauptſtadt zu begeben, ſezte den Subah und alle Großen in Beſtürzung; vorzüglich aber befand ſich der Miniſter in der äußerſten Verlegenheit; er glaubte ſich nicht ſicher, und wollte ſchon nach dem unbezwingbaren Fort Doltabad, acht engliſche Meilen von Aurengabad, flüchten. Er beſann ſich aber, und fing eine Unterhandlung an, machte viel Entſchuldigungen, that Abbitten, und erbot ſich ſogar, die Reichsſiegel an denjenigen abzutreten, den Buſſy ernennen würde. Dieſer kluge Befehlshaber ſah jedoch die Liſt des Duans vollkommen ein, deſſen verſtellte Demüthigung in der Ueberzeugung geſchah, daß es Buſſy nicht wagen würde, ihm ſeinen Poſten zu nehmen, weil es ſodann jedermann einleuchten müßte, daß es nur geſchehn ſey, um ungehindert dem Subah ſeine ehrgeizigen Foderungen thun zu können. Beide wünſchten daher eine Verſöhnung, und dieſe kam auch bald zu Stande. Das Ceremoniel der erſten Zuſammenkunft, ſowohl mit dem Subah als mit dem Duan, wurde von Buſſy vorgeſchrieben, und von ihnen in allen Stücken genehmigt.

Mittlerweile hatten die franzöſiſchen Truppen in einer ziemlichen Entfernung von der Sadt Halt gemacht, um das Ende der Unterhandlung abzuwarten, nunmehr aber brachen ſie den 3ſten November auf. Seid Laskar Khan kam ihnen acht engliſche Meilen weit entgegen, in Begleitung von zwey vornehmen Hofbeamten, die alle auf Elephanten ſaßen, von vielen Soldaten und Bedienten begleitet waren, und in einer Linie glänzend daher zogen. Eine zahlloſe Menge

Volks folgte dem Zug. Bey der Annäherung war 1758.
der Duan der erste, der von seinem Elephanten herabstieg, ein gleiches thaten alle seine Begleiter. Bussy verließ nun auch den seinigen, und ging auf den Duan zu, umarmte ihn, und sodann auch die andern Großen. Alle bestiegen darauf wieder ihre Elephanten, und näherten sich in militärischer Ordnung dem Subah, der in einiger Entfernung in einem von vielen Truppen umgebnen Zelte sie erwartete. Er umarmte Bussy, der seinerseits durch die französische Artillerie den Gruß beantwortete und nach orientalischem Gebrauch dem Subah seine Geschenke übergab, die in Elephanten, Pferden und Kleinodien bestanden; alle seine Offizier aber überreichten goldne Rupien. Salabad-jing verließ sein Zelt mit Bussy an der Hand, der ihm auf seinen Elephanten half, und sodann den seinigen bestieg, welches auch alle andre thaten. Die Prozession war nun außerordentlich prächtig und ungeheuer; sie bestand aus einem großen Heer, aus allen Vornehmen und Edlen des Decanschen Hofes, und dem größten Theile der Einwohner einer der volkreichsten Städte der Welt. Mit diesem Pomp langte man unter einem beständigem Kanonenfeuer im Palast an, wo der Subah an Bussy Geschenke von der Art und demselben Werthe machte, wie er von ihm bekommen hatte, und sodann die Versammlung entließ. Bussy verfügte sich nun nach dem Palast des Duans, der hier einen feyerlichen Eid ablegte, die übereingekommenen Bedingungen genau zu erfüllen. Diese waren: „Daß die Provinzen von Mustaphanagur, Elore, Rajamundrum und Chicacole für den

1753. „Unterhalt der franzöſiſchen Truppen hergegeben, und „die dazu gehörigen Patente in drey Tagen ausgefer„tigt werden ſollten; daß die Summe, welche Jaf„fer-aly Khan, dermaliger Statthalter dieſer Pro„vinzen, etwa ſammlen würde, bevor Buſſy die Ad„miniſtration der Einkünfte anordnen könnte, aus „des Subah Schatze gutgethan werden ſollten, im „Fall Jaffer-aly Khan die Zahlung zögerte; ferner „daß die franzöſiſchen Truppen, ſo wie vormals, die „Wache um des Subah Perſon haben ſollten; daß „der Duan ſich nicht in die Angelegenheiten der Pro„vinz Arcot miſchen, und er überhaupt in allen an„dern Regierungsgeſchäften den Buſſy zu Rathe ziehn „ſollte. Dagegen ſchwur Buſſy der Freund des „Seid-Laskar Khan zu ſeyn, und ihm ſeine Duans„würde zu erhalten.“ Die Patente in Anſehung der vier Provinzen wurden auch ohne Verzug ausgefertigt, und von Buſſy an Moracin, den franzöſiſchen Oberfaktor in Maſulipatnam, geſandt, nebſt der dazu gehörigen Inſtruction ſie in Beſitz zu nehmen.

Dieſe Beſitzungen nebſt Maſulipatnam und der Provinz Condavir machten die Franzoſen zu Herren der Küſte von Coromandel und Orixa, in einer ununterbrochenen Strecke Landes von 600 engliſchen Meilen von Medapilly an bis zur Pagode Jagermaut. Die Gränzen dieſer Länder ſind eine Kette von Gebirgen, die in derſelben Richtung längs dem Seeufer laufen, und an den meiſten Oertern 80 bis 90 Meilen davon entfernt ſind; an einigen wenigen aber auch nur 30 Meilen. Die Gebirge ſind mit undurchdringlichen Wäldern von Bambus, gleich einem Dickigt

bedeckt, und haben in ihrem ganzen Umfange nicht 1753.
mehr als drey oder vier Päſſe, die nach Buſſys Be-
häuptung von hundert Mann gegen eine ganze Armee
vertheidigt werden können. Die Provinz Condavir
liegt zwiſchen den Flüſſen Kriſtna und Gondegama,
welcher leztere bey Medapilly ins Meer fällt. Die
Gränzen der vier andern Provinzen ſind nicht genau
beſtimmt; indeſſen iſt es gewiß, daß Muſtaphanagar
nordwärts an Condavir ſtößt, und Elore von erſterm
Lande nordweſtlich liegt; daß Rajamundrum gegen
Süden an beide Provinzen gränzt, und Chicacole,
die größte von allen vieren, ſich 250 Meilen weit von
dem Fluß Godaveri bis zur Pagode Jagermaut er-
ſtreckt. Die Einkünfte dieſer vier Provinzen werden
auf 3,100,000 Rupien gerechnet, und die von Con-
davir auf 680,000; Maſulipatnam und deſſen De-
pendenzen brachten dieſes Jahr 507,000 Rupien ein;
in allem 4,287,000 Rupien, die mehr als 535,000
Pf. St. betragen. Durch dieſe Länder alſo erhielten
die Franzoſen größere Beſitzungen, als je Europäer in
Indien beſeſſen hatten, ſelbſt die Portugieſen zur Zeit
ihres größten Flors nicht ausgenommen. Es fehlte
auch nicht an Handelsvortheilen, um den Werth dieſer
Beſitzthümer zu erhöhen, denn die Manufacturen ſol-
cher Zeuge, die man in Europa häufig braucht, ſind
in dieſem Theile von Decan beſſer und viel wohlfeiler
als im Carnatick. In Rajamundrum ſiehet man
große Wälder von einer Art Holz, das in jedem
Betracht ſo gut wie Eiſen iſt, und zwar findet man
es auf der ganzen Küſte von Coromandel
hier und in Orixa. Chicacole

1753. Reiß und andern Erdgewächſen, der auch jährlich in großer Menge nach dem Carnatick gebracht wird. Ob man gleich nicht Willens war, den Franzoſen dieſe Länder länger zu laſſen, als ſie die beſtimmte Anzahl Truppen für den Subah unterhalten würden, ſo war es doch augenſcheinlich, daß man ihnen keine Beſitzungen hätte geben können, woraus es ſchwerer war ſie zu vertreiben, im Fall ſie die damit verknüpften Bedingungen nicht erfüllen ſollten; denn da ſie auf einer Seite durch die Gebirge gedeckt waren, und auf der andern die See offen hatten, ſo konnten ſie vermittelſt kluger Maaßregeln der vereinigten Macht des ganzen Decans Troß bieten. Dieſes wußte der Duan nur gar zu wohl, und fürchtete es ſo ſehr, daß er Buſſy ein viel größeres Land in den innern Provinzen anbot, wenn er jene wollte fahren laſſen. Buſſy blieb den übrigen Theil des Jahrs 1753 noch in Aurengabad, und bemühte ſich, ſeine Truppen wieder gehörig zu diſcipliniren, für ihren Unterhalt zu ſorgen, und Zurüſtungen zu einem künftigen Feldzuge gegen die Maratten zu machen.

Der Kaiſer Hamed Schach hatte nach dem Tode des Ghazi-odin Khan deſſen hinterlaſſenem Sohne, einem Jüngling von ſechszehn Jahren, Namens Scheabeddin, die Würde eines Großfeldherrn aller mogulſchen Heere übertragen. Eine gute Erziehung, ganz ungewöhnliche Talente und der beſtändige Rath ſeines Hofmeiſters, vermochten ihn in dieſem erhabenen Poſten ſich mit ſo viel Klugheit und Entſchloſſenheit zu betragen, daß die Omrahs des kaiſerlichen Hofes bald überzeugt wurden, er ſey mehr zu fürchten als zu

achten. Er war ſchon voller Ränke, bediente ſich 1758.
aller Künſte ſeinen Zweck zu erreichen, und ſcheuete kein Verbrechen. Sein Onkel Salabad-jing fürchtete eine Zeitlang, er würde nach Decan kommen, um ſeines Vaters Tod zu rächen, allein er war damals ſo ſehr mit den verworrenen Regierungs-Angelegenheiten am Delhiſchen Hofe beſchäftigt, daß er ſich nicht wohl von der Hauptſtadt entfernen konnte. Wir wollen die Erzählung dieſer Begebenheiten verſchieben, bis deren Folgen auf die engliſchen Angelegenheiten in Indoſtan Einfluß haben werden.

Die Engländer ſelbſt waren gezwungen, das überaus kluge Betragen des Dupleix zu bewundern, der den Krieg im Carnatick mit aller Macht zu führen ſchien, allein ihn dennoch gänzlich ſeinen höhern Abſichten auf die nordiſchen Provinzen unterordnete, und ſo ſtufenweiſe ſeine Nation zu den großen Beſitzthümern führte, die ſie jezt inne hatte. Der Troſt der Engländer war, daß dieſe erlangten Vortheile ihrer Feinde nicht durch ein fehlerhaftes Betragen von ihrer Seite veranlaßt worden wären; denn wie hätten ſie mit ihren wenigen Truppen den Krieg zugleich an zwey ſo weit von einander entfernten Orten, als Golconda und Tritchinapoly, führen können? Ihre ganze vereinigte Macht war kaum hinreichend geweſen, den weit zahlreichern Franzoſen nur im ſüdlichen Decan die Spitze zu bieten, wo ſie jedoch durch große Beyſpiele von Tapferkeit den Krieg mit Chunda-ſaheb geendigt, die Franzoſen ganz in die Enge getrieben, und die Myſoren gedemüthigt hatten. Es war ein Glück für die Engländer, daß in dieſem kritiſchen

1753 Zeitpunkt ſich zufälligerweiſe ein Mann an der Spitze der Regierung in Madras befand, der mit einem großen Verſtande und unabläſſigen Bemühungen eine ſeltne Beharrſamkeit verband, um dem furchtbaren Dupleix zu widerſtehn. Dieſes war Saunders, deſſen Adminiſtrations-Epoche kurz vor Nazir-jings Tode anfing. Der Mord dieſes Fürſten überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, aus allen Kräften den ehrgeizigen Entwürfen des Dupleix entgegen zu arbeiten, ob er gleich von der Compagnie keine Befehle zu Feindſeligkeiten hatte. Es lebten zwar beide Nationen in Europa in Friede, allein dennoch hatte er den Krieg fortgeſezt, ſich nie durch Unfälle niederſchlagen laſſen, und keine kühnen Verſuche geſcheuet, ſobald ſich eine Ausſicht zeigte, das Glück wieder auf die engliſche Seite zu ziehen. Die beiden Gouverneurs hatten die ganze Zeit über einen ſcharfen und ſpizfündigen Briefwechſel mit einander geführt, und Dupleix, in der Ueberzeugung, daß Buſſy gewiß die nordiſchen Provinzen erringen würde, hatte noch ehe er die Nachricht davon erhielt, gegen Ende des Jahrs 1753, eine Neigung blicken laſſen, den Krieg im Carnatick zu endigen. Im Januar 1754 wünſchte er eine förmliche Unterhandlung. Man kam überein, eine Conferenz in Sadras, einer zwiſchen Madras und Pondichery gelegenen Stadt, zu halten, die den Holländern gehörte.

1754. Die Abgeordneten von Seiten der Engländer waren zwey Regierungsräthe, Palk und Vanſittart, die Franzoſen ſchickten den Pater Lavaur, Superior der franzöſiſchen Jeſuiten in Indien, Kirjean, einen

Offizier und Neffen des Dupleix, und Bauſſet, Mitglied des Conſeils in Pondichery, dahin ab. Sie verſammelten ſich den 3ten Januar; alle ihre Prozeduren aber wurden von den Gouverneurs durch Briefe beſtimmt und geleitet, da ſich beide Hauptſtädte in der Nähe befanden. Die Engländer trugen als die Grundlage zur Unterhandlung an, daß Mahomed-Ally als Nabob vom Carnatick anerkannt werden ſollte, und zwar mit der nämlichen Autorität, welche die vorigen Nabobs beſeſſen hätten, desgleichen daß man dem König von Tanjore den ruhigen Beſitz ſeiner Staaten garantiren ſollte. Die Franzoſen trugen ſodann auch ihre Meynung von einer Grundlage des Tractats, und zugleich alle übrigen Foderungen vor. Die erſte war, den Salabad-jing als Subah von Decan anzuerkennen, und alle franzöſiſchen Kriegsgefangenen los zu laſſen. Die Engländer verlangten für die Genehmigung dieſer beiden Artikel, von dem Grundzins von Madras befreyt zu ſeyn; einer ſehr geringen Summe, die man ehmals dem Statthalter von Arcot bezahlte; ferner wünſchten ſie das Land von Ponamalee in Beſitz zu behalten, und eine Entſchädigung für Mahomed-Ally, wenn er ſich mit den Myſoren ausgeſöhnt haben würde. 1754.

Man konnte ſchwerlich mehr einander entgegengeſezte Anträge thun; denn wenn man Salabad-jing ohne Einſchränkung als Subah erkannte, ſo war das Schickſal der Engländer im Carnatick ganz in franzöſiſcher Gewalt, ſo wie hingegen die Engländer völlig das Uebergewicht über die Franzoſen erhielte Mahomed-Ally anerkannt wurde. Auf

1754. foderte jede Nation von der andern, alles aufzugeben, was ihr vorzüglich werth ſeyn mußte, und dieſes als einen Präliminarartikel, noch ehe man die geringſte Unterhandlung angefangen hatte. Das Geſchäft gerieth jedoch nicht gleich in Stecken. Die franzöſiſchen Abgeordneten zeigten ſieben Patente oder Documente vor, wodurch ſie berechtigt zu ſeyn glaubten, ſich, ſo wie geſchehn wäre, in die Reichsangelegenheiten zu miſchen, und ihre gegenwärtigen Foderungen zu thun. Zwey dieſer Patente waren von Murzafa-jing; eins derſelben ernannte Dupleix zum Statthalter aller Länder vom Fluß Kriſtna an bis zum Meere, und das andre erkannte den Chunda-ſaheb als Nabob vom Carnatick; viere waren vom Salabad-jing, von denen zwey die vorigen beſtätigten, das dritte ertheilte an Dupleix die Länder von Arcot und Tritchinapoly nach dem Tode des Chunda-ſaheb, und das vierte ernannte Mortiz-ally von Velore zum Vice-Statthalter aller dieſer Provinzen unter der Herrſchaft des Dupleix. Das ſiebente Patent endlich, das die Franzoſen das allerauthentiſche nannten, war ein Brief des Großen-Moguls, worin alles, was Salabad-jing zu Gunſten des Dupleix und ſeiner Bundsgenoſſen gethan hatte, beſtätigt wurde. Nun frug man die engliſchen Abgeordneten, welche Documente ſie aufzuweiſen hätten? Sie erwiederten: die ihrigen beſtünden in Patenten von Nazir-jing, Ghazi-odin Khan, und dem Großen-Mogul, die ſämtlich Mahomed-Ally als Nabob vom Carnatick anerkannten. Hier war ein förmlicher Widerſpruch, und zwar von ſolcher Art, daß er nicht anders entſchieden werden konnte, als wenn man alle

Abgeordneten nach Delhi ſchickte. Die Franzoſen 1754.
drangen jedoch darauf, daß die Patente unterſucht werden möchten, und da man ihnen ſagte, daß des Nabobs ſeine in Tritchinapoly lägen, ſo baten ſie ſolche gleich holen zu laſſen, und übergaben mittlerweile die Abſchriften von den ihrigen. Saunders aber war überzeugt, daß dieſe Unterſuchung zu nichts weiter dienen würde, als die Streitigkeiten zu verlängern, ohne im geringſten den Verdacht und die Einwürfe zu ſchwächen, die bey beiden Theilen in Anſehung der Gültigkeit der gegenſeitigen Anſprüche ſtatt fanden; er befahl daher ſeinen Abgeordneten, ohne weitere Umſtände anzutragen: „daß die Engländer und Franzoſen im Beſitz von Ländereyen gleichen Werths in ſolchen Ländern und Gegenden geſezt werden möchten, die künftigen Streitigkeiten vorbeugen könnten; daß der Handel beider Compagnien im Carnatick auf einen ganz gleichen Fuß geſezt werden ſollte; ferner daß man den Myſoren für die Zahlungen ſolcher Summen Sicherheit geben ſollte, die man nach einer unpartheyiſchen Unterſuchung ihnen als rechtmäßig zuerkennen würde, und daß man dem Raja-ſaheb eine Penſion auswerfen ſollte; übrigens wollte man die franzöſiſchen Gefangenen freylaſſen, wenn nur Dupleix bewilligte, den Mahomed-Ally als Nabob vom Carnatick anzuerkennen.“

Durch die Genehmigung dieſer Vorſchläge behielten die Franzoſen noch alle ihre Beſitzungen in Norden unzertrennt, die von ungleich größerm Umfange waren, als alles, was die Engländer im Carnatick mit ihnen theilen wollten. Dieſe Mäßigung würde von

1754. den beſtändigen Siegen der Engländer nicht zu erwarten geweſen ſeyn, wenn die Kriegskoſten nicht bereits dem Handelsintereſſe der Compagnie ſehr nachtheilig geweſen wären, da ſie ihrer Charter zufolge ihr Capital nicht vermehren konnte.

Die Anerkennung des Mahomed-Ally ſchien die einzige Schwierigkeit bey Saunders Vorſchlägen zu ſeyn; allein dieſe hoffte man dadurch aus dem Wege zu räumen, daß die Engländer Salabad-jing als Subah anerkennen ſollten, mit der Bedingung, daß Mahomed-Ally als Nabob beſtätigt würde, und daß die Franzoſen ihm gleiche Achtung zu erzeigen verſprechen müßten. Dupleix aber verwarf alle dieſe Vorſchläge mit Verachtung, und verließ ſich gänzlich auf ſeine großen Verbindungen mit Salabad-jing. Seine Abſichten lagen nun klar am Tage; er wollte den Engländern nur den vierzigſten Theil der von Arcot abhängenden Länderenen laſſen, und das ganze übrige Land als Souverän beherrſchen; er gab daher ſeinen Abgeordneten ausdrücklichen Befehl, auf der Gültigkeit ſeiner Patente zu beſtehn. Während dieſer Unterhandlung entdeckten die Engländer, daß dem Briefe des Moguls an Dupleix die gewöhnliche Unterzeichnung fehlte; dieſe iſt ein Inſiegel mit ſeinem Namen und ſeinen Titeln. Ferner beobachteten ſie, daß das auf Wachs gedruckte Siegel, das ſich auf dem Umſchlage des Briefes befand, dreyunddreyßig Jahr alt war, und folglich einem andern Kaiſer angehört hatte. Dieſe Mängel erzeugten natürlich großen Verdacht, der noch ſehr vermehrt wurde, als man von den franzöſiſchen Abgeordneten eine Erklärung

hierüber verlangte, dieſe aber ſtatt der Antwort alle 1754.
ihre Papiere zuſammen packten, und erklärten, ſie
würden ſie nicht weiter unterſuchen laſſen, bis des
Nabobs Patente ankämen. Indeſſen thaten ſie bey
Dupleix wegen dieſem Vorfalle Anfrage. Er erwie-
derte, daß ihr in Händen habendes Patent nur ein
Duplicat wäre, das man bey der Ausfertigung zu
Delhi vielleicht für überflüßig gehalten hätte mit des
Moguls Cabinetſiegel zu bezeichnen, und daß der
Sekretair wahrſcheinlich mit der nämlichen Nachläſ-
ſigkeit das erſte Siegel, das ihm zur Hand geweſen
wäre, ergriffen und damit das Couvert verſiegelt habe;
das Original aber, das der kaiſerliche Abgeordnete
ſelbſt von Delhi gebracht, hätte die bewußte Signatur
mit dem Stempel, worin das erſte Jahr der Regie-
rung des verſtorbenen Kaiſers Hamed Schach markirt
wäre, und das Datum des Briefs ſelbſt ſey vom
fünften Regierungsjahre, in welchem Dupleix es auch
in Pondichery erhalten hätte.

Es war nun nöthig, das Original zu unterſuchen,
und ſich zu erkundigen, ob die Nachläßigkeit in ſo
wichtigen Angelegenheiten den Cabinetsſekretairen in
Delhi gewöhnlich wäre; Saunders aber und die eng-
liſchen Abgeordneten glaubten vollkommen überzeugt
zu ſeyn, daß das vorgezeigte Patent nachgemacht ſey,
eine gleiche Meynung hatten ſie von dem Original
und von allen übrigen franzöſiſchen Papieren. Die
Franzoſen [illegible] das Authentiſche derſelben
zu vertheidi[illegible] ihr übereiltes Zurück-
nehmen der [illegible] einen [illegible]beis aus-
[illegible] Unterſuch[illegible]ſcheue,

1754. so führten sie als die Ursache dieses Betrugens ihre Furcht an, daß man Abschriften davon hätte machen können, nach welchen Mahomed-Ally die seinigen, die man erwartete, modeln dürfte. Diese abgeschmackte Entschuldigung stellte ihre Sache in einem üblern Lichte dar, als alles, was ihre Gegner bisher gesagt hatten; denn es war ein stillschweigendes Geständniß von ihrem Glauben an die Möglichkeit Patente mit so viel Kunst nachzumachen, daß sie schwer als falsch zu entdecken wären. Die Engländer hätten sagen können, daß, wenn man Mahomed-Ally wegen solcher Künste in Verdacht haben könnte, es erlaubt wäre, von Dupleix ähnliche Dinge zu vermuthen. Dieses Argument aber wurde nicht angeführt, da Gründe bey Unterhandlungen von sehr geringem Gewicht sind, und man überdem von beiden Seiten bereits beleidigende Aeußerungen genug gethan hatte, und keine Hoffnung zur Aussöhnung vorhanden war. Die Conferenzen wurden nach einer eilftägigen Unterhandlung abgebrochen, und beide Theile waren gegen einander mehr erbittert als jemals.

Man hatte indessen die Feindseligkeiten nicht eingestellt. Die obengedachten 1200 Maratten waren dem Gauderow ausgewichen, und hatten das Königreich Tanjore bis an die Seeküste durchstrichen. Sie plünderten und verbrannten Städte und Dörfer, trieben das Vieh weg, und verwüsteten die Felder. Die allgemeine Bestürzung, und der große Schaden, den das Land durch diese Verheerungen litt, überzeugte den König von seiner Unvorsichtigkeit, das Bündniß mit den Engländern so wenig geachtet, und seinen er-

fahrnen General Mönack-jee verſtoßen zu haben, er 1754.
flehte daher den Major Lawrence an, ihm zu Hülfe zu kommen, und übertrug Monack-jee wieder das Commando über die Armee. Die Flüſſe waren durch den heftigen Regen ſo angeſchwollen, und die Landſtraßen ſo übel zugerichtet worden, daß es den Engländen unmöglich fiel, nach Tanjore zu marſchiren; Monack-jee aber ſuchte mit 3000 Mann Cavallerie ohne Verzug den Feind auf. Die Maratten, die das Land nicht kannten, waren zwiſchen zwey Arme des Cavery gekommen, die auf einmal dermaßen anſchwollen, daß ſie völlig in einer Inſel eingeſchloſſen waren, und keine Hoffnung hatten, vor dem Fall des Waſſers wegzukommen. Ehe aber dieſes geſchah, fand ſich Monack-jee an einem Orte ein, wo er das Waſſer niedriger als anderswo kannte, und wartete hier auf den Fall; ſodann überfiel er ſie unverſehens, da ſie, enge zuſammengedrängt, ſich nicht in Ordnung ſtellen konnten. Wie die Maratten keine andere Rettung vor ſich ſahen, als ſich durchzuhauen, ſo riefen ſie ihren gewöhnlichen Muth nebſt der Verzweiflung zu Hülfe, und fielen die Tanjoren wüthend an. Dieſe aber dürſteten nach Rache wegen der Verheerung ihres Landes, und fochten wie Raſende. Monack-jee gab ihnen hiezu das Beyſpiel, weil er glaubte, daß die Fortdauer der ungewiſſen Gunſt ſeines Königs von dieſem Tage abhinge. Da die Tapferkeit nun auf beiden Seiten gleich war, ſo mußte die größere Anzahl endlich den Sieg entſcheiden; 800 Maratten blieben todt auf dem Platze, und die übrigen, mehrentheils verwundet, wurden zu Gefangenen gemacht. Um

1754. ihre Landsleute von fernern Einfällen in Tanjore abzuſchrecken, ließ Monack-jee alle todten Körper an Bäumen aufhängen, die Gefangenen aber, ſelbſt die Verwundeten ließ er lebendig ſpießen, und ſo an den Landſtraßen aufſtellen. Die Engländer hofften, daß dieſer Sieg den König vermögen würde, ſeine Truppen zu ihnen ſtoßen zu laſſen, und Monack-jee erwartete für ſeinen großen Dienſt die völlige Gunſt ſeines Herrn wieder zu erlangen; ſie betrogen ſich aber beide, denn der Neid des Miniſters Succo-jee wuchs mit dem Verdienſte ſeines Rivals; er beredte daher den König, daß die Koſten zum Unterhalt der Truppen nunmehr erſpart werden könnten, weil die große Niederlage die Maratten wahrſcheinlich von weitern Einfällen abhalten würde. Der König alſo dankte ſeinem General für die geleiſteten Dienſte, und entließ ſeine Truppen.

Die Anzahl der franzöſiſchen Gefangenen in Tritchinapoly nöthigte den Major Lawrence, die Beſatzung mit 300 Europäern und 1500 Sepoys zu verſtärken, und er behielt im Felde nicht mehr als 600 Europäer und 1800 Sepoys. Die Franzoſen waren nach einer erhaltenen Verſtärkung ſo ſtark wie die Engländer, überdem hatten ſie 400 Topaſſen und 6000 Sepoys, die Truppen der Myſoren und Maratten aber waren ſo ſtark, wie zuvor. Ungeachtet dieſer großen Uebermacht wagten ſie es dennoch nicht die Inſel zu verlaſſen, und ſich jenſeit des Caveri zu lagern.

Die Ebene von Tritchinapoly war ſo lange der Sitz des Krieges geweſen, daß man einige Meilen rund um die Stadt kaum einen Baum mehr antraf, daher

daher die Engländer gezwungen wurden, ihr Brenn- 1754.
holz fünf auch sechs Meilen weit herzuholen. Der Proviant kam gröſtentheils aus Tanjore, die Kaufleute aber wollten nicht näher kommen als Tricatopoly, ein Fort achtzehn engliſche Meilen von Tritchinapoly gelegen, wo immer ein groſer Vorrath geſammelt und alsdann ins Lager eſcortirt wurde. Die Lebensmittel aus Tondimans Land wurden zu gewiſſen Zeiten an Oerter in Waldungen gebracht, die ſieben Meilen vom Lager entfernt waren. Die Eſcorten, die man zu deren Einholung ausſandte, beſtanden gewöhnlich in 150 Europäern und 500 Sepoys, eine Truppenzahl, die für den Angriff der feindlichen Cavallerie ſicher war, wenn dieſe nicht von Europäern unterſtüzt wurde. Es waren ſchon ſieben Convoys vom Anfang des Januars bis zur Mitte des Februars glücklich eingetroffen, und nun ſollte ein neuer Transport ankommen, weit beträchtlicher als alle vorigen; denn er beſtand in einer groſen Menge Munition und Waffengeräthe ſowohl als Proviant, zu deren Fortbringung nicht weniger als 3000 Büffelochſen erfodert wurden. Die Eſcorte war daher auch ſtärker als gewöhnlich, denn 180 Europäer und 800 Sepoys mit vier Kanonen waren dazu commandirt. Obgleich dieſes nun mehr als ein Drittel von der Armee war, ſo ſchien es doch kaum hinreichend zu ſeyn, den ſo ausgedehnten Transport zu decken. Das Commando traf der Tour nach einen Offizier von wenig Erfahrung und geringen Fähigkeiten; da jedoch die Feinde ſich bisher ſo ruhig gehalten hatten, fürch[illegible] man keine Gefahr, und ſchmeichelte ſich, daſ[illegible] Detaſchement

1754. tanjoreſcher Reiter, die ſich bey Cootaparah gelagert hatten, zu den Engländern ſtoßen würden; dieſe aber, entweder zufällig oder aus Vorſatz um nicht Beyſtand zu leiſten, verließen ihren Poſten den nämlichen Tag, als die Eſcorte marſchirte. Indeſſen kamen die engliſchen Truppen den 12ten Februar ungeſtört bey Tricatopoly an, und ſezten ſich den folgenden Tag mit dem Transport in Marſch; ſie erreichten Kelli Cotah, wo ſie übernachteten. Dies Fort liegt fünf engliſche Meilen von Cootaparah, und der Weg dahin geht durch Tondimans Wälder.

Die Feinde in Seringham beſchloſſen die Convoy aufzuheben, und rückten ihr daher, 12000 Maratten und Myſoren, 6000 Sepoys und 400 Europäer ſtark, entgegen; ſie paſſirten den Fluß in der Nacht, und poſtirten ſich ſodann unweit Cootaparah. Die Convoy dachte an keine Gefahr, als man in der Entfernung zahlreiche Haufen Reiter entdeckte, die ſich durch die Gebüſche zogen. Der engliſche Befehlshaber veränderte ſeine Diſpoſition nicht, die ſehr übel ausgedacht war; denn ſeine Soldaten marſchirten einzeln auf beiden Seiten der ungeheuern Linie von Ochſen und Karren. Die Maratten waren von Morari-row und Innis Khan commandirt, die bald dieſe elende Anordnung wahrnahmen und daher beſchloſſen, mit dem Angriff nicht erſt auf die franzöſiſchen Truppen zu warten. Die Convoy wurde auf allen Seiten durch große Haufen Reiter umgeben, die auf einmal zugleich in ein Kriegsgeſchrey ausbrachen, und ſodann in vollem Lauf auf die Linie los ſtürmten. Dieſer ſchnelle und ungeſtüme Angriff trennte augenblicklich die Linie;

der Widerſtand der Engländer war unbedeutend, da 1754.
ſie nicht in Haufen agiren konnten. Ein jeder vertheidigte ſein eigen Leben nach Möglichkeit. Die meiſten Sepoys warfen ihre Waffen weg und flohen. Die Ochſen, durch den Tumult erſchreckt, vermehrten die Verwirrung, und liefen bald auf den Feind bald auf die eſcortirenden Soldaten los. Das Gefecht dauerte jedoch, bis die franzöſiſchen Truppen heran kamen, die der Sache ein Ende machten; ſie vermochten die Maratten, obgleich ſehr wider ihren Willen, das Schwert einzuſtecken, und boten den Engländern Pardon an, die ſich darauf auch gleich ergaben. Es wurden 138 zu Gefangenen gemacht, von denen über hundert verwundet waren, und 50 Mann blieben todt auf dem Platze. Unter den acht Offizieren waren fünf Todte und die übrigen drey verwundet; der Befehlshaber hatte eine tödtliche Wunde bekommen. Der Lieutenant Revel, einer von den braven Vertheidigern von Arcot, commandirte die Artillerie an dieſem Tage, und da er alles verloren ſah, beſchäftigte er ſich ſeine Kanonen zu vernageln, und ließ ſich ſelbſt durch die über ſeinem Haupte ſchwebenden Säbel nicht davon abhalten, bis er niedergehauen wurde.

Dies war ohne Vergleich der härteſte Schlag, der die Engländer ſeit dem Verluſt von Madras betroffen hatte. Ein Drittel ihrer europäiſchen Truppen ging dadurch verloren, und unter dieſem 100 Grenadiers, die der Kern ihrer Soldaten waren, und die bey allen Gelegenheiten den Sieg entſchieden hatten. Die ganze Convoy, aller Proviant, Mun[illegible] räthe, und 7000 Pf. St. an Geld fiel [illegible]

1754. in die Hände, die mit dieſer Beute und ihren Gefangenen nach der Inſel zurück marſchirten. Die Sepoys ließen ſie jedoch bald wieder frey, die ſich ſodann wieder nach dem engliſchen Lager begaben, und die beiden überlebenden engliſchen Offiziers wurden auf ihr Ehrenwort losgelaſſen, das die Franzoſen ihnen im Namen des Salabad-jing abfoderten.

Sobald die Regierung von Madras dies Unglück vernahm, ſchickte ſie 180 Mann unter Commando des Capitain Pigou zur See nach Devi-Cotah; auch hatte ſie Hoffnung die Armee mit einem Corps Reiterey zu verſtärken, die der in Anfange dieſer Geſchichte oft gedachte Maphuze Khan, des Nabobs älteſter Bruder, commandiren würde. Dieſer Prinz wurde in der Schlacht bey Amboor, in welcher ſein Vater umkam, gefangen genommen, und von Chunda-ſaheb nach Pondichery geführt, woſelbſt er blieb, bis Nazir-jing im Carnatick erſchien, da denn Dupleix auf das Anſuchen dieſes Fürſten ihm die Freyheit ertheilte. Nach Nazir-jings Tode ſchien er geneigt, ſich mit Murzafa-jing zu verbinden, und blieb auch einige Zeit bey deſſen Armee; nach dem Tode dieſes Subah aber ging er nach Cudapa, wo er bis jezt ruhig blieb, ſich aber nun entſchloß, mit 2000 Mann Cavallerie und 2000 Peons dem Nabob ſeinem Bruder, wie er ſagte, beyzuſtehn. Bey ſeiner Ankunft in Arcot erklärte er jedoch, daß er nicht weiter marſchiren würde, bis er eine Summe Geldes empfangen hätte. Dieſe verſprach ſein andrer Bruder Abdul-wahab, Vice-Statthalter von Tritchinapoly, zu liefern.

Das lezte Unglück hatte den Major Lawrence 1754.
überzeugt, daß das Detaſchement in Devi-Cotah
nicht ſtark genug ſey, um ſicher nach ſeinem Lager
zu marſchiren, dabey befürchtete er aber die Stadt
einem neuen Anfall auszuſetzen, wenn er ſich entfernte;
er befahl daher den Verſtärkungstruppen, in Devi-
Cotah zu bleiben, bis Maphuze Khan vorrücken
würde; mittlerweile wollte er ſeinen Poſten in der
Ebene zu behaupten ſuchen, ob er gleich nur 400 Eu-
ropäer bey ſich hatte. Dieſe geringe Anzahl machte
es unmöglich, Proviſion aus dem entlegenen Tanjore
jezt abzuholen, überdem hielt der König, der die
Engländer nebſt Trichinapoly nun ſchon als verloren
anſah, ſeine Kaufleute von fernern Lieferungen ab.
Tondimans Land war nun noch der einzige Zufluchts-
ort; es wurden daher 300 Sepoys nach Killanore
abgeſchickt, um dort Lebensmittel zu ſammeln. Dieſes
war ein im Walde gelegenes Dorf, zwölf Meilen von
der Stadt. Die Eſcorten wurden mehrentheils von
einem ſehr thätigen Offizier und vortreflichen Partey-
gänger, Namens Mahomed Iſſoof, commandirt.
Dieſer Mann war durch ſeine Verdienſte bis zum
Poſten eines Oberbefehlshabers aller engliſchen Se-
poys geſtiegen; er verſchaffte beſtändig Nachricht von
den Bewegungen des Feindes, und da er das Land
vollkommen kannte, regulirte er die Märſche der Con-
voys mit ſo viel Geſchicklichkeit, ließ ſie immer andre
Wege nehmen, und veränderte beſtändig die Trans-
port-Termine, ſo daß in Zeit von drey Monaten auch
nicht eine einzige Convoy we[illegible]wurde.

1754. Mittlerweile lag das Verſtärkungsdetaſchement immer noch in Devi-Cotah, und Maphuze-Khan ließ ſich nicht ſehen, weil er von ſeinem Bruder noch nicht das verlangte Geld erhalten hatte. Lawrence fürchtete ſehr, mit ſeinen wenigen ganz von Cavallerie entblößten Truppen nicht in der Länge ſein Lager behaupten zu können, im Fall die zahlreichen Feinde die Inſel verlaſſen und ſich bey ihm in der Ebene lagern ſollten. Es war unbegreiflich, daß ſie dieſes nicht ſchon längſt gethan und die Maratten beſſer genutzt hatten. Er ſtellte daher der Regierung von Madras die Nothwendigkeit vor, den König von Tanjore wieder zu gewinnen; dieſer Rath wurde befolgt, und Palk, ein Mann, der ehedem des Königs Gunſt erlangt hatte, wurde in der Mitte des Aprils an ihn abgeſchickt. Er fand es aber ſchwer, vor den König zu kommen, der mehr als jemals von ſeinem Miniſter Succo-jee beherrſcht wurde. Dieſer Miniſter ſtand mit den Myſoren in Unterhandlung, und hatte ſogar ſeinen ſchwachen Fürſten überredet, den Monack-jee in Verhaft nehmen zu laſſen, unter dem Vorwand, daß er Kriegsgelder untergeſchlagen habe. Palks Vorſtellungen hielten den König zwar ab, den Traktat mit den Myſoren zu ſchließen; allein er konnte nicht dahin gebracht werden, ſeine Truppen nach Tritchinapoly zu ſenden. In dieſer nachtheiligen Lage, welche die feindlichen Generals, wenn ſie nur gemeine Klugheit und Thätigkeit bewieſen hätten, würden haben verzweiflungsvoll machen können, entdeckte man eine Verrätherey im engliſchen Lager, und zwar von einem Manne, in den Lawrence das größte Vertrauen geſezt hatte.

Ein Braman zeigte an, daß, da er ſich des 1754.
Morgens am Ufer des Fluſſes gewaſchen, er einige feindliche Colleries habe herüber ſchwimmen ſehn, die ein Pack an engliſche Colleries übergeben, etwas von einem Briefe geſagt und den Namen Mahomed Iſſoof genannt hätten; er fügte hinzu, daß er die Empfänger kenne. Man gab ihm Soldaten mit, um ſie in Verhaft zu nehmen. Dieſes geſchah auch ohne Verzug, da denn einer dieſer Colleries ein wollenes Pack auslieferte, in welchem ein Brief an Mahomed Iſſoof, den vorgerühmten Oberbefehlshaber der engliſchen Sepoys, befindlich war. Lawrence erbrach ihn, und ließ ihn durch den Dolmetſcher Poniapah leſen. Er war vom Regenten geſchrieben, mit ſeiner Signatur bezeichnet, und auf dem Umſchlag war die Figur einer Hand geſtempelt, eine Formalität, die bey den Myſoren einem Eide gleich gehalten wird. Der Inhalt war ein Anſuchen, daß Iſſoof nebſt noch einem Offiziere ſich ſeinem Verſprechen gemäß an einem beſtimmten Ort einfinden ſollte, wo er Abgeordnete des Regenten antreffen würde, um mit ihm alles zu verabreden, was zur Ueberlieferung von Tritchinapoly erfoderlich ſey. Zur Belohnung dieſes Dienſtes verſprach ihm der Regent, wenn der Anſchlag glückte, die Summe von 160,000 Pf. St. eine vornehme Befehlshaberſtelle bey ſeiner Armee, und Ländereyen; auch verſprach er überdem allen Freunden, die Iſſoof dazu brauchen würde, verhältnißmäßige Belohnungen. Man arretirte nun ſogleich Iſſoof, den andern im Briefe bezeichneten Offizier der Sepoys, und auch den Braman. Dieſer leztere war

1754. Schreiber bey einem engliſchen Kriegscommiſſarius, und hatte kurz zuvor im Gefängniß geſeſſen, da er in Verdacht ſtand, Gelder untergeſchlagen zu haben. Er blieb bey ſeiner Ausſage; die Colleries aber ſagten, daß ſie das Pack zuerſt am Ufer liegen geſehn, nahe bey dem Ort, wo ſie ſich gewaſchen, und ſich unter einander gefragt hätten, was es wohl ſeyn könnte; ihre Schlußmeynung ſey geweſen, es müſſe einer Perſon gehören, die ſich dort gewaſchen, oder dem Braman, der noch immer damit beſchäftigt wäre, daher es niemand von ihnen hätte anrühren wollen; ſie wären darauf ſämtlich weggegangen, einer aber von ihnen ſey umgekehrt, und habe es aufgenommen, in Hoffnung es könnte etwas von Werth enthalten. Iſſoof ſowohl als der andre Offizier betheuerten, daß ſie von nichts wüßten. Poniapah verdolmetſchte ihre Ausſagen, und war der Meynung, daß der Braman mehr von dem Briefe wiſſe, als er entdeckt habe. Bey dem nächſten Verhör verſprach man daher dem Braman, ſeines Lebens zu ſchonen, wenn er die Wahrheit entdecken würde. Hierauf ſagte er aus: er wäre vor einigen Tagen in Seringham geweſen, wohin ihn der Regent ausdrücklich habe einladen laſſen. Man hätte ihm 100,000 Rupien verſprochen, wenn er ein Mittel erfinden könnte, durch dieſen Brief Iſſoof bey den Engländern verdächtig zu machen; er fügte hinzu, daß er ſich der Sache theils wegen der Belohnung unterzogen, theils auch ſich an Iſſoof zu rächen, der an ſeinem lezten Verhaft vorzüglich ſchuld ſey. Die Colleries beſtanden unveränderlich auf ihrer vorigen Ausſage, worauf ſie und die beiden Offiziers losgelaſſen und alle für unſchuldig erklärt wurden.

Man hatte jedoch immer noch Verdacht, daß 1754
man nicht die völlige Wahrheit erfahren habe, und daß ganz andre Perſonen als ein unbedeutender Schreiber in dieſer Sache intereſſirt ſeyn müßten; der Braman wurde daher in Verhaft behalten, und oft zu weitern Entdeckungen aufgemuntert, allein er blieb bey ſeiner lezten Erklärung. Da Lawrence ſahe, daß er durch gelinde Mittel nichts ausrichten konnte, beſchloß er die Wirkung der Furcht zu verſuchen, und befahl daher dem Dolmetſcher ihm zu ſagen, daß er den folgenden Tag ſterben müßte, wenn er nicht alles entdeckte, und ſeine Ausſagen durch Beweiſe beſtätigte. Nunmehr wurde die Sprache verändert, und er geſtand, daß ein Einwohner von Tritchinapoly, Namens Gopinrauze, der ehmals Dolmetſcher des engliſchen Commandanten geweſen war, ihm angerathen habe, nach Seringham zu gehn, und den Entwurf mit dem Briefe dem Regenten vorzutragen. Gopinrauze wurde ſogleich eingezogen; er leugnete alles, war aber ſehr erſchrocken und verwirrt, und Poniapah urtheilte, daß er gewiß ſchuldig ſey. Mittlerweile ſchickte der Braman heimlich zu Iſſoof und ließ ihn zu ſich bitten, weil er ihm etwas Wichtiges zu ſagen habe. Iſſoof fand ſich ein, hatte aber die Vorſicht beobachtet, noch jemand mitzunehmen, um ein Zeuge der Unterredung zu ſeyn. Nunmehr machte der Gefangene folgende Erklärung: „Er ſey von dem Dolmetſcher und Agen„ten des Commiſſariats, Peramrauze, einigemal „nach Seringham geſchickt worden, um die Loslaſſung „der Familie [illegible] ſeines Obern zu bewirken, die bey „[illegible] großen Convoy gefangen worden

1754. „wäre; auch hätte er nach einigen Reisen seinen Zweck „erreicht. Kurz darauf hätte ihm Poniapah angele„gen, weil er im feindlichen Lager bekannt sey, einen „Brief dahin zu bringen, und solchen entweder dem „Könige oder einem vornehmen Hofbeamten zu über„geben: er habe geantwortet, dies sey ein gefährliches „Geschäft, das ihm das Leben kosten könnte; der „Dolmetscher aber hätte erwiedert, daß er sodann „fähig sey ihn zu retten, wenn er sagte, er habe ihn „als Spion gebraucht. Der Braman versprach es „zu überlegen, und gab seinem Vorgesetzten Peram„rauze davon Nachricht, der ihm rieth, dem Ponia„pah zu willfahren. Dieser aus Furcht einer Ent„deckung wollte den Brief nicht im englischen Lager „schreiben lassen, sondern bat den Braman, ihn selbst „zu schreiben, wenn er in Seringham seyn würde. „Diesen Auftrag befolgte er auch. Der Brief wurde „an die zwey vornehmsten Befehlshaber der Myseren „gerichtet, mit dem Ansuchen den Regenten zu here„den, an den Major Lawrence zu schreiben und ihn „zu bitten, Poniapah nach der Insel zu senden, um „Vorschläge wegen Tritchinapoly anzuhören. Den „folgenden Tag kamen auch einige Abgeordnete zu „Lawrence, der den Dolmetscher sofort ins feindliche „Lager schickte. Der Braman begleitete ihn, und „war bey seiner Unterredung mit dem Regenten gegen„wärtig, der sehr wider den Nabob wegen Verletzung „des Tractats loszog, und die Ursache zu wissen be„gehrte, warum er von den Engländern unterstützt „würde? Poniapah antwortete, daß er ihnen beyge„standen hätte, das Fort St. David zu vertheidigen,

Man hatte jedoch immer noch Verdacht, daß 1754
man nicht die völlige Wahrheit erfahren habe, und daß ganz andre Personen als ein unbedeutender Schreiber in dieser Sache interessirt seyn müßten; der Braman wurde daher in Verhaft behalten, und oft zu weitern Entdeckungen aufgemuntert, allein er blieb bey seiner lezten Erklärung. Da Lawrence sahe, daß er durch gelinde Mittel nichts ausrichten konnte, beschloß er die Wirkung der Furcht zu versuchen, und befahl daher dem Dolmetscher ihm zu sagen, daß er den folgenden Tag sterben müßte, wenn er nicht alles entdeckte, und seine Aussagen durch Beweise bestätigte. Nunmehr wurde die Sprache verändert, und er gestand, daß ein Einwohner von Tritchinapoly, Namens Gopinrauze, der ehmals Dolmetscher des englischen Commandanten gewesen war, ihm angerathen habe, nach Seringham zu gehn, und den Entwurf mit dem Briefe dem Regenten vorzutragen. Gopinrauze wurde sogleich eingezogen; er leugnete alles, war aber sehr erschrocken und verwirrt, und Poniapah urtheilte, daß er gewiß schuldig sey. Mittlerweile schickte der Braman heimlich zu Issoof und ließ ihn zu sich bitten, weil er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Issoof fand sich ein, hatte aber die Vorsicht beobachtet, noch jemand mitzunehmen, um ein Zeuge der Unterredung zu seyn. Nunmehr machte der Gefangene folgende Erklärung: „Er sey von dem Dolmetscher und Agen„ten des Commissariats, Peramrauze, einigemal „nach Seringham geschickt worden, um die Loslassung „der Familie dieses seines Obern zu bewirken, die bey „der Wegnahme der großen Convoy gefangen worden

1754. „bramans-Stelle mit tauſend ihm untergeordneten
„Prieſtern, denn Poniapah war ſelbſt ein Braman.
„Nach der Rückkunft ins engliſche Lager gab der Dol-
„metſcher dem Major Lawrence nur von demjenigen
„Theile der Unterredung Nachricht, der ihm nicht
„nachtheilig werden konnte, wobey er dem Braman
„ernſtlich anlag, Niemanden etwas zu ſagen, außer
„ſeinem Vorgeſezten Peramrauze, jedoch auch dieſem
„nicht mehr, als was er ſelbſt dem Major ſagen
„würde. Einige Zeit hernach erfoderten Commiſſa-
„riats-Geſchäfte eine Reiſe des Bramans nach Tan-
„jore, welches Poniapah ſehr ungern ſah. Nach
„ſeiner Rückkunft wurde er wegen fehlender Caſſen-
„gelder in Verhaft genommen, allein auf Bürgſchaft
„des Peramrauze kam er los. Der Dolmetſcher
„ſagte ihm nun, daß durch ſeine Reiſe nach Tanjore
„viel Zeit verloren wäre, und daß der Regent, da er
„ſeitdem nichts weiter von dem Geſchäfte gehört habe,
„denken würde, man habe ſeiner geſpottet, daher es
„nöthig ſey, daß der Braman wieder nach Sering-
„ham ginge. Dieſes geſchah nach erhaltener Inſtruc-
„tion, die dahin abzweckte, dem Regenten vorzuſtellen,
„alles anzuwenden, den Engländern den Proviant
„abzuſchneiden, weil dieſes ihren Rückzug unfehlbar
„beſtimmen würde; daß, da Iſſoof der einzige Mann
„wäre, der die Convoys ſo glücklich zu führen wüßte,
„ſo ſey es nöthig, ihn aus dem Wege zu räumen;
„dieſes könnte nicht beſſer geſchehn, als wenn ihm
„der Regent einen Brief von verrätheriſchem Inhalt
„ſchriebe. Dieſes hätte der Regent auch gethan,
„und ihm ſolchen gegeben, da er ihn dann ins engli-
„ſche Lager gebracht hätte.“

Sobald Iſſoof dieſe Erzählung angehört hatte, 1754.
ging er zu Peramrauze und ſtellte ihn zur Rede. Dieſer Mann warf ſich ihm zu Füßen, und flehte um Gnade. Iſſoof aber nahm ihn gleich feſt, und begab ſich zum Major Lawrence, dem er die lezte Ausſage des Bramans meldete, worauf Poniapah auch eingezogen wurde.

Beym Verhör beſtätigte der Braman alles Geſagte. Da man ihn frug, warum er den Gopinrauze angegeben habe? ſagte er, daß Poniapah, der ihn im Namen des Majors mit dem Tode habe bedrohen müſſen, ihm gerathen, jemand ſonſt anzugeben, den er kürzlich geſehn. Nun habe er mit Gopinrauze in Gegenwart vieler Soldaten neulich eine Unterredung gehabt, und ihn daher in der Todesangſt als Mitſchuldigen angeklagt. Peramrauze geſtand alles, und ſeine Ausſage traf mit dem Geſtändniß des Bramans genau ein. Hierauf wurde der Oberdolmetſcher Poniapah zum Tode verdammt; man band ihn vor die Mündung einer Kanone, und ſchoß ihn ſo in Stücken. Er geſtand nichts; ſein Haß gegen Iſſoof kam aus Eiferſucht her, wegen des großen Einfluſſes, den dieſer Offizier im Lager hatte, wodurch der ſeinige ſehr geſchwächt wurde. Dieſe ſo verworrene Verrätherey hatte ihren Grund in der damaligen Nachläßigkeit der Engländer, ſich mit den Sprachen in Indien bekannt zu machen, deren Unkunde ſie nöthigte, ſich auf fremde Dolmetſcher zu verlaſſen.

Der Regent hatte nicht die Wahrheit
als er gegen Poniapah behauptete, daß der U

1754. ſeiner Truppen in Seringham ſeinen Finanzen nicht nachtheilig ſey; denn ſein Schatz war ſo ſehr erſchöpft, daß er kaum Geld zuſammen bringen konnte, ſeine Armee zu befriedigen, und den Maratten ganz und gar nichts mehr zu geben vermochte. Das franzöſiſche Sprichwort: „Kein Geld, kein Schweizer!“ könnte ſehr füglich in Indien bey den Maratten gebraucht werden, denn wo kein Geld iſt, iſt auch kein Maratte. Morari-row wurde kaum dieſen Mangel gewahr, als ihm der Krieg überdrüßig ward, und um einen Vorwand zu haben, mit dem Regenten zu brechen, foderte er die rückſtändigen Summen ohne weitern Verzug, die nach ſeiner Rechnung eine Million Rupien betrugen. Der Regent behauptete, ihm nichts mehr ſchuldig zu ſeyn, da er ihm ſtets jede Geldfoderung ſogleich bezahlt habe. Dieſes verurſachte einen heftigen Streit unter ihnen, der ſich damit endigte, daß Morari-row mit allen ſeinen Maratten die Inſel verließ, und ſich jenſeit des Coleroon lagerte, mit der Erklärung, nicht ehe zurückzukehren, bis das Geld bezahlt ſey.

Die Feinde beſchloſſen, ihre Rache an dem Polygar Tondiman auszulaſſen, deſſen Neigung gegen die Engländer dieſe zu ihrem langen Aufenthalt bey Tritchinapoly aufgemuntert hatte, ſeitdem ſie keinen Proviant mehr aus Tanjore erhalten konnten. Der franzöſiſche Befehlshaber Maiſſin fiel daher mit allen ſeinen Europäern, mit 3000 Sepoys [illegible] 1000 myſoreſchen Reitern in Tondimans Land [illegible] es zu verwüſten; die Einwohner aber retteten [illegible] mit allen ihren Habſeligkeiten und ihrem Vieh [illegible]

sten Wälder, wo man ihnen unmöglich folgen konnte. 1754.
Die Feinde fanden daher nichts als leere Dörfer zu verbrennen. Da ihr Unfug hiedurch begränzt, und die Hoffnung zur Plünderung vereitelt wurde, beschlossen sie in Tanjore einzufallen, und sich hier Beute zu holen. Sie raubten allenthalben, und nahmen das Fort Kelli Cotah ein.

Lawrence hoffte, daß dieser unerwartete Einfall den König von der Nothwendigkeit überzeugen würde, sich mit den Engländern zu vereinigen; er war daher entschlossen, den ersten Eindruck zu nutzen, den die Furcht auf seinen Geist machen würde, und ihm sogleich zu Hülfe zu eilen. Alle Vorposten wurden eingezogen, die Besatzung von Tritchinopoly bis auf 400 Europäer verstärkt, und mit den übrigen Truppen brach er den 23sten May auf, nachdem er der wartenden Verstärkung in Devi-Cotah Befehl zugeschickt hatte, zu ihm in Tanjore zu stoßen. Lawrence marschirte durch die Wälder, wo er den Polygar Tondiman antraf, den er mit aller Hochachtung und Freundschaft empfing, die seine Treue gegen die Engländer verdiente. Den nämlichen Tag kam auch ein Abgeordneter vom König von Tanjore an, der dringend um Beystand bat. Die Feinde hatten mittlerweile auch Colladdy eingenommen, und hier den großen Damm durchstochen, welcher das Wasser des Caveri abhielt, in den Coleroon zu fließen, und daher das Bollwerk der Fruchtbarkeit des tanjoreschen [illegible] genannt werden konnte.

[illegible] größte Unglück, das der Na-
[illegible]ch erregte es eine allgemeine

1754. Beſtürzung. Der König glaubte doch etwas thun zu müſſen, und ſchickte daher ſeinen Onkel Gauderow mit 1500 Reitern, den Feind aufzuſuchen. Dieſer untaugliche General aber wurde von einem andern Feinde überfallen, den er nicht erwartete.

Der Nabob hatte während dem Kriege zu wiederholtenmalen dem Morari-row Vorſchläge gethan, um ihn dahin zu bringen, nach Hauſe zu marſchiren; die ausſchweifenden Foderungen aber auf der einen Seite, und der Geldmangel auf der andern, waren bisher unüberſteigliche Schwierigkeiten geweſen, den Tractat zu Stande zu bringen. Da nun aber dieſelbe Urſache die Maratten von den Myſoren getrennt hatte, ſo ſchmeichelte er ſich, daß er dieſen gefährlichen Feind ohne Koſten los werden würde. Morari-row aber war nicht ſo leicht zu befriedigen; er machte allerley Entwürfe, und beſchloß nicht eher zurück zu gehn, bis er eine gewiſſe Summe Geld von einer oder der andern ſtreitenden Partey, oder auch von beiden erpreßt haben würde. Der Marſch des Gauderow erzeugte bey ihm den Gedanken, daß, wenn er über dieſe Truppen herfiele, der bereits durch den Einfall der Franzoſen und Myſoren äußerſt erſchrockene König unfehlbar dahin gebracht werden würde, ſeinen Rückzug zu erkaufen. Glückte es ihm damit nicht, ſo hoffte er wenigſtens, ſich nachdrücklich wegen der Niederlage der Maratten zu rächen, die im Anfange dieſes Jahres hier umgekommen waren. Durch die beiden Leidenſchaften, Eigennutz und Rache beſeelt, ſuchte er mit 3000 Maratten den Gauderow auf, und überfiel ihn bey Ta-

gesanbruch mit solchem Nachdruck, daß nur 300 1754.
Tanjoren nebst ihrem Anführer entrannen, die übrigen wurden entweder niedergehauen, oder zu Gefangenen gemacht. Einige Tage hernach vereinigten sich die Truppen aus Devi Cotah mit der Armee; sie bestanden aus 150 Europäern und 500 Sepoys. Da der Major Lawrence krank war, so übertrug er es dem Abgeordneten Palk und dem Capitain Calliaud, mit dem Könige zu traktiren.

Sie fanden ihn zwar voll Reue über sein den Engländern entzogenes Wort und des Monack-jee Entlassung, dennoch aber hing er beständig noch an seinem Minister Succo-jee, dessen üblen Rathschlägen er seine unglückliche Lage zu verdanken hatte. Als ein schwacher Mann glaubte er entgegengesezte Dinge vereinigen zu können; er wollte seinem General wieder den vorigen Posten geben, ohne jedoch dessen Todfeind, den Minister, zu entfernen. Die Engländer aber erklärten geradezu, daß sie unter keiner andern Bedingung, als die Absezung des Succo-jee, mit ihm ein Bündniß schließen wollten. Da er sie nun hierin unbeweglich fand, und er überdem von einer ansehnlichen Verstärkung hörte, die sie täglich erwarteten, und sodann den Krieg ohne ihn führen könnten, so bewilligte er ihr Verlangen. Succo-jee wurde abgesezt, und Monack-jee erhielt nicht allein seine Stelle als Feldherr wieder, sondern bekam auch den erledigten Posten als oberster Minister. Um einem Rückfalle des Königs vorzubeugen, bestanden die Engländer darauf, daß der abgesezte Minister das Königreich verlassen sollte. Dies geschah;

1754. er reiſte mit ſeiner Familie ab, unter dem Vorwande eine weit entlegene berühmte Pagode zu beſuchen; ein gewöhnliches Vorgeben vornehmer Männer von der indiſchen Religion, wenn ſie gezwungen ſind, der Gefahr zu entrinnen, oder der gehabten Gewalt zu entſagen. Dieſe für des Nabobs und der Engländer Intereſſe ſo nöthige Veränderung war das Werk von ſieben Tagen. Monack-jee wurde den 7ten Junius vom Könige mit vielen Ceremonien in ſeine Würden eingeſezt, und fing ſeine Adminiſtration gleich mit Anwerbung von Truppen an; da dieſes aber einige Zeit erfoderte, ſo bat Lawrence die Regierung in Madras, ihm bald die aus Bombay und Europa angekommene Verſtärkung zu überſenden, und auch den Maphuze Khan zur Vereinigung zu bewegen, damit alle Truppen zu gleicher Zeit von Tanjore nach Tritchinapoly aufbrechen könnten.

Dieſem Verlangen zufolge beſchloß man 400 Europäer und Topaſſen nebſt 500 Sepoys bey Conjeveram zum Maphuze Khan ſtoßen zu laſſen, um mit ihm nach Tanjore zu marſchiren. Die Leidenſchaft dieſes Prinzen war, ſich an der Spitze von Truppen zu ſehn, ſo ſehr es ihm auch an Talenten fehlte, ſie zu commandiren; er zeigte daher keine Neigung, die Gegend von Arcot zu verlaſſen, und gab zur Urſache an, daß Abdulwahab Khan ihm noch nicht das nöthige Geld ausgezahlt habe. Unter dieſem Vorwande marſchirte er immer im Lande herum, und hob Contributionen von ſolchen Polygars und Statthaltern ein, die nicht ſtark genug waren, ihm Widerſtand zu thun. Da ſich endlich die Regierun-

in Madras erklärte, ihm das Geld zu zahlen, wenn 1754.
er ohne Verzug aufbrechen wollte, ſo zeigte er ſich bereitwillig. Dupleix aber, der ſeinen Charakter genau kannte, hintertrieb dieſen Vorſatz dadurch, daß er der Beſatzung in Gingee befahl, in Vereinigung mit andern Truppen ins Feld zu rücken. So gering auch dieſe Anzahl war, ſo wurde Maphuze Khan doch durch ihre Erſcheinung ſo ſehr erſchreckt, daß er ſich vorzurücken weigerte, bis die verſprochenen Europäer bey ihm angelangt ſeyn würden. Sie kamen an, und nun eilten die Franzoſen nach Gingee zurück. Dennoch aber wollte er nicht nach Tritchinapoly marſchiren, und verlangte zuvor ſein Geld zu haben. Die engliſche oſtindiſche Regierung war daher genöthigt, ihm 50,000 Rupien zu bezahlen, und verſprach ihm noch einmal ſoviel zu geben, ſobald er den Coleroon paſſirt wäre. Dieſes vermochte ihn endlich, im Anfange des Julius aufzubrechen.

Morari-row ſezte nun nach ſeinem Siege über Gauderow ſeine übrigen Entwürfe fort. Er ſchrieb an den Nabob, der ſich damals in Tanjore befand, daß, wenn er ihm für die Zahlung von 300,000 Rupien Sicherheit ſtellte, ſo wollte er gleich nach Hauſe marſchiren, und nie mehr ein Feind weder von ihm, noch von den Engländern, noch von den Tanjoren ſeyn. Der Nabob hatte kein Geld, er wandte ſich daher an den König von Tanjore, der nach vielen Conferenzen es endlich zu geben bewilligte. Man entwarf einen Tractat, worin feſtgeſezt wurde, daß die Ma[illegible]en 50,000 Rupien haben ſollten, ſo[illegible] ſie [illegible]hof angelangt wären, 100,000,

1754. wenn ſie die weſtlichen Gebirge paſſirt hätten, und die übrigen 150,000 nach ihrer Ankunft im Vaterlande. Während dieſer Unterhandlung in Tanjore benachrichtigte Morari-row den Regenten von Myſore, daß er im Begriff ſtehe, mit dem Nabob einen Tractat zu ſchließen, er wolle aber die Unterhandlung abbrechen, wenn ihm der Regent die ſtreitigen Gelder bezahlte. Dieſer ſchickte ihm, in der Angſt, alles Geld, was er nur füglich entbehren konnte, ungefähr 50,000 Rupien. Kaum hatte der Maratte es empfangen, als er mit ſeinen Truppen nach Volcondah marſchirte; und im Anfange des Julius nach ſeinem Erblande ging, das 130 Meilen von Arcot entfernt war. Er beſaß hier ein eignes Fürſtenthum, ganz unabhängig von ſeiner Nation, allein abhängig vom Subah von Decan. Dies war der Preiß von der 1741 an Nizam-al-muluck geſchehenen Uebergabe von Tritchinapoly. Da neue Staaten gewöhnlich mit mehr Sorgfalt als alte beherrſcht zu werden pflegen, ſo erwarb er ſich bald die Liebe ſeiner Unterthanen und die Achtung ſeiner Nachbarn, zog von ſeiner Nation Soldaten ins Land, allein nur ſolche, deren Tapferkeit bekannt war, und begegnete ihnen ſo wohl, daß ſie ihn nie verlaſſen wollten; im Gegentheil ſchien die ganze Armee nur Eine Familie zu ſeyn. Er bemühte ſich, den kriegeriſchen Geiſt durch gleiche Theilung der Beute bey ihnen zu nähren, und brachte ihnen Luſt bey, ſich Strapatzen zu unterziehn, ſo daß ſie nie klagten, als wenn ſie nichts zu thun hatten. Die Wahl ſeiner Offiziere zeigte noch mehr ſeine Fähigkeit; denn er hatte keinen Anführer von hundert Reitern, der

nicht im Stande gewesen wäre, die ganze Armee zu commandiren. Dennoch war jeder mit seinem Range zufrieden, und alle lebten in völliger Harmonie unter einander, und in vollkommenem Gehorsam gegen die Befehle ihres Feldherrn. Diese Truppen wurden daher mit Recht für die besten Soldaten in Indien gehalten. Außer den der marattischen Nation eigenen Eigenschaften, als Muth, Thätigkeit, Kriegslist und große Geschicklichkeit ihre Pferde abzurichten, und den Säbel zu führen, hatten sie bey ihren Gefechten mit den Europäern gelernt, die Furcht vor Feuergewehr zu überwinden, ja sie waren im Stande, gegen ganze Batterien ihre Schlachtordnung zu behaupten. Nur erst in diesem Kriege auf der Küste von Coromandel bediente man sich der Kanonen in diesem Theile von Indien, ob man gleich schon längst die Musketen gebrauchte; nichts war daher den Truppen dieses Landes fürchterlicher als eine Kanonade. 754.

Lawrence wünschte nun, nach Abfertigung der Maratten, eiligst nach Tritchinapoly zurück zu marschiren, und lag deshalb dem Monack jez beständig an. Wenige Feldherren in Indien haben Begriffe von dem Werthe der Zeit bey kriegerischen Operationen; der tanjoresche General übereilte sich daher auch nicht, sondern erklärte, daß er seine Cavallerie nicht vor Ende des Julius zusammen bringen könnte. Lawrence beschloß hierauf nicht zu warten; er hoffte, daß seine thätige Ungeduld mehr als seine Vorstellungen bewirken würde, brach daher in Begleitung des Nabobs den 22sten mit den englischen Truppen auf, und lagerte sich bey Valconda, einer Stadt zwölf

1754. Meilen von Tanjore in den Wäldern gelegen, die von Colleroos bewohnt werden. Fünf Tage hernach kam auch Monack-jee mit der tanjoreſchen Armee an, erklärte aber ſeine Abneigung weiter vorzurücken, bis Maphuze Khan mit ſeinen Soldaten und der europäiſchen Verſtärkung zu ihm geſtoßen wäre. Auch der Nabob lag dem Lawrence ernſtlich an, dieſe Truppen abzuwarten; er gab daher wider Willen nach, jedoch mußte ſich Monack-jee verbinden, allen in dieſer Zwiſchenzeit erfoderlichen Proviant, der mittlerweile von dem vorhandenen Vorrath genommen wurde, wieder zu erſetzen.

In dieſer Zeit ereignete ſich in der Regierung von Pondichery eine Revolution, die jedermann in Indien in Erſtaunen ſezte. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie hatte im vorigen Jahre dem brittiſchen Miniſterio wegen dem Kriege Vorſtellung gethan, worin ſie auf der Küſte von Coromandel verwickelt wäre, und um den Beyſtand der Regierung angeſucht, entweder um den Krieg zu endigen, oder um ihn fortzuſetzen, da ihre Macht in Indien allein nicht hinreichend ſey die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie in Schranken zu halten, weil dieſe von der Krone Frankreich ſtark unterſtüzt würde. Das brittiſche Miniſterium ſah die Nothwendigkeit ein, ſich ins Mittel zu legen, um die ehrgeizigen Entwürfe des Dupleix zu hemmen, und fing deshalb in Verſailles eine Unterhandlung an. Duvelaer, ein Direktor der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie, wurde nebſt ſeinem Bruder, dem Grafen von Lude, die beide viele Jahre in Indien geweſen waren, von Paris nach London abgeordnet,

nicht im Stande gewesen wäre, die ganze Armee zu commandiren. Dennoch war jeder mit seinem Range zufrieden, und alle lebten in völliger Harmonie unter einander, und in vollkommenem Gehorsam gegen die Befehle ihres Feldherrn. Diese Truppen wurden daher mit Recht für die besten Soldaten in Indien gehalten. Außer den der marattischen Nation eigenen Eigenschaften, als Muth, Thätigkeit, Kriegslist und große Geschicklichkeit ihre Pferde abzurichten, und den Säbel zu führen, hatten sie bey ihren Gefechten mit den Europäern gelernt, die Furcht vor Feuergewehr zu überwinden, ja sie waren im Stande, gegen ganze Batterien ihre Schlachtordnung zu behaupten. Nur erst in diesem Kriege auf der Küste von Coromandel bediente man sich der Kanonen in diesem Theile von Indien, ob man gleich schon längst die Musketen gebrauchte; nichts war daher den Truppen dieses Landes fürchterlicher als eine Kanonade. 754.

Lawrence wünschte nun, nach Abfertigung der Maratten, eiligst nach Tritchinapoly zurück zu marschiren, und lag deshalb dem Monack jeden beständig an. Wenige Feldherren in Indien haben Begriffe von dem Werthe der Zeit bey kriegerischen Operationen; der tanjoresche General übereilte sich daher auch nicht, sondern erklärte, daß er seine Cavallerie nicht vor Ende des Julius zusammen bringen könnte. Lawrence beschloß hierauf nicht zu warten; er hoffte, daß seine thätige Ungeduld mehr als seine Vorstellungen wirken würde, brach daher in Begleitung des Nabobs den 22sten mit den englischen Truppen auf, und lagerte sich bey Atchempettah, einer Stadt zwölf

1754. irgend eine Vorſtellung von Seiten des engliſchen, Dupleix das Gouvernement von Pondichery abnahm, und Godeheu, Direktor der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie, zum Friedenscommiſſarius ernannte; auch erhielt er den Poſten als Oberbefehlshaber mit unbegränzter Autorität über alle franzöſiſche Beſitzungen in Indien. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie ernannte den oft gedachten Gouverneur Saunders und einige andre Glieder der Regierung von Madras, um mit Godeheu zu tractiren.

Dupleix erhielt den 1ſten Auguſt von dieſen Entſchlieſſungen Nachricht, und den 2ten langte ſchon das Schiff mit ſeinem Nachfolger in Pondichery an. Sobald dieſer das Land betrat, machte er feyerlich ſeinen Auftrag bekannt, und übernahm die Adminiſtration. Dupleix übergab ihm alles mit der ſcheinbarſten Gleichmüthigkeit und Heiterkeit des Geiſtes, die er beſtändig bey Unfällen aller Art gezeigt hatte. Durch dieſes ſehr vernünftige Betragen erſparte er ſich ſchimpfliche Begegnungen, auf die man ſich ſchon vorbereitet hatte, wenn er widerſpenſtig geweſen wäre; denn Godeheu war mit einem Lettre de cachet verſehn, (ein unbeſtimmtes Wort, da die Sache ſelbſt zur Zeit noch in Deutſchland unbekannt iſt) vermittelſt 1754.
welchem man alle Formalitäten der franzöſiſchen Geſetze und Juſtizpflege übergehen kann, wenn man ganz kurz einen Menſchen als Staatsverbrecher bezeichnet; eine Erklärung, nach welcher alle ſich des Hochverraths ſchuldig machen, die zur Vollziehung des königlichen Befehls ihren Beyſtand verſagen. Da Godeheu nicht Urſache hatte, ſich dieſer großen Gewalt gegen

wo ſie mit dem Staatsminiſter Grafen von Holderneß 1754.
häufige Conferenzen hatten. Dieſer Miniſter war durch große Bemühungen und unabläſſiges Forſchen zu einer ſehr genauen Kenntniß von Indien und den dortigen Angelegenheiten gelangt. Da er nun ſahe, daß die Franzoſen Zeit zu gewinnen ſuchten, ſo vermochte er den König dahin, eine Eſcadre Kriegsſchiffe ausrüſten zu laſſen, die ein Regiment königliche Truppen nach Indien überbringen ſollten. Dieſer Entſchluß überzeugte das franzöſiſche Miniſterium, daß eine Behutſamkeit in ihren Entwürfen, in Indien Eroberungen zu machen, und ihre Beſitzungen zu vergrößern, beide Nationen unfehlbar in einen großen Krieg verwickeln würde, dazu Frankreich nicht vorbereitet war; man kam daher bald überein, daß die Streitigkeiten beider Compagnien in Indien durch Commiſſarien geſchlichtet, und alles auf gleichen Fuß geſetzt werden ſollte, ohne auf die Vortheile im geringſten Rückſicht zu nehmen, die der eine oder der andre Theil mittlerweile erlangt haben könnte. Es war nun nichts übrig, als ſolche Commiſſarien zu ernennen, die unbedingt dieſe Abſichten erfüllen würden. Die Franzoſen ſelbſt waren überzeugt, daß Dupleix nicht als Commiſſarius in einer ſo kritiſchen Angelegenheit erwählt werden müßte, wo alle ſeine Plane vernichtet würden; überdem ſahen ſie voraus, daß das brittiſche Miniſterium ihre Aufrichtigkeit in Anſehung ihrer friedlichen Geſinnungen in Verdacht ziehen müßte, wenn ſie Dupleix zur Schließung des Tractats nur vorſchlagen ſollten. Es war hier kein Mittelweg vorhanden, daher der franzöſiſche Hof freywillig, ohne

1754. und befahl daher der europäiſchen Beſatzung, ſich von ihm abzuſondern. Dieſe kam alſo den 14ten Auguſt bey Arthempettah an. Die Armee wurde nun gemuſtert, und beſtand aus 1200 Europäern mit vierzehn Kanonen, 3000 Sepoys, 3000 Mann europäiſcher Infanterie, und 2500 Mann Cavallerie. Der Nabob hatte nur eine Leibwache von funfzig Reitern. Den 16ten marſchirte die Armee auf Tritchinapoly los. Die Feinde, welche von ihrer Annäherung hörten, verließen das Lager, um ihnen den Weg zu verſperren.

Die Franzoſen waren 900 Europäer und 400 Topaſſen ſtark, und die myſoreſche Cavallerie beſtand in 10,000 Mann. Man kanonirte einander, bis ſich die Franzoſen mit großem Verluſt zurückzogen, und die Myſoren ein gleiches thaten. Monack-jee war bemühe ſie mit ſeiner Reiterey zu verfolgen, und zog daher die Truppen an ſich, die zur Bedeckung der Bagage dienten. Dieſen Fehler benutzte Hidernaig, der geſchickteſte Befehlshaber unter den Myſoren, und eilte durch einen Umweg die Bagage anzufallen. Es glückte ihm auch, fünfundbreißig engliſche Karren mit Gewehr und Munition geladen zu erbeuten, und ſie mit ſich fortzubringen. Das unſchlüſſige Betragen der Franzoſen und ihr geringer Widerſtand war jedoch nicht ſowohl der Muthloſigkeit, als gewiſſen Befehlen zuzuſchreiben, die ihr Befehlshaber aus Pondichery erhalten hatte, ein Hauptreffen zu vermeiden.

Die Armee rückte nun in Tritchinapoly ein; und die Franzoſen nebſt ihren Bundsgenoſſen marſchirten wieder nach der Inſel Seringham. Dieſe Entfernung nutzten die Engländer, um die Waſſerplätze und

Dämme bey der Stadt wieder herzuſtellen, ſodann 1754.
ſchickte Lawrence, ſeinem Verſprechen gemäß, Mo-
nack-jee mit dem größten Theile der tanjoreſchen Trup-
pen, 220 Europäern und 600 Sepoys, nach Coi-
laddy, um die Coolies zu bedecken, die hier an dem
großen vom Feinde im May durchſtochenen Damme
arbeiteten. Die regnichte Jahrszeit kam auch jezt
heran, da denn die engliſchen Truppen ſämtlich die
Cantonirungsquartiere bezogen.

Eine engliſche Eſcadre unter dem Admiral Wat-
ſon kam mittlerweile auf der Küſte an; ſie beſtand
aus drey Kriegsſchiffen von ſechzig, funfzig und zwan-
zig Kanonen nebſt einer Kriegsſchaluppe und vielen
Compagnieſchiffen; am Bord derſelben war das neun-
undvierzigſte Regiment, 700 Mann ſtark, vierzig
königliche Artilleriſten, und 200 Rekruten für die Trup-
pen der Compagnie. Die Franzoſen hatten auch eine
Verſtärkung von 1200 Mann erhalten; unter dieſen
waren 600 Huſaren, unter Commando des berüch-
tigten Fiſcher, die übrigen aber beſtanden in rohen Re-
kruten. Beide Theile konnten alſo jezt eine nie in
Indien geſehene Macht von 2000 Europäern ins Feld
ſtellen; die engliſchen Truppen aber waren ſo entſchei-
dend beſſer, daß, wenn das Schwert jezt hätte den
Ausſchlag geben ſollen, die Franzoſen gewiß gezwungen
worden wären, um Friede zu bitten. Godeheu ſelbſt
kannte dieſe auffallende Verſchiedenheit nur zu wohl,
und da er überdem beſorgte, daß die Engländer ihre
Eſcadre zu größern Vortheilen nutzen würden, ſo zeigte
er bey ſeine[illegible] eine ſolche Mäßigung, daß
Saunders [illegible]ffenſtillſtand bewilligte.

1754. Die Bundsgenoſſen beider Theile waren in dieſem Waffenſtillſtande mit einbegriffen, der in Madras, Pondichery, Tritchinapoly und in allen Städten auf der Küſte von Coromandel bekannt gemacht wurde. Er nahm den 11ten October ſeinen Anfang, und ſollte bis zum 11ten Januar des folgenden Jahres dauern. Lawrence begab ſich nun nach Madras, wo er die Würde eines Obriſtlieutenants erhielt; desgleichen übergab ihm der Gouverneur Saunders im Namen der Compagnie einen koſtbaren reich mit Diamanten beſezten Degen, zur Dankbarkeit für ſeine Dienſte. Dieſe Ehrenzeichen machten jedoch bey ihm nicht die Beleidigung gut, daß man den Oberſten Adlercron aus Europa geſchickt hatte, die engliſchen Truppen in Indien zu commandiren.

Im Anfange des Jahres 1754 war Salabad-jing in Begleitung von Buſſy und den franzöſiſchen Truppen gegen den marattiſchen Großfeldherrn Ragogee Bonſola zu Felde gezogen, der die nordöſtlichen Theile von Decan von neuem verheerte. Man weiß bis jezt noch nicht die nähern Umſtände ſowohl von dieſem Feldzuge, als von allen andern, wo Buſſy commandirte; ſo viel iſt nur bekannt, daß die Armee des Salabad-jing und ſeiner Alliirten bis Nagpore, der Hauptſtadt des Ragogee, vorrückte, und daß nach vielen Scharmützeln im April der Friede geſchloſſen wurde. Im May ging Buſſy nach Hyderabad, um von dort aus die neulich erſtandenen Provinzen zu beſuchen, wo ſich die Franzoſen nur mit vieler Mühe und Widerſtand feſtgeſezt hatten. Jaffer-ally war einige Jahre lang Statthalter von Rajamundrum und

Dämme bey der Stadt wieder herzuſtellen, ſodann 1754.
ſchickte Lawrence, ſeinem Verſprechen gemäß, Mo-
nack-jee mit dem größten Theile der tanjoreſchen Trup-
pen, 220 Europäern und 600 Sepoys, nach Coi-
laddy, um die Coolies zu bedecken, die hier an dem
großen vom Feinde im May durchſtochenen Damme
arbeiteten. Die regnichte Jahrszeit kam auch jezt
heran, da denn die engliſchen Truppen ſämtlich die
Cantonirungsquartiere bezogen.

Eine engliſche Eſcadre unter dem Admiral Wat-
ſon kam mittlerweile auf der Küſte an; ſie beſtand
aus drey Kriegsſchiffen von ſechzig, funfzig und zwan-
zig Kanonen nebſt einer Kriegsſchaluppe und vielen
Compagnieſchiffen; am Bord derſelben war das neun-
undvierzigſte Regiment, 700 Mann ſtark, vierzig
königliche Artilleriſten, und 200 Rekruten für die Trup-
pen der Compagnie. Die Franzoſen hatten auch eine
Verſtärkung von 1200 Mann erhalten; unter dieſen
waren 600 Huſaren, unter Commando des berüch-
tigten Fiſcher, die übrigen aber beſtanden in rohen Re-
kruten. Beide Theile konnten alſo jezt eine nie in
Indien geſehene Macht von 2000 Europäern ins Feld
ſtellen; die engliſchen Truppen aber waren ſo entſchei-
dend beſſer, daß, wenn das Schwert jezt hätte den
Ausſchlag geben ſollen, die Franzoſen gewiß gezwungen
worden wären, um Friede zu bitten. Godeheu ſelbſt
kannte dieſe auffallende Verſchiedenheit nur zu wohl,
und da er überdem beſorgte, daß die Engländer ihre
Eſcadre zu größern Vortheilen nutzen würden, ſo zeigte
er bey ſeinen Anträgen eine ſolche Mäßigung, daß
Saunders ſofort einen Waffenſtillſtand bewilligte.

1754. vallerie nie zu paſſiren gewagt hatte. Ein Polygar, der von dem Rajah vertrieben worden, war ihr Führer durch Hohlwege und Päſſe, die nur ſehr wenige kannten. So fielen die Maratten wie aus den Wolken in die Provinz, als der Rajah ganz unbeſorgt bey der Hauptſtadt im Lager ſtand; ſeine Truppen wurden mit leichter Mühe geſchlagen, und er ſelbſt rettete ſich nach Maſulipatnam, um die Franzoſen zu Hülfe zu rufen. Das arme Land wurde indeſſen von den Maratten mit Feuer und Schwert verheert; auch legten ſie die holländiſche Faktorey in Bimlapatnam in die Aſche, nachdem ſie ſolche ausgeplündert hatten; ſie fanden hier viele Kiſten mit Geld. Die engliſche Faktorey in Vizagapatnam aber wurde verſchont. Moracin ließ ſogleich alle bey ſich habenden Truppen, 150 Europäer und 2500 Sepoys, zu des Rajah Armee ſtoßen, die nun dem Feind entgegen rückte; allein die Maratten vermieden ein Treffen, um ihre gemachte Beute erſt in Sicherheit zu bringen; ſobald dieſe aber unter einer ſtarken Bedeckung abgeſchickt war, ſo boten ſie dem Vizamrauze eine Schlacht an. Das Gefecht war an beiden Seiten hitzig, wurde aber endlich durch die franzöſiſche Artillerie entſchieden; dennoch blieben die Maratten im Lande, bis ſie für ihre Convoy nichts mehr zu befürchten hatten, da ſie denn ſchleunig aufbrachen, durch die Provinz Elore marſchirten, und ſich längs den Gebirgen von Condavir zogen, bis ſie außerhalb dem franzöſiſchen Gebiete waren. Im Monat Julius kam Buſſy nach Maſulipatnam und Rajamundrum, wo er alle Regierungsangelegenheiten dieſer neuen Provinzen in Ord-

nung brachte, von welchen die Franzoſen jezt als 1754.
Oberherren ohne Widerſtand anerkannt wurden; denn die Maratten, die ihren Endzweck der Plünderung erlangt hatten, zeigten keine Neigung mehr dem Jaſſer-ally beyzuſtehn, daher dieſem nichts übrig blieb, als ſich dem Subah zu unterwerfen, und ſelbſt in Aurengabad um Gnade zu flehen.

Sobald der Waffenſtillſtand im Carnatick bekannt gemacht war, verließ der Admiral Watſon mit ſeiner Eſcadre die Küſte von Coromandel, um der ſtürmiſchen Jahreszeit zu entgehn, und ſegelte nach Bombay. Gegen Ende des Decembers langte der Commodore Pocock in Madras noch mit einer Verſtärkung von zwey Kriegsſchiffen an, eins von 70 und eins von 60 Kanonen. Um dieſe Zeit war man mit dem Friedenstractat ſo weit zu Stande gekommen, als die Vollmachten beider Gouverneurs reichten. Dieſe waren nur auf einen conditionellen Tractat eingeſchränkt, der erſt durch die Ratification beider Compagnien in Europa gültig gemacht werden ſollte, da ſich dieſe die Macht vorbehielten ihn abzuändern, oder auch ganz zu annulliren. Die Grundlage dieſes Tractats war, daß beide Compagnien auf immer allen mohriſchen Statthalterſchaften und Würden in Indien entſagen, und ſich nie in die Streitigkeiten der Fürſten dieſes Reichs miſchen ſollten; ferner ſollten alle Länder und Oerter, diejenigen ausgenommen, die man ausdrücklich als Beſitzthümer beider Compagnien bezeichnen würde, der indoſtaniſchen Regierung wieder zurückgegeben werden. Die Gouverneurs beſtimmten nun die Beſitzungen in beſtändiger Rückſicht künftige

1754. vallerie nie zu paſſiren gewagt hatte. Ein Polygar, der von dem Rajah vertrieben worden, war ihr Führer durch Hohlwege und Päſſe, die nur ſehr wenige kannten. So fielen die Maratten wie aus den Wolken in die Provinz, als der Rajah ganz unbeſorgt bey der Hauptſtadt im Lager ſtand; ſeine Truppen wurden mit leichter Mühe geſchlagen, und er ſelbſt rettete ſich nach Maſulipatnam, um die Franzoſen zu Hülfe zu rufen. Das arme Land wurde indeſſen von den Maratten mit Feuer und Schwert verheert; auch legten ſie die holländiſche Faktorey in Bimlapatnam in die Aſche, nachdem ſie ſolche ausgeplündert hatten; ſie fanden hier viele Kiſten mit Geld. Die engliſche Faktorey in Vizagapatnam aber wurde verſchont. Moracin ließ ſogleich alle bey ſich habenden Truppen, 150 Europäer und 2500 Sepoys, zu des Rajah Armee ſtoßen, die nun dem Feind entgegen rückte; allein die Maratten vermieden ein Treffen, um ihre gemachte Beute erſt in Sicherheit zu bringen; ſobald dieſe aber unter einer ſtarken Bedeckung abgeſchickt war, ſo boten ſie dem Vizamrauze eine Schlacht an. Das Gefecht war an beiden Seiten hitzig, wurde aber endlich durch die franzöſiſche Artillerie entſchieden; dennoch blieben die Maratten im Lande, bis ſie für ihre Convoy nichts mehr zu befürchten hatten, da ſie denn ſchleunig aufbrachen, durch die Provinz Elore marſchirten, und ſich längs den Gebirgen von Condavir zogen, bis ſie außerhalb dem franzöſiſchen Gebiete waren. Im Monat Julius kam Buſſy nach Maſulipatnam und Rajamundrum, wo er alle Regierungsangelegenheiten dieſer neuen Provinzen in Ord-

nung brachte, von welchen die Franzoſen jezt als 1754.
Oberherren ohne Widerſtand anerkannt wurden; denn die Maratten, die ihren Endzweck der Plünderung erlangt hatten, zeigten keine Neigung mehr dem Jaſſer-ally beyzuſtehn, daher dieſem nichts übrig blieb, als ſich dem Subah zu unterwerfen, und ſelbſt in Aurengabad um Gnade zu flehen.

Sobald der Waffenſtillſtand im Carnatick bekannt gemacht war, verließ der Admiral Watſon mit ſeiner Eſcadre die Küſte von Coromandel, um der ſtürmiſchen Jahreszeit zu entgehn, und ſegelte nach Bombay. Gegen Ende des Decembers langte der Commodore Pocock in Madras noch mit einer Verſtärkung von zwey Kriegsſchiffen an, eins von 70 und eins von 60 Kanonen. Um dieſe Zeit war man mit dem Friedenstractat ſo weit zu Stande gekommen, als die Vollmachten beider Gouverneurs reichten. Dieſe waren nur auf einen conditionellen Tractat eingeſchränkt, der erſt durch die Ratification beider Compagnien in Europa gültig gemacht werden ſollte, da ſich dieſe die Macht vorbehielten ihn abzuändern, oder auch ganz zu annulliren. Die Grundlage dieſes Tractats war, daß beide Compagnien auf immer allen mohriſchen Statthalterſchaften und Würden in Indien entſagen, und ſich nie in die Streitigkeiten der Fürſten dieſes Reichs miſchen ſollten; ferner ſollten alle Länder und Oerter, diejenigen ausgenommen, die man ausdrücklich als Beſitzthümer beider Compagnien bezeichnen würde, der indoſtaniſchen Regierung wieder zurückgegeben werden. Die Gouverneurs beſtimmten nun dieſe Beſitzungen, in beſtändiger Rückſicht künftige

1754. Kriege, ſowohl unter einander als auch mit den Fürſten des Landes, zu vermeiden. Man bewilligte den Engländern in Tanjore Devi-Cotah, und den Franzoſen Karical nebſt einigen Diſtricten zu beſitzen; auf der Küſte von Coromandel ſollten die Engländer Madras und das Fort St. David, die Franzoſen Pondichery, und überdem Beide Ländereyen von gleichem Werth haben. Würde man finden, daß die engliſchen Beſitzungen in Tanjore und im Carnatick zuſammen genommen mehr als die franzöſiſchen in dieſen Ländern werth wären, ſo wollte man den Franzoſen dafür ein Aequivalent einräumen zwiſchen dem Fluß Gondecama und Nizampatnam. Die Diſtricte bey Maſulipatnam ſowohl als die Inſel Devi ſollten zwiſchen beiden Nationen in zwey gleiche Theile getheilet werden. In den Provinzen Rajamundrum und Chicacole ſollte jede Nation vier bis fünf Faktoreyen, oder auch nur bloße Handlungshäuſer haben, jedoch ganz ohne Landeinkünfte; dieſe Faktoreyen wollte man ſo anlegen, daß ſie einander nicht nachtheilig ſeyn könnten. Auf dieſe Bedingungen ſollte zwiſchen ihnen und ihren Alliirten ein Interimsvergleich geſchloſſen werden, bis man aus Europa die Beſtätigung erhalten hätte. Beide Nationen verſprachen während dieſer Zeit ſich keine neuen Beſitzungen zu verſchaffen, noch Forts anzulegen, dabey aber war es erlaubt, die im Beſitz habenden Forts auszubeſſern. Kein Theil ſollte ſeine Beſitzungen eher räumen, oder ſonſt darüber ſchalten, bis der Definitiv-Tractat aus Europa angelangt wäre, da denn auch alle Schadloshaltungen für die Kriegskoſten näher beſtimmt

Es war ſchon beym Waffenſtillſtand ausgemacht 1754.
worden, daß, wenn eine der beiden ſtreitenden europäiſchen Nationen eine Feindſeligkeit ausüben oder eine der andern in ihre Rechte greifen ſollte, ſo wollte man Commiſſarien ernennen, um den Streit beyzulegen. Geſchähe dieſe Feindſeligkeit aber von ihren indiſchen Alliirten, ſo ſollten beide Nationen ſich vereinigen, und ſie mit Gewalt im Zaum halten. Es wurde auch eine Auswechſelung der Gefangenen beſchloſſen, ſo weit die ungleiche Zahl es verſtattete. Die Franzoſen hatten deren 250, dagegen die Engländer 900 zählten.

Dieſer Vergleich war jedoch im Grunde nichts weiter, als ein achtzehnmonatlicher Waffenſtillſtand, da die Compagnien in Europa nicht an den Tractat ihrer Bevollmächtigten gebunden waren. Die Franzoſen befanden ſich mittlerweile im ruhigen Genuß der Einkünfte aller Länder, die ſie während dem Kriege erworben hatten. Nach ihren eignen Berechnungen waren dieſe Einkünfte folgende: Von Karical in Tanjore 96000 Rupien; von den achtzig Dörfern bey Pondichery 105,000; von Maſulipatnam und deſſen Dependenzen, von der Inſel Divi, Nizampatnam, Devrecottah und Condavir, alles an einander gränzende Länder 1,141,000 Rupien; von den vier Provinzen Elore, Muſtaphanagur, Rajamundrum und Chicacole 3,100,000; von den Ländereyen im Carnatick ſüdwärts vom Fluß Paliar gelegen, 1,700,000; von der Inſel Seringham und ihren Dependenzen, die Mahamed-Ally den Myſoren beym Anfange des Krieges überlaſſen, dieſe aber ſie den Franzoſen abge-

1754 treten hatten, 400,000; in allem 6,842,000 Rupien, nach engliſchem Gelde 855,000 Pf. Sterling.

Alles, was die Engländer während dem Kriege zu ihren vorigen Einkünften erworben hatten, betrug nicht mehr als 800,000 Rupien, die ſie jährlich aus den vom Nabob ihnen angewieſenen Ländereyen zur Vergütung ihrer Kriegskoſten zogen. Es war daher augenſcheinlich, daß ſie nicht durch Ehrgeiz zu dieſem Kriege angereizt waren, im Gegentheil hielten ſie die Fortſetzung deſſelben der Compagnie höchſt nachtheilig. Sonſt wäre das Betragen der Regierung in Madras nicht zu entſchuldigen geweſen, die einen Waffenſtillſtand auf ſo ungleiche Bedingungen einging, wodurch die Franzoſen in den Stand geſezt wurden, den Krieg mit doppelter Macht wieder zu erneuern, wenn der Tractat in Europa nicht angenommen würde; ja dieſe Bedingungen und deren Folgen waren vielmehr ein Argument für die franzöſiſche Compagnie, den Vergleich zu verwerfen. Die Engländer hatten jedoch einen Vortheil in ihrer Gewalt, nämlich den Ueberſchuß der franzöſiſchen Kriegsgefangenen, deren Anzahl nun nach der Auswechſelung noch 650 war: hiezu kam ein andrer von der größten Wichtigkeit; dieſer war die Entfernung des Dupleix von ſeiner Statthalterſchaft in Pondichery.

Dieſer große Mann reiſte den 14ten October nach Europa ab, nachdem er zuvor Godeheu alle Rechnungen übergeben hatte, woraus erhellte, daß er für die Compagnie beynahe drey Millionen Rupien an baarem Gelde angeſchafft hatte. Ein großer Theil dieſer außerordentlichen Su

die übrigen Gelder aber 1754.
Einwohnern in Pondi-
n gegen Zinſen geborgt.
qung dieſer Rechnungen
in Frankreich, welche
e Koſten aufgewandt,
it zu haben, und ihm
tig abſchlugen; ob ſie
eſen klugen Aufwand
zu ziehen. Der ge-
en Prozeß mit der
öſiſche Miniſterium
lle weitern Prozedu-
en des Klägers zu
Maaßregel zu neh-
efriedigen. Das
ſeines Nachtheils
chutzbriefen wider
benes Vermögen
, was er beſaß,
von Pondichery
doch ganz andre
vielleicht nie ei-
aftlich bemüht
nd ihre Macht
nem Wunſche
r-odean Khan
können, oder
f eine ſeinen
erſtützt wor-
ynda-ſaheb

1754. die Nabobswürde vom Carnatick förmlich verſchaffe, und dem Subah von Decan, ja dem kaiſerlichen Throne in Delhi ſelbſt, Geſetze würde gegeben haben. Höchſt wahrſcheinlich dürfte er ſodann die Souveränität über viele Provinzen des Reichs erhalten haben. Mit dieſer Macht verſehn, wäre es ihm leicht geweſen, alle Beſitzungen und Handelsgeſchäfte der andern europäiſchen Nationen nach Gefallen einzuſchränken. Man kann kühn behaupten, daß ſein Ehrgeiz noch weiter ging, und daß ſeine Abſicht war, alle Europäer nicht allein aus Indoſtan, ſondern aus ganz Oſtindien zu vertreiben; er pflegte oft zu ſagen, daß er nicht ruhen wollte, bis er die engliſchen Beſitzungen von Madras und Calcutta wieder in ihren urſprünglichen Zuſtand verſezt und zu Fiſcherplätzen gemacht hätte.

Wenn man bedenkt, daß er dieſen Eroberungsplan zu einer Zeit entwarf, da alle andre Europäer die höchſten Begriffe von der mogulſchen Regierung hatten, und daher lieber geduldig die Inſolenz niedriger Beamten litten, als es wagen wollten, durch Widerſetzung eine Macht wider ſich aufzubringen, die ſie nach ihrer Einbildung fähig glaubten, ſie in einem Augenblicke zu vernichten; ſo kann man nicht umhin, den großen Geiſt zu bewundern, der zuerſt dieſe Täuſchung entdeckte und verachtete. Bey ſeinen außerordentlichen Fähigkeiten fehlte es ihm jedoch an militäriſchen Talenten, um deſto nachdrücklicher Entwürfe auszuführen, die ſo ſehr von Kriegsoperationen abhingen. Indeſſen war er nicht ohne taktiſche Kenntniſſe, mußte aber das Commando der Truppen Soldaten von Pro-

feſſion überlaſſen, unter denen ſich ſo wenige als Be- 1754.
fehlshaber auszeichneten; dagegen die Engländer, wie aus den erzählten Begebenheiten erhellet, viele vortrefliche Offiziers hatten. Es war Dupleix's Gewohnheit, nach einer Niederlage dem Befehlshaber das Commando zu nehmen, daher denn ſeit dem Jahre 1752 nicht weniger als ſechs an die Spitze der Truppen traten, obgleich alle mit ſchlechtem Erfolg. Der einzige Mann von großen Fähigkeiten, der unter ihm diente, war Buſſy, und ſein Betragen gegen ihn zeigte genugſam, daß er den ganzen Werth ſeiner Verdienſte kannte, und die größten Vortheile daraus zu ziehen wußte. Er betrachtete den Ruhm dieſes Mannes, ſeine Siege, ſeine Reichthümer ohne Neid, und folgte unbedingt ſeinem Rath in allen ſolchen Angelegenheiten, die Buſſy ſeiner Lage nach beſſer als er beurtheilen konnte. Man kann daher vorausſetzen, daß er ſich mit la Bourdonnais ſehr wohl würde vertragen haben, wenn dieſer Befehlshaber von ihm abhängend geweſen wäre; allein ſein Stolz war gekränkt, einen andern neben ſich zu ſehn, der alle ſeine großen Entwürfe durch entgegengeſezte Maaßregeln zu vereiteln ſuchte, und zwar nachdem er einen ſo guten Grund dazu gelegt hatte. Hier zeigte ſich alſo der Neid, und machte ihn gegen Verdienſte ungerecht. Man rühmt ihm ſonſt nach, daß er in ſeinem Privatleben freundſchaftlich und großmüthig gegen alles war, was nur Talente zeigte, ohne jedoch zu ſtrenge gegen die zu ſeyn, deren Unfähigkeit oder übles Betragen ſeine Plane zerſtört hatte. Der Mord des Nazir-jing iſt das einzige Verbrechen, das ſeine Feinde ihm zur Laſt le-

1754. gen können; allein man hat davon keine Beweise, weder daß er die pitanischen Nabobs dazu aufmunterte, noch überhaupt den Tod dieses Fürsten in seinen Plan aufnahm. Kaum hatte er Pondichery verlassen, als die Abneigung gegen ihn, die bey vielen durch sein herrschsüchtiges Betragen erzeugt worden war, aufhörte, und alle seine Landsleute waren einstimmig der Meynung, daß seine Entfernung von seinem Posten das größte Unglück sey, das nur den Franzosen in Indien hätte begegnen können.

1755. Der Interims-Tractat wurde den 11ten Januar bekannt gemacht, an dem nämlichen Tage, als der Waffenstillstand zu Ende ging, und gleich darauf legte Saunders seine Gouverneursstelle in Madras nieder, und kehrte nach England zurück. Gegen das Ende des Januars kam der Admiral Watson mit seiner Escadre wieder von Bombay nach dem Fort St. David. Auch Godeheu verließ Pondichery im Februar, da die vornehmste Absicht seiner Reise erreicht war, und ging nach Frankreich, nachdem er zuvor die Macht künftiger Gouverneurs sehr eingeschränkt hatte. Beide Regierungen in Indien nutzten nun den Frieden, und wandten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die bestmöglichste Verwaltung ihrer Ländereyen und Einkünfte, und auf die Erhaltung der Freundschaft ihrer alten Bundsgenossen.

Den Myforen wollte es gar nicht in den Kopf, daß sie nicht länger die Freyheit haben sollten, die Engländer und den Nabob als Feinde zu behandeln; und als die Franzosen dem Regenten riethen, sich wieder nach seinem Lande zu begeben, so antwortete er: daß

er nicht gehalten ſey, Tractaten zu folgen, die er nicht 1755.
ſelbſt gemacht habe; daher würde er nicht ehe Sering-
ham verlaſſen, bis er Tritchinapoly erobert hätte, wel-
ches er auch ohne ihren Beyſtand zu bewirken hoffte.
Da er indeſſen ſah, daß die Franzoſen ſich verbunden
glaubten, den Engländern alle Entwürfe zu melden,
die er zur Erreichung ſeines Zwecks machte, ſo bot er
ihrem Befehlshaber 300,000 Rupien an, wenn er
mit ſeinen Truppen nach Pondichery zurückmarſchiren
und ihn ungeſtört laſſen wollte. Die Engländer fürch-
teten jedoch dieſe Entwürfe gar nicht, und ſchickten auf
des Nabobs Bitte ein Corps von 500 Europäern und
2000 Sepoys nach Madura und Tinivelly, um dieſe
Provinzen zum Gehorſam zu bringen. Zu dieſen
Truppen ſtieß Maphuze Khan mit 1000 Reitern,
nachdem ihn der Nabob zum Vice-Statthalter dieſer
Länder ernannt hatte.

Das Corps wurde von dem Oberſten Heron com-
mandirt, der kürzlich aus England angekommen war.
Er machte in Manapar Halt, wohin die Agenten der
benachbarten Polygars *) beſchieden waren, ihre Rech-
nungen mit dem Nabob zu berichtigen. Die vier
vornehmſten Polygars gehorchten, und verſprachen den
rückſtändigen Tribut zu bezahlen. Der Nabob aber,
der die Treuloſigkeit dieſer Fürſten kannte, und die
Truppen bis hieher begleitet hatte, bat Heron, ſo lange
in Manapar zu verweilen, bis das Geld wirklich er-
legt wäre, weshalb er Offiziers zum Einſammeln aus-
ſchickte. Sie gaben Nachricht, daß der Polygar La-

*) Ein Titel, womit die Beherrſcher bergiger oder
waldiger Diſtricte in Indoſtan bezeichnet werden.

1755. ehenalg nur einen Theil entrichtet habe, das übrige aber durchaus verweigere. Man beſchloß darauf ſein Land anzugreifen, das größtentheils in Wäldern beſteht, die unweit der Landſtraße von Dindigul liegen.

Die Unterthanen ſowohl dieſes als auch aller andern Polygars im ſüdlichen Theile von Indien ſind Colleries; ein in vieler Rückſicht von den übrigen Indiern ſehr verſchiedenes Volk, das den Europäern noch wenig bekannt iſt. Sie verbergen ſich bey Tage in ihren Schlupfwinkeln und feſten Plätzen, und zur Nachtzeit thun ſie Ausfälle, um die Einwohner der benachbarten Dörfer zu plündern. Ihr vorzüglichſtes Augenmerk iſt das Vieh; wenn ſie es nicht lebendig wegbringen können, ſo ſtechen ſie es mit ihren langen Speeren todt. Durch eine beſtändige Uebung in dieſen Diebereyen erlangen ſie darin eine ſolche Geſchicklichkeit und Verwegenheit, daß ſie mitten aus dem feindlichen Lager Pferde holen und glücklich fortbringen. Sie halten es für keine Schande, Diebe zu heißen, im Gegentheil rühmen ſie ſich ihrer Diebsſtreiche, und erzählen den Fremden verwegene Unternehmungen dieſer Art, wodurch ſich ihre Landsleute ausgezeichnet haben, mit ſoviel Vergnügen, als andre Völker von den Heldenthaten ihrer Vorfahren reden. Sobald Beute der Gegenſtand iſt, betrachten ſie Gefahren und Tod mit Gleichgültigkeit, wovon die Engländer ein auffallendes Beyſpiel ſahen, als ſie die Franzoſen und Chunda-ſaheb in Seringham eingeſchloſſen hielten.

Unter den damals zum engliſchen Lager gehörigen Colleries befanden ſich zwey Brüder, die überführt

wurden, zu wiederholtenmalen alle Pferde, ſowohl des 1755.
Major Lawrence als des Capitain Clive, geſtohlen zu haben. Man nahm ſie in Verhaft. Sie läugneten die That nicht; da man ihnen aber ſagte, daß man ſie aufhängen würde, ſo verſprach der eine, wenn man ihnen das Leben ſchenken wollte, die Pferde in zwey Tagen wiederzuſchaffen, während der Zeit ſein Bruder im Gefängniß bleiben ſollte. Das Anerbieten wurde angenommen, und einer von ihnen losgelaſſen. Die Friſt verſtrich, ohne daß man von dem Freygelaſſenen etwas gehört hatte. Der Major Lawrence befahl daher den andern Collery vor ihn zu bringen, erinnerte ihn an die nicht erfüllte Zuſage ſeines Bruders, und ſagte, er möchte ſich nur zum Tode bereiten, im Fall die Pferde nicht den folgenden Tag da wären. Hierauf erwiederte der Gefangene mit großer Standhaftigkeit: er wundre ſich, daß die Engländer ſo leichtgläubig wären, ſich einzubilden, daß er oder ſein Bruder je die Meynung gehabt hätten, eine ſo anſehnliche Beute wieder herauszugeben, die ihre ganze Familie lebenslang verſorgen würde, und ſeine Verwandten ſich ja im ruhigen Beſitz dieſes Glücks befänden, das ſie für einen ſo geringen Preiß, als ſein Leben ſey, behalten könnten; ein Leben, das er ſo oft für Eine Mahlzeit gewagt habe. Er fügte hinzu, daß die Engländer die Liſt nicht tadeln könnten, wodurch wenigſtens einer von ihnen gerettet wäre, da ſie alle beide lieber willig den Tod würden gelitten, als die Pferde herausgegeben haben. Dieſer Indier machte ſeine ſonderbare Vertheidigung mit dem Anſcheine von ſo viel [illegible] Rückſicht auf das ihm gedrohte Sch[illegible] allen Anwe[illegible]

1755 ſowohl Gelächter als Mitleiden erregte. Der Capitain Clive, ſo groß auch ſein Verluſt war, bat ſelbſt für ihn, und Lawrence ließ ſich nicht lange bitten, ihn zu begnadigen; man entließ ihn ohne alle Strafe.

Der Pater Martin, ein Jeſuit, der ſich zehn Jahre lang in dem benachbarten Lande Morawar aufhielt, beſchreibt die Colleries als das wildeſte Volk auf dem ganzen Erdboden, wobey er anführt, daß, wenn zwey Menſchen von dieſer Nation, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, mit einander zanken, ſo iſt jeder Theil nach der Landesſitte verbunden, alle Qualen und Martern zu dulden, welche der andre ihm oder jemanden von ſeiner Familie auflegt, welcher ſodann ein Gleiches thun muß; ja daß die Rachſucht unter ihnen ſo weit ginge, daß man einen Mann geſehn hat, der, durch eine kleine Beleidigung aufgebracht, ſein Weib und alle ſeine Kinder ermordete, blos um das raſende Vergnügen zu haben, ähnliche Mordthaten in ſeiner Familie zu begehen. Die Engländer aber haben, zur Ehre der Menſchheit, auch nicht die geringſte Spur von dieſer ſataniſchen Sitte entdecken können, daher die Behauptung des Jeſuiten wohl wenig Glauben verdient.

Das ganze Land des Polygar Lachenaig iſt entweder von der Natur oder durch die Kunſt befeſtigt, denn ringsumher liegen Hügel in geringer Entfernung von einander, die ſehr uneben, ſteinig und mit Buſchwerk bedeckt ſind, ſo daß niemand als die Colleries ſie beſteigen können. Dieſe Hügel hängen durch Werke zuſammen, die dem rauhen aber liſtigen Charakter des Volks gemäß ſind; denn ſie beſtehen in einer dicken

Mauer von groſsen Steinen, die ohne Kitt auf einander gelegt, und in gehöriger Entfernung von runden aus Erde gemachten Thürmen flankirt ſind. Vor der Mauer befindet ſich ein tiefer breiter Graben, und vor dieſem wieder eine breite Hecke von Bambusröhren, die ſo dicht zuſammen gedrängt ſtehen, daſs man nicht anders durchdringen kann, als vermittelſt der Axt oder dem Feuer. 1755.

Die Truppen griffen dieſe Barriere an, und man ſchoſs mit Kanonen auf die Thürme, welche bald von ihren Vertheidigern verlaſſen wurden, dagegen legten ſich dieſe aber mit Feuergewehr, Bogen und Pfeilen in die Hecken, und thaten durch ihr richtiges Zielen viel Schaden, während daſs andre auf den Hügeln herumliefen, durch Hülfe ihrer langen Speere von einem Steine zum andern wie die Affen hüpften, und ein erſchreckliches Geſchrey machten, um den Angreifenden Furcht einzujagen. Endlich brach die Armee durch die Hecke, und Iſſoof rückte mit 500 Sepoys und einer Anzahl Europäer auf die vornehmſte Stadt los, die vier Meilen von den erſten Verſchanzungen lag; man fand unerwartet eine zwote Circumvallationslinie, die noch ſtärker als die erſte befeſtigt war. Hier hatten die Feinde ihre ganze Macht verſammlet, und thaten ſo hartnäckigen Widerſtand, daſs Iſſoof genöthigt war, nachdem er hundert Sepoys und zwölf Europäer verloren hatte, nach Verſtärkung zu ſenden; allein ehe dieſe noch anlangte, zogen ſich die Feinde zurück. Auch [illegible] Stadt ſ[illegible] man ganz verlaſſen, ſogar das Vieh [illegible] geſchleppt, an Oerter, wo ihnen [illegible] war. Da [illegible] Lachenaig ſahe,

Er

1755. daß man keinen Vorſatz zeigte, das Land zu verlaſſen, ſo bezahlte er den übrigen Tribut.

Der Nabob ging nun nach Tritchinapoly zurück, und die Armee marſchirte nach Madura. In dieſem Lande hatte ſich ein Mann während den Unruhen zum Statthalter aufgeworfen; da er aber ſeine Würde als ſehr ungewiß betrachtete, ſo vernachläßigte er die Feſtungswerke der Hauptſtadt, und dachte auf nichts, als Reichthümer zu ſammeln. Unvorbereitet alſo auf einen Angriff, floh er nach Coilgoody, einer ſehr befeſtigten Pagode, und überließ Madura den Feinden. Hier langte eine Geſandtſchaft vom Polygar Moranar an, deſſen Land an Madura und Tinivelly gränzt. Der Polygar entſchuldigte ſein Betragen in Anſehung des dem Chunda-ſaheb und den Myſoren geleiſteten Beyſtandes, bat um Verzeihung und um die Gunſt ein Bundsgenoſſe der Engländer zu werden, unter deren Schutze er dem Nabob getreu zu bleiben verſprach. Er begleitete dieſes Anſuchen mit dem ſehr annehmenswürdigen Geſchenke von zwey an der Seeküſte Ceylon gegenüber gelegenen Plätzen, die, wie er richtig bemerkte, die Communication der Engländer mit Tinivelly ſehr befördern würden, da ſie jezt, um zu dieſer Stadt zu gelangen, einen höchſt beſchwerlichen Marſch von einigen hundert Meilen machen müßten. Dem Oberſten Heron ſchien dieſer Antrag ſo vortheilhaft, daß er ſogleich, ohne erſt die Regierung in Madras zu befragen, mit dem Polygar ein Bündniß ſchloß, und ihm zum Zeichen der engliſchen Freundſchaft drey engliſche Flaggen ſchickte, um ſie in ſeinem Lande aufzuſtellen.

Nachdem in Madura die nöthigen Maaßregeln zur Behauptung der Autorität des Nabobs genommen waren, beſchloß Heron den flüchtigen Statthalter in Coilgoody anzugreifen. Iſſoof erhielt Befehl, mit den Sepoys die Pagode enge einzuſchließen, bis die europäiſchen Truppen ankommen würden. Der Statthalter bekam aber hievon zeitig Nachricht, und floh davon, nachdem er jedoch den größten Theil ſeiner Soldaten zurückgelaſſen hatte. Der Weg nach der Pagode war ſehr rauh, daher die Engländer den Unfall hatten, alle ihre Lavetten an den Kanonen zu zerbrechen, ſo daß ſie ganz ohne Geſchütz vor der Pagode erſchienen, und auch überdem keine Sturmleitern hatten. Heron hielt es für eine Schande ſich zurückzuziehn, und beſchloß ſich durch Anzündung der Thore mit Strohbündeln den Weg hinein zu bahnen. Die erfahrnſten ſeiner Soldaten hielten dieſes für unausführbar; Heron aber, um ſie zum Schweigen zu bringen, gab ihnen ſelbſt das Beyſpiel, und brachte das erſte Bündel herbey. Ein außerordentlicher Muth, wenn er gleich ſehr übel angewandt wird, thut gewöhnlich auf die Zuſchauer eine intereſſante Wirkung, ſo daß ſie oft an Gefahren ganz gegen ihre eigne Ueberzeugung Theil nehmen. Iſſoof, der ſelbſt den Verſuch als lächerlich betrachtet hatte, ſahe kaum ſeinen Befehlshaber Hand anlegen, als er ein gleiches that. Der Erfolg war jedoch wider die allgemeine Erwartung glücklich, das Thor brannte nieder, die Soldaten ſtürzten hinein, hieben einen Theil der Beſatzung in Stücken, [illegible] alles aus. Sogar die Tempel in der [illegible] diesmal nicht verſchont; denn man

1755.

1755. riß die große Anzahl metallner Götzenbilder, welche die Indier, beſonders aber die Colleries verehrten, von ihren Poſtumenten herunter, in der Hoffnung, wenigſtens das Metall davon verkaufen zu können. Nach dieſer That, welche den Abſcheu des ganzen Landes erregte, gingen die Truppen nach Madura zurück, und hernach zogen ſie nach Tinivelly. Hier wurde der Nabob ohne Widerſtand anerkannt, nur einige benachbarte Polygars wollten nicht den rückſtändigen Tribut bezahlen. Der vornehmſte derſelben war Catabomanaig; man glaubte, wenn dieſer zum Gehorſam gebracht wäre, würden die kleinern ſich auch unterwerfen, daher man 200 Europäer und 500 Sepoys wider ihn ausſchickte.

Ein anderes Detaſchement marſchirte das Fort Nelli-cotah anzugreifen. Der Polygar dieſes Landes wurde durch die Erſcheinung der Truppen ganz überraſcht, daher er, um Zeit zu gewinnen, einen Abgeordneten herausſchickte, der in ſeinem Namen verſprach, das verlangte Geld in einigen Tagen zu bezahlen. Man traute aber dieſem Verſprechen nicht, und beſchloß den Abgeſchickten mittlerweile als Geißel zurückzubehalten. Der Marſch war ſo forcirt und beſchwerlich geweſen, daß ſelbſt die Vorpoſten ſich nicht des Schlafs enthalten konnten. Dieſe Schläfrigkeit nutzte der Abgeordnete zu entkommen, und langte glücklich im Fort an, wo der Polygar indeſſen die nöthigen Vertheidigungsanſtalten getroffen hatte. Dieſer Betrug brachte die Truppen ſo auf, daß ſie den folgenden Tag den Ort wütend beſtürmten, und die Mauern erſtiegen. Die Beſatzung zog ſich in die Gebäude zurück,

und rief um Gnade, wovon man aber nichts hören 1755.
wollte. Alles was den Siegern unter die Hände kam, wurde niedergehauen, ſelbſt Weiber und Kinder nicht ausgenommen; nur ſechs Perſonen von vierhundert kamen mit dem Leben davon. Es iſt ſchändlich, daß ſich dieſer Grauſamkeit diejenigen Truppen ſchuldig machten, die unter Lawrence in den Ebenen von Trichinapoly ſo gerechte Ehre eingeärntet hatten.

Der Polygar Morawar war mit dem engliſchen Bündniß ſo ſehr zufrieden, daß er zum fernern Beweis ſeiner guten Geſinnungen 5000 Mann unter Commando ſeines Bruders abſchickte, um den Engländern zu helfen die widerſpenſtigen Polygars in Tinivelly zu Paaren zu treiben. Der König von Tanjore und Tondiman aber, als geſchworne Feinde des Morawar, betrachteten die ihm wiederfahrnen Gunſtbezeugungen mit der größten Eiferſucht, und gaben ihren Zorn darüber in den ſtärkſten Ausdrücken der Regierung in Madras zu erkennen; wobey ſie hinzufügten, daß ſie ſich auf die Freundſchaft der Engländer nicht verlaſſen könnten, wenn ſolche mit ihren Todfeinden Bündniſſe ſchlöſſen. Die Regierung, welche höchſt ungern dieſe Alliirten von ſich abwendig machen wollte, deren Beyſtand ſie vielleicht wieder brauchen könnte, befahl dem Obriſten Heron, alle fernern Verbindungen mit Morawar abzubrechen; er erhielt jedoch dieſen Befehl nicht eher, als bis Morawars Truppen ſich nahe bey Tinivelly befanden. Heron ſahe ſich nun gezwungen ihnen zu befehlen, ſogleich wieder nach Hauſe zu marſchiren, wenn ſie nicht als Feinde behandelt ſeyn wollten. Dieſe Bundsgenoſſen,

1755. die bey ihrer guten Absicht eine ganz andere Aufnahme erwartet hatten, konnten sich diese harte Begegnung nicht erklären, und wollten daher eine Unterhandlung anfangen; allein die Befehle der Regierung waren zu bestimmt, und ließen Heron keine Wahl übrig, als sie mit Gewalt zum Rückzuge zu zwingen. Er rückte auf sie los, worauf sie mit solcher Uebereilung zurückmarschirten, daß sie einen großen Theil ihrer Bagage hinter sich ließen, die von den Sepoys geplündert wurde.

Die Einkünfte, die man auf diesem Zuge eingesammelt hatte, kamen nicht einmal den dabey aufgewandten Kosten gleich. Ein Theil der Contribution wurde vom Maphuze Khan untergeschlagen, und ein andrer Theil bestand in Geschenken, die Heron mit zu viel Gierigkeit sich zueignete; dabey stellte sein Dolmetscher, in Verbindung mit Maphuze Khan, den Zustand der Provinz viel nachtheiliger vor, als er wirklich war, da denn lezterer sich erbot, die Pacht der Länder Madura und Tinivelly für 1,500,000 Rupien jährlich zu übernehmen. Dieser Antrag wurde, dem Gebrauch gemäß, durch ein ansehnliches Geschenk unterstützt, das Heron annahm, und ihm die Belehnung über diese Länder ertheilte.

Während dieser Ereignisse in Süden waren die Mysoren immer noch in Coringham, wo der Regent unaufhörlich auf Mittel dachte, Tritchinapoly in Besitz zu bekommen. Seine vornehmste Hoffnung zur Erlangung dieses Zwecks hatte er auf einen Bramanen gesezt, der ihn überredte, daß er viele Anhänger in der Stadt, und selbst viele von der Besatzung gewonnen habe. Dieser Priester trieb sein Spiel so

weit, daß er ſogar die Zeit beſtimmte, wenn, wie er 1755.
vorgab, die Partey des Regenten in der Stadt einen Angriff von außen wünſchte. Der Regent, ganz von der nahen Hoffnung eingenommen, entdeckte das Geheimniß, das ihm ſchwer auf dem Herzen lag, dem Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen Sauſſay, der ſogleich der engliſchen Beſatzung davon Nachricht gab. Der Commandant Kilpatrick dankte ihm dafür; um aber ſeine Verachtung gegen den militäriſchen Charakter der Myſoren zu zeigen, erſuchte er Sauſſay, dem Regenten zu ſagen, daß, wenn er einen Verſuch wagen wollte, ſo ſollte er die Stadtthore ganz offen finden. Wenig Tage hernach kam die Nachricht von Myſore, daß ein großes Heer Maratten, unter Anführung des Balagerow, ſich den Gränzen des Königreichs nähere, und daß Salabad-jing an der Spitze eines andern Heers, von den franzöſiſchen Truppen begleitet, auch unterwegs ſey, um den mogulſchen Tribut einzufodern, der ſeit dem Tode des Nizam-almuluck nicht bezahlt worden war. Auf dieſe ſchreckliche Nachricht beſchloß der Regent ſogleich nach ſeinem Lande zurückzugehn. Er brach auch den 14ten April auf, ging über den Caveri, und ließ die Franzoſen im Beſitz der Inſel Seringham und der andern Ländereyen, die der Nabob ihm gegeben, und von welchen er auch die Einkünfte zeither gezogen hatte.

Das Betragen des myſoreſchen Regenten in dem ganzen Laufe dieſes Kriegs war ſo einfältig als ſonderbar. Der Nabob erlangte ſeine [illegible] gegen ein Verſprechen, das er nie zu [illegible] dachte; und in der That, hätte der [illegible]

1755. Menſchenverſtand gehabt, ſo würde er voraus geſehn haben, daß der Beſitz von Tritchinapoly, der Gegenſtand aller ſeiner Bemühungen, das gröſte Unglück wäre, das ihn nur befallen könnte, weil er gewiß dadurch die ganze mogulſche Macht wider ſich aufgebracht haben würde; ohne Zweifel wäre das Ende davon die Eroberung des Königreichs Myſore geweſen, das man ſodann zu einer Provinz des Reichs gemacht hätte. Des Nabobs Weigerung, ihm die Stadt zu überliefern, diente blos, ſeine Begierde darnach zu vergröſſern. Eben dieſe Begierde verurſachte, daß er ſich blindlings von Dupleix, ſo wie vom Nabob, hintergehn ließ. Er entdeckte zulezt ſelbſt, daß die Franzoſen nie die Abſicht gehabt hatten, ihm Tritchinapoly zu laſſen, wenn es ihnen geglückt wäre, dieſe Stadt einzunehmen; auch von Morari-row, ſeinem Bundsgenoſſen, wurde er gleichmäßig hintergangen, der, nachdem er ihn gegen den Nabob aufgehezt hatte, ihn verließ, ſobald es anfing an Gelde zu fehlen. Nachdem er endlich drey Jahre lang mit 20,000 Mann von ſeinem Königreich abweſend geweſen war, wurde er gezwungen zurück zu kehren, ohne die geringſte Entſchädigung für ſeine Kriegskoſten erhalten zu haben, und auch ohne Ausſicht je dergleichen zu bekommen.

Die Nachricht von Salabad-jings Annäherung erzeugte bey der Regierung von Madras die Beſorgniß, daß er verſucht werden könnte, ungeachtet des Interims-Tractats, den Carnatick als Feind zu betreten; der Oberſt Heron erhielt deshalb Befehl, mit ſeinen Truppen ſo fort nach Tritchinapoly zu marſchiren; Maphuze Khan aber vermochte ihn dahin, erſt

einen zweiten Befehl abzuwarten. Er rief nunmehr 1755.
die gegen den Polygar Catabomanaig ausgesandten
Truppen zurück, die diesen Waldfürsten genöthigt
hatten, einen Theil des Tributs baar zu erlegen, und
für den Rest Geißel zu geben; auch andre Polygars
hatten etwas abgetragen, dennoch belief sich alles nicht
über 70,000 Rupien. Man drang nun wegen des
Abmarsches in Catabomanaig seine Geißel auszulösen;
da er aber wußte, daß sich die Truppen in seinem
Lande nicht länger verweilen konnten, so machte er
Entschuldigungen und sahe ruhig zu, daß man die
Geißel mit fort führte. Heron verließ den 2ten May
Tinivelly, anstatt aber gerade auf Tritchinapoly zu
marschiren, ließ er sich von Maphuze Khan überreden,
zuvor noch einen Polygar zu bekriegen, der durchaus
die Autorität des Nabobs nicht hatte anerkennen wol-
len; er rückte daher vor dessen Residenz. Dieses war
Nellitangaville, ein sehr festes, aus großen Steinen
erbautes Fort. Heron hatte die Unvorsichtigkeit,
sich seinem Dolmetscher gänzlich zu vertrauen, der
ihn immer betrog, und auch diesmal dem Polygar
Nachricht gab, daß die Truppen keine schweren Kano-
nen bey sich hätten, und daher nicht lange hier ver-
weilen würden. Dieses machte den Polygar so sicher,
daß er auf die Auffoderung eine beleidigende Antwort
gab. Man fing nun an mit den Feldstücken auf die
Mauern zu feuern; da die Kugeln aber keine Wirkung
thaten, so ließ ihm Heron den Antrag thun, er wollte
sich mit der Armee entfernen, wenn der Polygar
40,000 Rupien bezahlen wollte. Dieser aber verließ
sich auf die Nachricht des Dolmetschers, und [illegible]

1755. dem die Nachgiebigkeit bey den Bedingungen ihm Muth einflößte, ſo antwortete er voller Verachtung, daß er den Werth des Geldes zu wohl kenne, und nicht eine einzige Rupie bezahlen würde. Die Truppen litten großen Mangel an Lebensmitteln aller Art, und die Sepoys ſtanden auf dem Punkt, wegen rückſtändigen Sold zu revoltiren; Maphuze Khan hatte beides verſprochen, allein nichts angeſchafft. Man war daher gezwungen, den Trotz des Polygars ungeſtraft zu laſſen, und nach Madura zu marſchiren, wo die Truppen den 22ſten May anlangten.

Heron blieb hier nicht länger als nöthig war, ſich mit Proviant zu verſehn, ließ tauſend Sepoys in der Stadt zur Beſatzung zurück, und rückte weiter vor. Die Truppen näherten ſich einem der gefährlichſten Päſſe in Indien; dieſes war ein Hohlweg in einem von Colleries bewohnten Lande, die wegen dem Verluſt ihrer Götter in Coilgoody nach Rache dürſteten; ſie gaben von ihren Geſinnungen ſchon eine Probe, daß ſie einen Trupp Sepoys, die Vieh zuſammen treiben wollten, niedermachten. Ein Collery entdeckte ſie ſchlafend, er holte daher eine Anzahl von ſeiner Caſte herbey, die ſämtlichen Schläfern das Herz durchbohrten. Der Hohlweg wird der Paß von Nattam genannt, und führt durch einen ſechs engliſche Meilen langen Wald, der in allen andern Gegenden undurchdringlich iſt; nur allein die Colleries und die wilden Thiere wiſſen ſich hier Wege zu bahnen. Die Straße iſt nicht breiter, als zur Paſſage eines Wagens erforderlich iſt, und die Bäume ſind ſo dick in einander ver-

wachſen, daß man nur wenig Schritte in den Wald 1755.
hineinſehn kann.

Hier langte die Armee den 29ſten May mit Tagesanbruch an. Es kam die Nachricht, daß die Colleries viele Bäume gefällt hätten, um den Marſch noch mehr zu erſchweren. Man ſchickte Detaſchements von Europäern und Sepoys aus, um dieſe Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, und den Wald wo möglich von Feinden zu reinigen. Der Capitain Lin, der dieſe Truppen commandirte, fand weder ein Verhack noch ſonſt die geringſte Spur vom Feinde, und ſezte daher ſeinen Marſch fort, bis zur Stadt Nattam, am Ende des Waldes, wo er Halt machte. Nunmehr rückten die übrigen Truppen auch in dieſen engen Paß ein. Die Ordnung war folgende: Den Vortrab machten einige Compagnien Sepoys, ihnen folgten zwölf Europäer, und ſodann die erſte Abtheilung der Artillerie mit den Munitionswagen. Hierauf kam das europäiſche Bataillon, die zweite Abtheilung der Artillerie und Munitionswagen, denen wieder zwölf Europäer und einige hundert Sepoys folgten, und endlich die Bagage der ganzen Armee, die theils Büffelochſen, theils Coolies trugen, nebſt mehreren Elephanten und Kameelen, die Maphuze Khan gehörten. Den ganzen Zug ſchloſſen 20 Europäer, 40 Kaffern und 200 Sepoys mit einer Kanone. Heron war an der Spitze zu Pferde. Der von Lin eingeſandte Bericht entfernte jeden Gedanken von Gefahr, und ſchien alle Behutſamkeit überflüßig zu machen.

Alle Tru[illegible] nun im Hohlwege; man wunderte [illegible] Feinde [illegible] ſehen.

1755. von dem man ſo viel gehört hatte. Durch die Sorgloſigkeit eines Stückknechts fiel ein groſſer Munitionswagen von der zweiten Diviſion in ein Loch und ſtack darin ſo feſt, daß ihn die Ochſen nicht herausziehn konnten. Man glaubte jedoch es bald zu erzwingen, und ließ die vorausgehenden Truppen ruhig fort marſchiren; auch die meiſten Sepoys von der Arrieregarde paſſirten einzeln bey der Wagenlinie vorbey, und lieſſen Munition, Kanonen und die ganze Bagage hinter ſich, da alles, ſowohl Fuhrwerk als Laſtthiere, wegen dem geſperrten Wege Halt hatte machen müſſen. Auf dieſe Weiſe waren die Truppen von einander getrennt. Dieſes blieb den Colleries nicht verborgen, die unbemerkt alle Bewegungen der Armee beobachtet hatten. Sie warteten ruhig ab, bis dieſe zwey Meilen weit von der Wagenlinie entfernt war, da ſich denn auf einmal eine groſſe Anzahl von ihnen am Ende des Zuges ſehen ließ, die aber durch einige Schüſſe bald wieder zurück geſcheucht wurden. Eine Zeitlang war alles ſtille, und man glaubte ſie ganz los zu ſeyn, als ſie von neuem in weit gröſſerer Anzahl erſchienen, und die Artillerie-Diviſion am obern Ende der Linie anfielen. Hier befanden ſich nur hundert Soldaten, von denen fünfundzwanzig Europäer waren. Der Angriff geſchah mit Bogen und Pfeilen, Wurfſpieſſen und Picken, wobey ſie erſchrecklich ſchrien, und wie die Wölfe heulten. Das Feuer trieb ſie jedoch in den dicken Wald zurück, woſelbſt ſie nunmehr andre Diſpoſitionen machten. Sie ſtürzten einzeln von allen Seiten heraus mitten unter die Wagen, ſtachen mit ihren langen Speeren die Zugochſen nieder, und verwundeten mit dieſen Waffen auch viele Sepoys.

Endlich verwandelte ſich das verwirrte Geſchrey 1755.
der Feinde auf einmal in einen einzigen Ausruf, der von allen Seiten gräßlich ertönte. Man wiederholte brüllend das Wort **Swamy**, das **Götter** in ihrer Sprache bedeutet; und dieſes Wort begleiteten ſie mit heftigen Geſticulationen und wilden Geberden wie raſende Menſchen. Unter den Wagen, die ſie niederriſſen, fanden ſie in einem viele von den kleinen metallenen Götzenbildern, welche die Engländer in Coilgoody erbeutet hatten. Dieſer Fund erzeugte bey ihnen eine ſo übermäßige Freude, als ob ſie ihre Weiber und Kinder aus der Sklaverey errettet hätten. Sobald ſie ihre Götzen nun in Sicherheit gebracht hatten, erneuerten ſie ihre Angriffe, und fuhren damit einige Stunden lang fort. Es langte keine Hülfe von den andern Truppen an, und von allen an Heren abgeſchickten Boten kam keiner zurück. Der Tag neigte ſich, und die Verlegenheit wurde immer größer, als die Colleries den Angriff auf die Artillerie aufgaben, und auf einmal unerwartet über die Bagage herfielen, und unter den Coolies und Marketendern ein abſcheuliches Blutbad anrichteten; ſie mordeten alles, was ihnen vorkam, ohne Unterſchied des Geſchlechts oder Alters.

Von dieſem Augenblicke an gerieth alles in die äußerſte Verwirrung; die Coolies warfen ihre Bürden ab; Männer, Weiber und Kinder ſtürzten auf die Soldaten der Arrieregarde, und ſuchten hier Rettung. Der engliſche Befehlshaber, Capitain Smith, wollte ſie nicht von ſich ſtoßen, ſo ſehr auch ihre große Anzahl ihm zur Laſt war und ihre Verwirrung faſt

1755. unmöglich machte; er zog ſich daher wieder aus dem Hohlwege heraus, und marſchirte zurück in die Ebene, wo er die Feinde erwartete; dieſe wagten jedoch nicht ihn hier anzugreifen, ſondern verſchwanden in den Wald. Die Nacht brach ein, es war keine Zeit zu verlieren. Smith verſammelte die übrig gebliebenen Ochſen, ließ alle Munition und Bagage im Stich, da er ſie unmöglich retten konnte, und paſſirte nun glücklich den Hohlweg. Er traf die Armee unweit dem Ausgange des Waldes an, allein ohne die fünf vornehmſten Offiziers, die alle durch die außerordentliche Hitze des Tages krank geworden waren, und ſich in ihren Palankins hatten zu dem Vortrab tragen laſſen. Dieſer widrige Zufall verhinderte die Hülfe, da die ihrer Befehlshaber beraubten Engländer nichts ohne Ordre thun wollten, ſo ſehr ſie auch von der Gefahr unterrichtet waren, in der ſich ihre Bagage befand. Smith übernahm jezt das Commando über ſämtliche Truppen, ſezte den Marſch fort, und kam den 5ten Junius bey Tritchinapoly an, wo er ſich lagerte. Der Oberſte Heron wurde nach Madras zurückgerufen, und mußte hier vor einem Kriegsgerichte von ſeinem Betragen Rechenſchaft geben, das ihn unfähig erklärte, der engliſch-oſtindiſchen Compagnie länger zu dienen.

Die Regierung in Pondichery ſah dieſe Expedition mit eiferſüchtigen Augen an, da die Vortheile den Franzoſen einleuchteten, die der Nabob erlangen würde, wenn die Länder von Madura und Tinivelly, die ſo lange von Arcot unabhängig geweſen waren, wieder damit verbunden werden ſollten. Es geſchahen daher

Vor-

Vorſtellungen, und man behauptete, daß dieſes eine förmliche Uebertretung des geſchloſſenen Vergleichs wäre, und daß überdem dieſe Länder den Franzoſen gehörten, vermöge gewiſſer Rechte, die ihnen Chunda-ſaheb und der König von Myſore zugeſtanden hätten. Dieſe Argumente wurden von engliſcher Seite durch ähnliche grundloſe Anſprüche beantwortet. Deleyrit, der jetzige Gouverneur von Pondichery, ein von Natur behutſamer Mann, wollte nicht die Expedition der Engländer unterbrechen, mit Gefahr den Krieg nach dem kaum geſchloſſenen Waffenſtillſtande wieder zu erneuern; dagegen folgte er dem Beyſpiele der Engländer bey der erſten Gelegenheit. 1755.

Es liegt dreyßig engliſche Meilen nordwärts von Tritchinapoly ein großer waldiger Strich Landes, der Terriore genannt wird, deſſen Oberhaupt den Titel Rheddy führt, ein Diminutiv von Rajah oder König. Dieſes Land war während dem lezten Kriege von den Myſoren und Franzoſen verwüſtet worden, die auch den regierenden Rheddy abſezten, und einem ſeiner Anverwandten ſeine Würde übertrugen. Als die Myſoren Tritchinapoly verließen und nach Hauſe gingen, ernannten ſie die Regierung in Pondichery zum Repräſentanten aller ihrer Rechte und Anſprüche im Carnatick; da nun der neue Rheddy unter allerhand Vorwand ſeinen Tribut zu bezahlen verſchob, ſo ſchickte Deleyrit im Monat Junius 500 Europäer und 100 Sepoys dahin, dieſen Ungehorſam zu ſtrafen. Der Befehlshaber dieſer Truppen war Maiſſin, der auch nach einigem Widerſtand die vornehmſte Stadt einnahm, den Rheddy ab- und ſeinen Vorgänger wie-

1755. der einſezte. Der Capitain Calliaud, der jezt in Tritchinapoly commandirte, machte Miene ſich dieſer Expedition zu widerſetzen, allein er erhielt aus Madras Befehl, ſich ruhig zu verhalten. Dieſe Nachricht ermunterte Maiſſin, auch die Polygars von Arielore und Wariore zu bekriegen. Die Länder dieſer Waldfürſten liegen nahe bey einander, und beide ſind ſehr ausgedehnt. Um ſolche wider die Verheerungen der Maratten zu ſchützen, bezahlten ſie dieſen Kriegern gewiſſe Geldſummen, ſo lange der Krieg von Tritchinapoly dauerte, ohne ſich jedoch im geringſten weder den Franzoſen noch den Myſoren zu unterwerfen; jezt riefen ſie den Nabob um Hülfe an, den ſie als ihren einzigen Oberherrn anerkannten. Nunmehr erhielt Calliaud Befehl aufzubrechen, zu gleicher Zeit drohte auch die Regierung in Madras mehrere Truppen dahin zu ſchicken, wenn man Maiſſin nicht Einhalt thäte. Deleyrit gab nach, rief die Truppen zurück, und wies ihnen Quartiere nahe an der Seeküſte in unbeſtrittenen Gegenden an.

Während dieſer Zeit drangen die Engländer in den Nabob, Tritchinapoly zu verlaſſen, und ſich nach Arcot zu begeben, woſelbſt Abdul-wahab wie ein Sinnloſer die Regierung verwaltete; er verſchwendete die öffentlichen Einkünfte ſo unmäßig, daß die Provinz dem Untergange nahe war. Der Nabob gab dieſem Rathe Gehör, und machte ſich den 9ten Julius in Begleitung von 300 Europäern und 1000 Sepoys auf die Reiſe. Die damals ſehr angeſchwollenen Flüſſe erlaubten nicht den geraden Weg nach Arcot zu nehmen; man beſchloß daher, durch Tanjore nach dem

Fort St. David zu gehn, und alsdann die weitere Route zu beſtimmen. Bey Condore kam ihm Monack-jee mit einem zahlreichen Zuge entgegen, um den Nabob im Namen des Königs von Tanjore zu begrüßen. Dieſe Zuſammenkunft war, ſo wie es in Indoſtan unter Perſonen vom hohen Range gewöhnlich iſt, mit den ſtärkſten und falſcheſten Verſicherungen einer ewigen Freundſchaft begleitet. Unter andern ſagte Monack-jee, daß 5000 Mann bereit wären zu Felde zu ziehn, im Fall ſie der Nabob im Carnatick brauchte. Dieſer erhob darauf dieſes Zeichen von des Konigs Liebe und Freundſchaft bis zum Himmel, wandte ſich aber dabey an den Capitain Polier, der die engliſche Eſcorte commandirte, und ſagte ihm heimlich, daß alles Lügen wären. 1755.

Der Nabob langte endlich im Fort St. David an. Hier lag noch der Admiral Watſon, der mit ſeiner Eſcadre von Trinconomaly zurück gekommen war. Der Nabob beſuchte ihn am Bord ſeines Schiffs, das 64 Kanonen führte, und zeigte ſein großes Erſtaunen, da er nie ein Kriegsſchiff betreten hatte. Wenig Tage nachher ſezte er ſeine Reiſe fort und kam den 19ten Auguſt nahe bey Arcot an. Er lagerte ſich hier in der Ebene, und wartete, dem Rath ſeiner Derwiſche gemäß, auf einen glücklichen Tag, um ſeinen Einzug in die Stadt zu halten. In dieſer Zwiſchenzeit fanden ſich der Oberſte Lawrence nebſt noch zwey andern vornehmen Engländern als Deputirte in ſeinem Lager ein, um ihn nach Madra[illegible] laden; ſie dienten, die Pracht und den [illegible] Einzugs in Arcot zu vermehren, der [illegible]

1755. Jubelgeschrey geschah, da der Nabob seit dem Tode des Nazir-jing von dieser Hauptstadt entfernt gewesen war. Er nahm die Einladung nach Madras willig an, und fand sich bald hier ein. Die Engländer nutzten diese vortheilhafte Gelegenheit, von ihm fernere Anweisungen auf die Landeseinkünfte zu erhalten, um für die großen Kriegskosten entschädigt zu werden. Nachdem dieser wichtige Artikel in Ordnung gebracht war, beschloß man, daß der Nabob selbst mit einem starken Detaschement herumziehn sollte, die Einkünfte von den Unterstatthaltern einzusammeln, die sie zeither ungestraft zurück behalten hatten; unter diesen waren vorzüglich einige Polygars im nordlichen Theile der Provinz. Man kam überein, daß die Compagnie die Hälfte aller Gelder erhalten sollte, die man einsammeln würde. Die Monsun verhinderte, daß die Truppen eher als zu Ende des Octobers ins Feld rücken konnten. Das Corps bestand in 300 Europäern und 1500 Sepoys unter Commando des Majors Kilpatrick.

Man wurde bald gewahr, daß die Unterwürfigkeit in Madura und Tinivelly während der Expedition des Obersten Heron nur scheinbar gewesen war, da in diesen Weltgegenden sich bisher noch nie bewaffnete Europäer gezeigt hatten, und also große Wirkung thun mußten. Kaum aber hatten sie sich entfernt, als die Colleries wieder allenthalben herumschwärmten, und alles verheerten, während ihre Oberhäupter ein Bündniß wider den Maphuze Khan schlossen. Von diesem Zeitpunkt an wurden diese Länder ein beständiger Tummelplatz kriegerischer Auftritte, die viele

Jahre lang fortdauerten; daher es nöthig iſt, die 1755.
Urſachen gegenwärtiger Unruhen, die nachher noch ſo viel andre erzeugten, hier näher anzuführen.

Als Allum Khan im Anfange des Jahres 1752 von Madura aus dem Chunda-ſaheb zu Hülfe kam, der damals Tritchinapoly belagerte, ſo übergab er die Adminiſtration der Länder Madura und Tinivelly drey Pitanen, Namens Barky, Mainach und Nabi Cawn Catteck; den erſten nannte man gewöhnlich Mianah, den zweiten Moobemiah, den dritten aber bey ſeinem eignen Namen. Da die Regierung in Madras von dem Nabob Mahomed-Ally Beweiſe foderte, um die Anſprüche des Gouvernements von Pondichery zu entkräften, ſo zeigte er eine Schrift vor, die von dieſen drey Pitanen unterzeichnet, und vom 29ſten November 1752 datirt war, in welcher ſie ſeine Oberherrſchaft über Madura und Tinivelly anerkannten, und ſich ſeine Unterthanen nannten. Chunda-ſaheb war zwar damals ſchon aus dem Wege geräumt, allein der Nabob befand ſich doch durch ſeinen Streit mit den Myſoren in ſolcher Verlegenheit, und ſeine Hoffnung, alle die noch vorhandenen Schwierigkeiten zu beſiegen, war ſo geringe, daß man den Grund nicht abſehn kann, warum die Pitanen eben zu der Zeit eine ſolche Erklärung von ſich geben ſollten; es müßte denn in der Ueberzeugung geſchehen ſeyn, daß dieſe Schrift dem Nabob nur von ſehr unbedeutendem Nutzen ſeyn würde. Soviel iſt gewiß, daß ſie hernach nicht den geringſten Gehorſam zeigten, ſondern fortfuhren ganz nach Gutdünken zu handeln; ſie bewilligten Freiheitsbriefe, vegulirten den Tribut, und verkauften

1755. ſowohl Ländereyen als Forts für baar Geld. Hiedurch häuften ſie Reichthümer, und erwarben ſich Anhänger. Sie kamen unter einander überein, den Raub zu theilen, und immer aufs äußerſte zuſammen zu halten; daher ihre Macht ſehr gegründet war, bis Heron hier anlangte. Nunmehr verließ Mianah die Stadt Madura, und flüchtete zu den benachbarten Polygars von Nattam; Moodemiah und Nabi Cawn Catteck aber zogen ſich aus Tinivelly zurück, und begaben ſich zum Polygar von Viellitangaville. Sie warteten alle drey nur auf die Entfernung der engliſchen Truppen, um mit Maphuze Khan ihre Sache auszumachen, ſobald er allein ſeyn würde.

Unter andern Veräußerungen von Ländereyen, hatte Moodemiah dem König von Travancore einen Diſtrict verkauft, der eine Strecke von dreyßig Meilen betrug, von Calicad bis zum Vorgebirge Comorin; hierunter war das Fort Calicad mit inbegriffen. Das Königreich Travancore liegt im ſüdlichſten Theile der malabariſchen Küſte, und endigt ſich, ſo wie Tinivelly, an der öſtlichen Seite bey dem Cap Comorin. Vormals war es nur von geringem Umfange, und bezahlte Tribut an Madura; der jetzige König aber hatte durch mancherley glückliche Vorfälle, worunter auch einige Siege über die Holländer gehörten, ſeine Herrſchaft bis an die Gränzen von Cochin ausgedehnt, ſo daß er eine Strecke Landes von 120 Meilen längs dem Seeufer beſaß, und landeinwärts reichten ſeine Staaten bis an die Gebirge. Durch Hülfe eines franzöſiſchen Offiziers, Namens Launoy, hatte der König 10,000 Nairen auf europäiſche Art diſciplinirt.

Dieſes iſt der Geburt nach ein kriegeriſcher Stamm 1754.
an der malabariſchen Küſte, der den Vorrang über die Rajpoots verlangt, eine Menſchenklaſſe, die in andern Theilen von Indien auch mit ähnlichen Vorzügen geboren ſind. Außer dieſen Nairen, die zu Fuß fechten, unterhielt der König noch 10,000 Mann andre Infanterie mit mannichfaltigen Waffen verſehn, aber ſehr wenig Reiterey; da dieſe nur geringe Dienſte in einem Lande thun kann, das allenthalben mit Hügeln bedeckt und von Flüſſen durchſchnitten iſt. Die Diſtricte, die der König vom Moodemiah gekauft hatte, waren mit 2000 Mann Fußvolk beſezt, die, da man keine Feinde beſorgte, zu den gewöhnlichen Wachen und Begleitungen hinreichten, welche in Indoſtan die Autorität des Gouvernements bey den Sammlungen der Taxen unterſtützen. Dieſe Truppen aber geriethen über die Ankunft des Oberſten Heron in Tinivelly in ſolches Schrecken, daß ſie nicht allein das offene Land, ſondern auch das Fort Calicad verließen, welches leztere ſodann Maphuze Khan mit 800 Mann beſezte. Sobald als die engliſchen Truppen nach Tritchinapoly marſchirt waren, kam Moodemiah nach Travancore, um den König dahin zu vermögen, die verlaſſenen Diſtricte wieder einzunehmen. Zu gleicher Zeit ließ der Polygar von Nellitangavelle, insgemein Pulitaver genannt, ſeine Colleries los, um zu plündern und zu den Travancoren zu ſtoßen. Auf dieſe Nachricht eilte Maphuze Khan nach Tinivelly.

Dieſer Prinz hatte nebſt den ihm überlaſſenen engliſchen Sepoys ſeine Truppen bis auf 1500 Mann Reiterey und 4000 Ma[illegible]ehrt, von

1755. denen er 1500 zur Beſchützung von Madura zurück ließ, die übrigen nahm er mit ſich. Moodemiah aber war ſchon vor ihm mit 4000 Mann, worunter ſich 2000 Nairen befanden, in Tinivelly angelangt, und mit dieſen vereinigten ſich nun auch die Colleries. Es kam bey Calicad zum Treffen, worin Maphuze Khan geſchlagen wurde. Die Flüchtlinge warfen ſich ins Fort, allein ehe man dieſes noch erobern konnte, gingen die Travancoren nach Hauſe, unter dem Vorwand innerlicher Unruhen in ihrem Lande, allein wahrſcheinlich aus Furcht vor den Engländern. Moodemiah ging mit ihnen, und Pulitaver zog ſich in ſeine Wälder zurück. Maphuze Khan ſammelte nun ſeine Truppen, und kam wieder nach Tinivelly, wo er ſich als Sieger brüſtete, allein Moodemiah blieb auch nicht aus, ſondern erſchien mit einer ſtärkern Armee als zuvor, und ſchlug ſeinen Gegner abermals, wobey er 500 Sepoys und 100 Reiter zu Gefangenen machte. Was dieſen Verluſt noch vergrößerte, war die gegenwärtige Herbſtzeit, wo man die Einkünfte ſammelt, deren ſich die Travancoren bemächtigten.

Dieſe unangenehmen Vorfälle in Madura und Tinivelly, die nicht wenig die Regierung in Madras beſchäftigten, wurden noch durch einen großen Streit zwiſchen den engliſchen Bundsgenoſſen vermehrt. Der König von Tanjore und der Polygar Tondiman waren in einen heftigen Zwiſt gerathen, und hatten ſogleich zu den Waffen gegriffen, ehe man noch etwas davon ahnete. Es war zu befürchten, daß, wenn dieſe Fehde nicht bald geendigt würde, wahrſcheinlich der eine oder der andere Theil zu des Nabobs Feinden

übergehn dürfte. Die Regierung in Madras befahl 1755.
ihnen daher in einem gebieterischen Tone, alle Feind-
seligkeiten gegen einander einzustellen, dabey sie jedoch
ihre Vermittelung vorschlug, und den Capitain Call-
aud abschickte, um die Ursachen des Streits zu erfor-
schen. Dieser Offizier hatte wiederholte Conferenzen
mit dem Könige von Tanjore, mit Monack-jee, und
mit Tondimans Bruder, konnte aber nur folgende
dunkle Nachricht bekommen, so abgeneigt waren alle
Theile, die Wahrheit zu sagen.

Im Jahre 1749 gab der König dem Monack-
jee Befehl, das starke Fort Arandanghi anzugreifen,
das dem Moravar gehörte. Da Monack-jee nicht
genug Truppen hiezu hatte, so verlangte er von Ton-
diman Hülfe, der sich dafür gewisse Districte ausbe-
dung, die jährlich an 300,000 Rupien eintrugen.
Arandanghi wurde eingenommen, Tondiman nahm
Besitz von den ihm zugesagten Ländereyen, und ver-
langte von Monack-jee die Cessions-Patente unterm
königlichen Siegel. Der König aber wollte den Ver-
trag seines Feldherrn nicht anerkennen, worauf dieser
heimlich dies Document ausfertigte, und dazu des
Königs Siegel nahm, um sein Versprechen zu halten.
Im nämlichen Jahre wurde Tanjore, wie oben er-
zählt worden ist, von Murzafa-jing und Chunda-sa-
heb angefallen. Die darauf folgenden Kriege thaten
dem Streite des Königs mit dem Polygar Einhalt,
so lange als die gemeinschaftliche Gefahr dauerte; da
sie nun aber vorüber war, so wurde der Zank erneuert.
Monack-jee, der während seiner Ungnade 1753 sich
zu Tor[illegible] war ihm immer noch

1755. zugethan. Dieſe Neigung und des Königs Furchtſamkeit nutzte der Capitain Calliaud, um die fernern Feindſeligkeiten vor der Hand zu hemmen; allein nach einigen Monaten wurde der König ungeduldig und befahl dem Monack-jee, ohne Widerrede ins Feld zu rücken, dabey Tondiman keinen Schritt zur Verſöhnung thun wollte, ſondern ſagte, er würde ſich vertheidigen. Calliaud ging darauf nach Tritchinapoly, und machte Miene Beide zu bekriegen. Dieſer Umſtand, und der Vorwand wegen Geldmangel, gab Monack-jee Gelegenheit, unthätig zu ſeyn. Dieſe Unthätigkeit dauerte bis Ende des Jahrs, da er nach Tanjore zurückkehrte, ohne Tondiman den geringſten Schaden zugefügt zu haben.

Im Carnatick waren zwiſchen den Engländern und Franzoſen keine Feindſeligkeiten bis jezt ausgebrochen, an deren Stelle war ein langweiliger eifriger Briefwechſel getreten, in Anſehung einiger Diſtricte in der Nachbarſchaft von Carangoly und Outramalore, von denen die Franzoſen Beſitz genommen hatten, ohne im geringſten ihr Recht daran zu beweiſen. Man verglich ſich endlich nach einem heftigen Streite, die ſtreitigen Ländereyen gleichmäßig zwiſchen beiden Nationen zu theilen.

Godeheu hatte den Buſſy in ſeiner Verwaltung der Nord-deeaniſchen Angelegenheiten mit der nämlichen Autorität beſtätigt, die ihm vorher Dupleix ertheilt hatte. Dieſer Befehlshaber verweilte in den erworbenen Provinzen bis Ende des Jahrs 1754, und war in dieſer Zeit unermüdet, Ordnung in den Regierungsgeſchäften einzuführen, und die Einkünfte zu

ſammeln; oft war er genöthigt, in Perſon dieſe 1755.
Sammlungen an der Spitze ſeiner Truppen vorzunehmen, um den Tribut von den Polygars zu erpreſſen, die ſich gewöhnlich auf ihre Wildniſſe verlaſſen, und nie anders als durch Gewalt zur Zahlung gebracht werden. Im Anfange des Jahres 1755 ging Buſſy nach Hyderabad, wo er Salabad-jing bereit fand, mit ſeiner ganzen Macht nach Myſore aufzubrechen, um einen von vielen Jahren rückſtändigen Tribut einzuſammeln, den dieſes Königreich, ſeiner Behauptung nach, der mogulſchen Regierung ſchuldig wäre.

Die Franzoſen waren, wie bekannt, Bundsgenoſſen des Regenten von Myſore, der ihnen auch in dem Kriege bey Tritchinapoly große Dienſte geleiſtet, und dabey ſeine Schätze erſchöpft hatte. Auf der andern Seite war Buſſy tractatmäßig verpflichtet, Salabad-jing wider jedermann ohne Ausnahme beyzuſtehn, den er als Feind behandeln würde. In dieſer Verlegenheit beſchloß Buſſy den Myſoren ſo wenig wie nur immer möglich Schaden zu thun, und alles anzuwenden, ihren Streit mit dem Subah beyzulegen. Da aber das Heer in Myſore anlangte, ward er doch genöthigt wider Willen zur Eroberung einiger Forts die Hand zu bieten, ob er gleich während dieſer Zeit beſtändig mit den myſoreſchen Miniſtern correſpondirte, und dringend einen Vergleich empfahl. Der Regent war mittlerweile noch immer bey Tritchinapoly, daher ſeine Miniſter nichts eigenmächtig beſchließen konnten; ſie zogen die beſten Truppen zuſammen, und ſchloſſen ſich damit in der großen Stadt [illegible]gapatna ein, mit dem Vorſatz, hier eine

1755. Belagerung auszuhalten. Ein unerwarteter Vorfall aber, den Buſſy wohl zu benutzen wußte, änderte bald alles; denn Balagerow, der Großfeldherr der Maratten, näherte ſich um eben dieſe Zeit auch mit einem großen Heere den myſoreſchen Gränzen, um dies Königreich zu bekriegen. Die Miniſter, um ſich wenigſtens Einen Feind vom Halſe zu ſchaffen, luden nun Salabad-jing ein, ſich mit ſeiner ganzen Armee unter die Mauern von Seringapatnam zu lagern; ſie erkannten dabey ſeine Oberherrſchaft, und verſprachen auf Abſchlag ſeiner Foderungen 5,200,000 Rupien zu bezahlen. Buſſy trat nun auch mit Balagerow in Unterhandlung, um ihn von dem Einfall in Myſore abzuhalten. Es glückte auch; denn da der Großfeldherr ſahe, daß er ſeine Abſichten nicht erreichen konnte, ohne Salabad-jing wider ſich aufzubringen, zog er ruhig ab; wahrſcheinlich hatte man ihm auch etwas von den eingehobenen Geldern gegeben. Der Subah verließ im April Seringapatnam, und langte mit ſeinem Heer im Julius wieder in Hyderabad an.

Die engliſche Eſcadre hatte ſeit ihrer Rückkunft von Bombay nach der Küſte von Coromandel keinen Feind mehr zu bekämpfen, und ward daher genöthigt unthätig zu ſeyn; allein man kann wohl behaupten, daß ihre Gegenwart auf die Regierung von Pondichery Eindruck machte, und nicht wenig zu der Mäßigung beytrug, welche die Franzoſen ſeit dem Interims-Tractat durchaus zeigten. Die Eſcadre ging den 10ten October abermals nach Bombay, um die Monſun zu vermeiden. Hier traf ſie eine Anzahl oſtindi-

ſcher Schiffe an, die kürzlich aus England angekom- 1755.
men waren, und viele Truppen am Bord hatten, die
zur Ausführung eines in London gemachten Entwurfs
beſtimmt waren.

Während der Zeit die engliſch-oſtindiſche Com- 1756.
pagnie noch in Anſehung der Unterhandlungen in In-
dien ungewiß war, erhielt ſie Nachricht von den großen
Beſitzungen, die Salabad-jing den Franzoſen einge-
räumt hatte; ſie ſahe wohl ein, daß keine Unterhand-
lung allein fähig ſeyn würde, ihre Gegner zu vermö-
gen, ſo überaus anſehnliche Vortheile fahren zu laſſen,
daher beſchloß ſie, durch andere mehr nachdrückliche
Mittel ihre Macht in Nord-Decan einzuſchränken.
Die Hauptſtadt dieſes Theils von Indien, Aurenga-
bad, iſt nur 150 engliſche Meilen von Bombay ent-
fernt, und zwiſchen beiden befindet ſich das Land der
Maratten. Die Engländer in Bombay ſtanden ſeit
einiger Zeit mit dem Könige dieſes kriegeriſchen Volks,
Saha Rajah genannt, auf einen freundſchaftlichen
Fuß; ſie ſtellten es ſich daher, nach den Feindſeligkei-
ten ſeines Großfeldherrn Balagerow gegen Salabad-
jing zu urtheilen, deſto leichter vor, ſich der Maratten
zu bedienen, um die franzöſiſchen Truppen von dem
Subah zu entfernen. Dieſem Entwurf zufolge be-
ſchloß man, den Balagerow das nächſtemal, daß er
wieder gegen Salabad-jing ins Feld rücken würde,
durch ein Corps Europäer zu unterſtützen. Man
hoffte dieſen hiedurch ſo ſehr zu beunruhigen, daß er
bewilligen würde, die Franzoſen aus ſeinem Dienſt
zu entlaſſen, mit der Bedingung, daß die Engländer
ebenfalls die Maratten [illegible] wäre er aber

1756. hiezu nicht zu vermögen, ſo war man entſchloſſen, ihn mit Beyſtand dieſer neuen Bundsgenoſſen durch die nachdrücklichſten Maaßregeln zur Einwilligung zu bringen.

Dieſe Unternehmung erfoderte einen Befehlshaber von Muth und großer Erfahrung, von vielen militäriſchen Talenten und politiſchen Landeskenntniſſen. Ein ſolcher war der Capitain Clive, der eben damals in Bereitſchaft ſtand, nach Indien zurück zu kehren, und ſeine Dienſte zu dieſer Expedition antrug. Er war zur Belohnung ſeiner vorigen Thaten von der Compagnie bereits zum Gouverneur des Forts St. David ernannt worden, und der König hatte ihm den Titel eines Obriſtlieutenants bey ſeiner Armee gegeben. Die Abhängigkeit aber vom engliſchen Miniſterio, der ſich die Directoren nicht entziehn können, wenn die Compagnie in Kriege verwickelt iſt, verurſachte, daß man auf mächtige Empfehlungen dem Obriſtlieutenant Scot die Unternehmung auftrug. Dieſer Offizier war ſchon im vorigen Jahre nach Indien abgegangen, ſtarb aber gleich nach ſeiner Ankunft in Madras. Ob man gleich dieſen Tod in Europa nicht ahnete, ſo erhielt doch Clive Befehl zuerſt nach Bombay zu gehn, um im Fall einer widrigen Ereigniß Scots Stelle zu vertreten. Die aus England zu dieſem Entwurf abgeſchickten Truppen beſtanden in 300 Mann von des Königs Artillerie und 300 Rekruten. Da Clive nun bey ſeiner Ankunft in Bombay den Tod des Scot vernahm, ſo trug er der dortigen Präſidentſchaft die Ausführung des in Europa entworfenen Plans vor; man erſtaunte hierüber, und bildete ſich ein, daß hie-

durch der Vergleich übertreten würde, welchen 1756.
Saunders und Godeheu gemacht hätten. Diese
Meynung war jedoch ohne Grund, da man sowohl in
dem Waffenstillstand als in dem Interims-Tractat
sorgfältig vermieden hatte, weder den Salabad-jing,
noch die in seinem Dienst stehenden Franzosen zu er-
wähnen. Die Directoren der Compagnie hatten ih-
ren ganzen Plan der Regierung in Madras zugeschickt,
allein das Schiff, worauf sich diese Papiere befanden,
scheiterte an einem Felsen nahe an der afrikanischen
Küste, und alles ging verloren.

Die Präsidentschaft in Bombay sandte nun nach
Madras Nachricht von Clive's und der Truppen An-
kunft, ohne jedoch ihre Bestimmung anzuzeigen, aus
Furcht, daß die Franzosen die Briefe auffangen könn-
ten. So gering auch dieser Bericht war, so errieth
doch einige Mitglieder der Regierung vollkommen die
Absichten der Directoren, und entwarfen einen Plan
sie auszuführen, den sie dringend der Präsidentschaft
in Bombay empfahlen; diese aber hatte noch vor
Ankunft der Briefe den Entschluß gefaßt, alle ihre
Truppen in Verbindung mit Watsons Escadre wider
einen andern Feind zu gebrauchen, der seit langer Zeit
dem englischen Handel auf der Küste von Malabar
nachtheilig gewesen war.

Diese Küste wird vom Vorgebirge Comorin bis
Surate von vielen Flüssen durchströmt, die sich alle
in die See ergießen. Es scheint, daß schon im spä-
testen Alterthume die Einwohner dieser Weltgegend
einen starken Hang zur Seeräuberey hatten, und noch
jetzt unterhalten alle die verschiedenen Fürsten an der

1756. Küſte eigne Schiffe, um damit gegen alle andre Nationen zu kreuzen, die ſie überwältigen können. Als die moguliſche Regierung zuerſt ihre Herrſchaft bis an die nördlichſten am Meere gelegenen Länder ausbreitete, ſo ernannte ſie einen Admiral, und gab ihm eine Flotte, um die Schiffe ihrer muhamedaniſchen Unterthanen, die nach dem arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen Handel trieben, ſowohl wider die malabariſchen Seeräuber als wider die Portugieſen zu beſchützen. Die Maratten beſaßen damals einige Forts zwiſchen Goa und Bombay; da ſie ſich nun durch dieſen Admiral in ihren Räubereyen eingeſchränkt ſahen, ſo erklärten ſie ihm den Krieg zu Waſſer und zu Lande. In dieſem Kriege ſchwung ſich ein gemeiner Soldat, Namens Conagee Angria, ſo weit empor, daß er Oberbefehlshaber der marattiſchen Räuberflotte wurde, auch ernannte man ihn zum Gouverneur von Severndroog, einem ihrer ſtärkſten Forts, das auf einer kleinen felſigen Inſel acht engliſche Meilen von Dabul, und nur einen Kanonenſchuß vom feſten Lande gelegen war. Hier revoltirte Angria gegen den Saha Rajah, oder König der Maratten, verführte einen Theil der königlichen Flotte ſich mit ihm zu verbinden, und durch ihren Beyſtand bemächtigte er ſich der übrigen Kriegsſchiffe, oder vernichtete ſie. Der Saha Rajah bemühte ſich ihn dadurch zum Gehorſam zu bringen, daß er drey Forts am Seeufer anlegen ließ, woraus man Severndroog beſchießen konnte, allein Angria nahm auch dieſe Forts weg, und ſezte ſich in wenig Jahren in Beſiz der ganzen Meerküſte von Tamanah bis Bancoote, eine Strecke

von

von 120 Meilen, und landeinwärts bis an die Gebirge, 1756.
die zwanzig, auch dreyßig Meilen weit von der See liegen. Seine Nachfolger, die alle den Namen Angria führten, verstärkten ihre Macht beständig, so daß die Maratten endlich alle Hoffnung aufgaben sie zu bezwingen, und daher mit ihnen Friede machten. Die Bedingung war, daß Angria die Souveränität des Saha Rajah anerkennen und ihm jährlich einen geringen Tribut bezahlen sollte; dennoch unterhielten sie einen großen Haß gegen diese Familie, und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, die ihnen entrissenen Länder wieder an sich zu bringen.

Mittlerweile dauerte die Seeräuberey beständig mit großem Eifer fort, und zwar gegen alle Nationen ohne Unterschied, die nicht von Angria Pässe kauften; hiedurch wuchs seine Macht täglich. Die Land- und Seewinde wehen hier eben so wie an der Küste von Coromandel in dem Zeitraum von vierundzwanzig Stunden wechselsweise, und theilen den Tag, so daß Schiffe, die längs den Küsten segeln, genöthigt sind, immer das Land im Gesicht zu behalten, da die Landwinde nur vierzig englische Meilen weit in die See reichen. Es war keine Bay, keine Bucht, Hafen oder Mündung eines Flusses an dem Meerufer von Angria's Staaten, wo er nicht Festungswerke und Seemagazine hatte anlegen lassen, sowohl um hier auf Entdeckungen zu lauern, als auch seinen Schiffen im Nothfall Zufluchtsörter zu verschaffen; es war daher eben so schwer, diese Seeräuber zu vermindern als ihre Schiffe wegzunehmen. Diese [illegible] eine der malabarischen Küste eigne [illegible] h

1756. drey Maſten; die erſtern ſind von 150, die leztern aber von 300 Tonnen, und haben den Namen Grabs; ſie gehen nicht tief ins Waſſer, und ſind ſehr breit im Verhältniß mit ihrer Länge, gegen beide Enden aber laufen ſie ſchmäler zu. Außer dieſen hat man hier noch kleinere Schiffe, die man Gallivats nennt, und nicht über 70 Tonnen führen. Dies ſind eigentlich ſehr große Ruderboote mit Verdecken von Bambusrohr gemacht; die kleinſten derſelben führen Drehkanonen, die ungefähr ein Pfund ſchießen, die gröſſern aber haben ſechs, auch acht zwey und vierpfündige Kanonen mit Laveten. Die andern vorerwähnten Schiffe hingegen ſind gewöhnlich mit neun und zwölfpfündigen Kanonen beſezt. Zu den Gallivats gehören vierzig bis funfzig Ruderer, die in einer Stunde vier engliſche Meilen rudern.

Die Flotte des Angria beſtand gemeiniglich aus 10 Grabs und 40 bis 50 Gallivats, alle ſehr ſtark mit Soldaten angefüllt, und mit dieſen fiel man die größten Schiffe an. Sobald ſie in ihren Buchten und Bayen eins gewahr wurden, ſo hieben ſie ſchleunig ihre Ankertaue ab, und ſtießen in die See. Wehte der Wind ſtark, ſo war die Bauart ihrer Schiffe dem geſchwinden Segeln ſehr günſtig, war aber Windſtille, ſo wurden die Grabs an die Gallivats befeſtigt, und von dieſen mit fort gerudert. Sie umringten ſodann das Schiff, und bemühten ſich vorzüglich deſſen Maſten herunter zu ſchießen; der Angriff dauerte beſtändig fort, bis das Schiff die Segel ſtrich; war der Widerſtand hartnäckig, ſo ſchickten ſie eine Anzahl Gallivats ab, und in jedem

zwey bis dreyhundert Mann, die mit dem Schwert in der Faust von allen Seiten zugleich das Schiff erstiegen. 1756.

Es waren nunmehr funfzig Jahre, daß dieser Räuberstaat sich allen europäischen Nationen, die nach Indien handelten, furchtbar gemacht hatte. Die englisch-ostindische Compagnie unterhielt deshalb, um ihre Schiffe zu beschützen, eine Kriegsflotte, die ihr jährlich 50,000 Pf. St. kostete; denn da kein Schiff es wagen durfte, einzeln die Küsten von Angria's Staaten vorbey zu passiren, so fuhren sie in großen Haufen zu bestimmten Zeiten, unter der Escorte von bewaffneten Schiffen. Diese Escorte bestand nur aus vier englischen Grabs, von denen zwey 20 Kanonen führten, und aus sechs Gallivats, daher man sie für unvermögend hielt offensive zu agiren; auch that sie dem Feinde sehr wenig Schaden, der weit besser als die Bombayflotte segelte, und dabey doch manches Schiff weghaschte. Im Jahr 1728 nahmen diese Seeräuber ein großes reichbeladenes Compagnieschiff weg, das aus England kam, und einige Zeit nachher eines der größten von der Bombayflotte, und ein französisches Compagnieschiff von 40 Kanonen. Im Februar 1754 überwältigten sie drey holländische Kriegsschiffe von 50, 36 und 18 Kanonen, die zusammen segelten; die beiden größten verbrannten sie, und das kleinste nahmen sie zu ihrem Gebrauch mit sich.

Der englische Commodore Matthews griff mit drey Linienschiffen eins ihrer Forts an, [illegible] genannt, während der Zeit ein pr[illegible]

1756. Goa abgeſchicktes Corps Truppen es zu Lande belagerte; durch die Feigherzigkeit der Portugieſen aber mißlang die Unternehmung: ein gleiches Schickſal hatten zwey Jahre hernach auch die Holländer, die Gheria mit ſieben Kriegsſchiffen, zwey Bombardiergaliotten, und einer Anzahl Landtruppen angriffen. Von dieſer Zeit an hielt man die Forts des Angria für unüberwindlich, ſo wie ſeine Flotte mit Recht für fürchterlich gehalten wurde. Dieſes blies den Oberräuber ſo auf, daß er ſich als ganz unabhängig von den Maratten erklärte, und ihren Geſandten, die den gewöhnlichen Tribut von ihm zu fodern kamen, die Naſen abſchneiden ließ. Die Maratten, die das Land in der Nähe von Bombay bewohnten, hatten der engliſchen Präſidentſchaft oft Vorſchläge gethan, dieſen gemeinſchaftlichen Feind mit vereinigter Macht anzugreifen, allein mancherley Hinderniſſe hatten der Ausführung dieſes Vorhabens bis zu Anfange dieſes Jahrs im Wege geſtanden. Nunmehr aber ſchloſſen die Engländer ein Bündniß mit Rama-gee Punt, dem hier commandirenden Maratten General, worin ſie ihren Beyſtand zur See verſprachen, um Severndroog, Bancoote, und andre dem Angria gehörige Forts zu erobern. Dieſem Vertrag zu folge ging der Commodore James, Oberbefehlshaber der Seemacht, der Compagnie in Indien, den 22ſten März mit zwey Kriegsſchiffen und zwey Bombardiergaliotten unter Segel; allein die übertriebenen Begriffe von Angria's Feſtungen waren ſo groß, daß die Präſidentſchaft dem Commodore ernſtlich befahl, ja nicht ſeine Schiffe durch den Angriff dieſer feſten Plätze in

Gefahr zu ſetzen, ſondern nur blos die Häfen zu blo- 1756.
kiren, während die Maratten ſie zu Lande belagern würden.

Die Flotte der Maratten beſtand aus ſieben Grabs und ſechzig Gallivats, die 10,000 Mann Landtruppen an Bord hatten; ſie vereinigten ſich mit den engliſchen Schiffen, und ſo ſegelten beide bis Comara Bay, wo man ankerte, damit die Maratten ans Ufer gehen konnten, weil ihre Religion ihnen verbietet, auf dem Meer weder zu eſſen, noch ſich zu waſchen. Von hier ging die Fahrt bis auf funfzehn engliſche Meilen von Severndroog, wo alle Truppen landeten, um den übrigen Weg zu Lande zu machen. James erhielt Nachricht, daß die feindliche Flotte im Hafen von Severndoog vor Anker läge, und ſtellte daher dem Admiral der Maratten vor, daß, wenn man in der Nacht dahin ſegelte, ſo könnte man ihre ganze Seemacht ſo vollkommen einſperren, daß kein Schiff würde entrinnen können. Der Admiral gab dieſem Vorſchlage großen Beyfall, allein er hatte nicht Autorität genug, ſeine Offiziers zu vermögen, ſich früher als des Morgens in Bewegung zu ſetzen. Kaum wurden die Feinde die Flotte gewahr, als ſie ſogleich die Anker kapten, und in die See eilten. Der Commodore gab nun das Signal zur allgemeinen Jagd, allein die Maratten waren nicht dazu zu bringen, obgleich ihre Schiffe ſehr gut ſegelten; ihre Furcht vor Angria's Flotte war ſo groß, daß ſie alle zurück blieben, und das Commodore-Schiff, der Protector von 44 Kanonen, allein ſegeln ließen, bis es ihnen faſt aus dem Geſicht entkam. Die Feinde

1756. zeigten hingegen eine außerordentliche Thätigkeit; ſie warfen alles über Bord, was nur immer entbehrlich war, um ihre Schiffe zu erleichtern, und ſpannten nicht allein alle Segel auf, ſondern hingen auch dabey ihre Ober- und Unterkleider auf, ja ſelbſt ihre Turbane, um den Wind nach äußerſter Möglichkeit zu nutzen. Der Commodore näherte ſich ihnen bis auf einen Kanonenſchuß, da aber die Nacht heran kam, gab er die Jagd auf, und kehrte nach der Höhe von Severndroog zurück.

Dieſer Ort wurde bereits von dem General Rama-gee Punt belagert, wie die Maratten es nannten. Die Unternehmung aber war einem Kinderſpiel ähnlich, denn ſie feuerten nur aus einer vierpfündigen Kanone, und zwar in einer Entfernung von zwey engliſchen Meilen; ja ſelbſt in dieſer Weite waren die Truppen voller Furcht, ſo daß ſie ſich tief in die Erde eingruben. Der Commodore, der aus dieſen Operationen urtheilte, daß ſie nie ein Fort einnehmen würden, beſchloß ſeine Inſtruction lieber zu übertreten, als die engliſchen Waffen zu beſchimpfen, von denen man ſich bey dieſem Entwurf ſo viel verſprochen hatte. Er fing daher den 2ten April an zu gleicher Zeit das Fort Severndroog und das Fort Goa mit Kugeln und Bomben zu beſchießen, und zwar mit ſolchem Nachdruck, daß die Feinde ihre hohen auf Felſen liegenden Veſtungen verließen und ſich verkrochen. Eine Bombe ſezte ein Haus in Brand, das die Beſatzung wegen dem Kugelregen ſich nicht zu löſchen getraute; die Flamme breitete ſich daher in dieſer trocknen Jahreszeit geſchwind aus, und in kurzer Zeit ſtanden alle

Gebäude des Forts im Feuer. Dies griff auch end- 1756.
lich ein Pulvermagazin an, das mit entsezlichem Kra-
chen in die Luft flog. Nun stürzte alles, Männer,
Weiber und Kinder, nebst dem größten Theile der
Garnison aus dem Fort, ungefähr tausend Personen,
die acht Schiffe bestiegen, und sich nach dem Fort
Goa zu retten suchten; die Engländer aber fingen sie
alle auf. Nun wurde das Feuer des Protectors auf
das Fort Goa gerichtet, wo die Feinde es eine Zeit-
lang standhaft aushielten, allein endlich eine Flagge
als Signal der Uebergabe aushingen. Während der
Zeit aber die Maratten anrückten, Besitz davon zu
nehmen, wurde der Commandant gewahr, daß der
Commodore Severndoog noch nicht besezt hatte; er
warf sich daher mit seinen besten Leuten in ein großes
Boot, um dahin zu kommen; es gelang ihm auch,
und nun hoffte er dies Fort so lange zu vertheidigen,
bis er aus dem nahe liegenden Dabul Hülfe bekommen
könnte. Der Protector erneuerte nun das Feuer auf
Severndroog, da aber der Commodore fand, daß der
Commandant die Uebergabe verzögerte, um die Nacht
zu erwarten, wo man ihm wahrscheinlich aus Dabul
zu Wasser Truppen zusenden würde, so landete er
die Hälfte seiner Seeleute, die mit großer Entschlossen-
heit auf das Hauptthor losrückten, sich mit Aexten ei-
nen Weg bahnten, und so ins Fort drangen, worauf
sich die Besatzung ergab; auch das dritte Fort zögerte
nicht lange, diesem Beyspiele zu folgen. Dies war
alles die Arbeit von einem Tage, an welchem den
Muth des Commodore James alle furchtsame Vor-
urtheile verm[illegible] in Ansehung der Unüberwind-

1756. lichkeit von Angria's Feſtungen ſeit zwanzig Jahren in ganz Indien Wurzel gefaßt hatten.

Die Flotte und die marattiſche Armee begab ſich den 8ten April nach Tancoote, einer befeſtigten Inſel ſechs Meilen von Severndroog. Die Beſatzung, durch das Schickſal der benachbarten Forts in Schrecken geſezt, übergab den Ort bey der erſten Auffoderung, und die Maratten bewilligten, daß die engliſche Compagnie ihn behalten ſollte. Er heißt jezo das Fort Victoria. Das Land rund herum iſt dem Admiral des Moguls unterworfen, und wird von Muhamedanern bewohnt, die Bombay mit Rindfleiſch verſorgen, das an andern Gegenden der Küſte ſchwer zu erhalten iſt, weil dort die Beherrſcher von der eifrigſten Caſte der indiſchen Religion ſind, welche die Kühe göttlich verehren, und die Erlegung dieſer Thiere für das größte aller Verbrechen halten.

Rama-ges Punt war über die erlangten Vortheile ſo vergnügt, daß er dem Commodore 200,000 Rupien anbot, wenn er ſogleich Dabul oder ein andres feindliches Fort angreifen wollte, und gewiß war dieſes die beſte Zeit, da die Feinde wegen dem erlittenen Verluſt ſich noch in der äußerſten Beſtürzung befanden. Allein die ſtürmiſche Jahreszeit, die an dieſer Küſte gegen Ende des Aprils eintritt, näherte ſich, und da James überdem ſchon ſeine Inſtruction überſchritten hatte, ſo wollte er es nicht wagen, ohne Erlaubniß der Präſidentſchaft von Bombay, etwas weiteres vorzunehmen. Um ſolche jedoch deſto ſchleuniger zu erhalten, ſegelte er ſelbſt dahin, fand aber ſeine Obern, ungeachtet der unerwarteten Siege, den-

noch so voller Behutsamkeit, daß sie ihm befahlen, 1756.
die ganze Flotte ohne Verzug in den Hafen zu führen. Er überlieferte daher die Forts den Maratten und kam mit seinen Schiffen nach Bombay zurück, die marattischen Fahrzeuge aber gingen nach Choul, von welchem Orte sie ausgelaufen waren.

Im folgenden November langte Watsons Escadre in Bombay an, da in dieser Weltgegend die schöne Jahreszeit sich wieder eingestellt hatte; man erneuerte nun den Entwurf, in Verbindung mit den Maratten den Angria anzugreifen, wozu der Admiral Watson seinen Beystand versprach. Wo möglich wollte man auf einmal die Macht des Angria bey der Wurzel anfallen, und Gheria, die Hauptstadt seiner Staaten, der vornehmste Hafen und das Arsenal seiner Seemacht, zu erobern suchen. Kein Engländer hatte seit vielen Jahren diesen Ort besucht, man kannte ihn blos aus der Beschreibung der Eingebornen, die fürchterliche Nachrichten davon gaben, so daß ihn die Europäer wenigstens für so fest als Gibraltar hielten; auch glaubte man, daß dessen Lage auf einem Felsen, und von der Seeseite fast unzugangbar wäre. Es wurden daher einige Schiffe unter dem braven Commodore James ausgeschickt, um den so berufenen Ort in der Nähe zu betrachten. James fand die feindliche Flotte im Hafen vor Anker liegen, dennoch näherte er sich dem Fort bis auf einen Kanonenschuß, betrachtete es sorgfältig, und kam mit der Nachricht nach Bombay zurück, daß der Ort zwar sehr fest, aber dennoch zu erobern sey, und man ihm sich sehr wohl nähern kön-

1756. Hierauf beſchloß man den Entwurf mit Nachdruck auszuführen. Die Maratten brachen unter Anführung des Rama-gee Punt aus Choul auf, und James lief mit dem Protector von 44 und zwey andern Schiffen von 20 Kanonen aus, um den Hafen zu blokiren. Wenig Tage nachher folgte der Admiral mit den übrigen Schiffen. Die ganze vereinigte Flotte beſtand nunmehr aus vier Schiffen von der Linie, von 70, 64, 60 und 50 Kanonen, eins von 44, drey von 20, ein Grab von 12 und fünf Bombardiergaliotten, in allen vierzehn Schiffe. Außer den Seeleuten hatten ſie an Bord 800 Europäer und 2000 Sepoys, unter Anführung des Oberſtlieutenants Clive.

Die berühmte Feſtung Gheria liegt auf dem Vorgebirge eines felſigen Landes, eine engliſche Meile von dem Eingange eines großen Hafens, der die Mündung eines Fluſſes iſt, welcher von den balagatſchen Gebirgen herabſtrömt. Die funfzig Fuß hohen Felſenwände berühren von allen Seiten das Waſſer, und auf dieſen Felſen ſind die Feſtungswerke angelegt, die eine doppelte Mauer mit runden Thürmen haben. Die Erdzunge, wodurch das Vorgebirge mit dem feſten Lande zuſammenhängt, iſt ſehr ſchmal und blos eine Sandmaſſe; wo aber das Erdreich ſich ausdehnt, findet man eine große offne Stadt, an welcher der vorbeſagte Fluß vorbeyſtrömt. Auf den Erdzungen waren die Werfte zum Schiffbau angelegt. Damals befanden ſich zehn Grabs hier, die mit Tauen zuſammengebunden den Werften gegenüber lagen.

Angria gerieth bey Erſcheinung der Flotte in ſol- 1756.
ches Schrecken, daß er die Stadt verließ, und ſie ſeinem Bruder zur Vertheidigung übergab. Er ging gerade zu den Maratten, die ſich unweit der Stadt gelagert hatten, und bemühte ſich den Rama-gee Punt dahin zu vermögen, eine Ranzion für ſein Fort anzunehmen; er verſprach eine große Summe Geld zu erlegen, wenn man mit ihm Friede machen wollte. Der Maratten-General aber benutzte ſeine Unbeſonnenheit, behandelte ihn als einen Gefangenen, und erpreßte von ihm einen Befehl an ſeinen Bruder, das Fort den Maratten zu übergeben; ſeine Abſicht war, es heimlich in Beſitz zu nehmen, und die Engländer von allem Antheil an der Beute auszuſchließen.

Der Admiral bekam hievon Nachricht; er näherte ſich daher ohne Verzug dem Fort, und foderte es auf. Da keine Antwort erfolgte, formirte er ſeine Linie, und fing in einer Entfernung von funfzig engliſchen Ellen an, die Feſtungswerke aus 150 Kanonen und vielen Mörſern zu beſchießen. In zehn Minuten Zeit fiel eine Bombe auf einen von den feindlichen Grabs, und ſezte ihn in Brand, die andern Grabs konnten ſich nicht ſo geſchwind losmachen, als nöthig war, und hatten daher das nämliche Schickſal; ſo daß in weniger als einer Stunde dieſe Flotte, die funfzig Jahre lang das Schrecken der malabariſchen Küſte geweſen war, gänzlich vernichtet wurde. Während der Zeit die Flammen wüteten, fuhr man mit der Kanonade [illegible] dem Bombardement beſtändig fort, und brachte [illegible] zum Schweigen; dennoch ſahe man [illegible] Zeichen [illegible] hergabe, da ſich

1756. die Nacht näherte. Ein Deſerteur brachte indeſſen die Nachricht, daß das Fort am folgenden Tage den Maratten übergeben werden würde, worauf Clive ſofort mit den Truppen landete, und um das Vorhaben der Maratten zu vereiteln, poſtirte er ſich zwiſchen ihnen und dem Fort. Mit Tagesanbruch foderte der Admiral den Ort abermals auf, mit der Erklärung, daß, wenn man mit der Uebergabe länger als eine Stunde verzögerte, er den Angriff erneuern und niemand bey der Eroberung verſchonen würde. Der Commandant bat hierauf um einen Waffenſtillſtand, unter dem Vorwand, daß er erſt des Angria Befehle hierüber erwarten wollte. Der Admiral aber gab dieſem Geſuch kein Gehör, und fing von neuem zu feuern an. In einer Viertelſtunde ſahe man nun die Friedensfahne von den Wällen wehen, dennoch aber wollte man keine engliſchen Truppen ins Fort laſſen. Das Feuer von allen Schiffen wurde nun lebhafter als jemals, worauf die Beſatzung von den Mauern herunter rief, daß ſie bereit ſey ſich zu ergeben; Clive nahm alſo ungeſäumt Beſitz vom Fort. Man fand, daß die Kanonade zwar den größten Theil der Feſtungswerke ruinirt hatte, dabey aber war der Felſen noch immer ein unbezwingbares Bollwerk, ſo daß, wenn die Feinde muthig ausgehalten hätten, der Ort nur allein durch eine regelmäßige Belagerung von der Landſeite konnte erobert werden. Die Beute beſtand in 200 Kanonen, 6 Mörſern, und einer großen Menge Munition, desgleichen Kriegs- und Seegeräthe aller Arten. Das Geld und andre Sachen von Werth, belief ſich auf 120,000 Pf. St. Es wurde alles

unter die Sieger vertheilt, ohne etwas für die engliſch- 1756.
oſtindiſche Compagnie zurück zu behalten. Außer den verbrannten Schiffen lagen hier noch zwey andre in den Werften, eins derſelben war für 40 Kanonen zugerichtet; beide wurden nun zertrümmert. Während der Zeit man die Beute an Bord brachte, foderten die Maratten andre Forts auf, die ſich ihnen alle ohne Widerſtand ergaben, ſo daß ſie in Monatsfriſt ſich wieder im Beſitz aller Ländereyen befanden, die ihnen die Familie des Angria entriſſen hatte, und die ſie ſeit ſiebenzig Jahren nicht mehr hoffen wieder zu bekommen. Die engliſche Flotte ging im Anfange des Aprils nach Bombay zurück, und bald darauf ſegelte ſie nach Madras, wo Watſon den 12ten May anlangte.

Das von hier aus in Begleitung des Nabobs abgeſchickte Detaſchement, deſſen Abſicht war, den Tribut von den nordiſchen Polygars einzuſammeln, erreichte den Endzweck, ohne Feindſeligkeiten zu begehn. Ungefähr funfzig Meilen nordwärts von Madras liegen die Diſtricte drey ſehr angeſehener Polygars, des Bangar Yatcham, des Damerla Venkipatah, und des Bom-rawze. Der erſte iſt im Beſitz des am Ufer gelegenen Orts Cottapatnam, und ſeine vornehmſte Stadt Venkati-Gherri liegt funfzig Meilen landeinwärts; die Diſtricte der andern liegen mehr nach Süden, und die Gränzen des Bom-rawze ſind nur dreyßig Meilen von der Stadt Arcot entfernt. Alle drey Polygars erkannten den Nabob für ihren Oberherrn und willigten [illegible] den Tribut zu zahlen: Bangar Ya[illegible] 140,000 [illegible]merla 100,000,

1756. und Bom-rawze 80,000 Rupien. Obgleich dieſe Summen lange nicht dem Rückſtande gleichkamen, ſo nahm man ſie doch an, weil man ſie nicht bekriegen wollte, und der Nabob die Truppen wider einen andern weit anſehnlichern Lehnſaſſen zu brauchen wünſchte. Dies war der berühmte Mortiz-ally von Velore, deſſen Reichthümer, ausgedehnte Ländereyen und Nachbarſchaft von Arcot ihm in der Provinz faſt ſo viel Anſehn als dem Nabob ſelbſt gaben. Die Unabhängigkeit, die dieſer verhaßte Rival zu erkennen gab, kränkte den Nabob ſo ſehr, daß die Regierung in Madras endlich ſeinem dringenden wiederholten Bitten nachgab, und ihm Truppen zur Eroberung von Velore bewilligte. Man verſtärkte das bereits im Felde ſtehende Corps, das jezt aus 500 Europäern und 1500 Sepoys beſtand. Der Phousdar Mortiz-ally erfuhr kaum die Annäherung der Engländer, als er ſich an den Gouverneur in Pondichery wandte, der darauf an die Regierung in Madras ſchrieb, daß er ihr Vorhaben auf Velore als einen Friedensbruch anſähe, und daß er die Feindſeligkeiten wieder anfangen würde, wenn man die engliſchen Truppen nicht gleich zurück beriefe. Um dieſer Drohung Gewicht zu geben, ließ er 700 Europäer und 2000 Sepoys ins Feld rücken.

Dieſes muthige Betragen des Gouverneurs Leyrit gründete ſich auf die erhaltene Nachricht, daß die engliſche Eſcadre ſich zum Kriege mit Angria rüſtete, und alſo noch in vielen Monaten nicht wieder auf der Küſte von Coromandel erſcheinen dürfte. Der Major Kilpatrick hatte ſich indeſſen nahe bey Velore ge-

lagert, und fand den Ort zu ſehr befeſtigt, um mit ſo 1756.
wenigen Truppen, als er bey ſich hatte, eingenommen zu werden; hiezu kam ſeine Beſorgniß wegen der Franzoſen, die ihm im Rücken ſtunden. Mortiz-ally aber befand ſich in noch größerer Unruhe, denn außer der Furcht vor einem lebhaften Angriffe, war für ihn nichts ſo ſchrecklich, als franzöſiſche Truppen ins Fort einzunehmen, ob er gleich, um die Engländer zu hintergehn, erklärte, daß er dieſen Schritt thun würde, ſobald ſie den Ort zu beſchießen anfingen. Da alſo beide Theile dringende Urſachen zu einem Vergleiche hatten, ſo begab ſich Mahomed Iſſoof nach Velore, um wegen den Bedingungen zu unterhandeln. Der Phousdar, voller Angſt und Ungeduld, hatte ſchon vorher ſeinem Agenten in Madras Befehl gegeben, der engliſchen Regierung Vorſchläge zu thun, die wegen der Franzoſen in Sorgen ſtand. Der Agent wußte dieſen Umſtand gut zu nutzen, und kam vorläufig mit den Engländern überein, daß ſie gegen Bezahlung von 100,000 Rupien an die Compagnie ihre Truppen zurückrufen wollten. Dieſem Vergleich zufolge wurde ein Mitglied der Regierung nach Velore geſchickt, der bey ſeiner Ankunft mit Verwunderung hörte, daß Mortiz-ally bereits einen andern Vergleich mit Kilpatrick eingegangen war, worin er 400,000 Rupien zu bezahlen verſprochen hatte, wenn die Truppen gleich zurück marſchiren wollten, und daß er auch ſchon auf Abſchlag der verglichenen Summe einige verſiegelte Geldſäcke herausgeſchickt habe, die wie er ſagte, 20,000 Rupien enthielten. Mittlerweile aber war auch der Agent aus Madras bey Velore ange-

1756. kommen, und hatte durch geheime Mittel von der Inſtruction des Abgeordneten alle Umſtände erfahren; er begab ſich daher ins engliſche Lager, und verſicherte von des Phousdars Bereitwilligkeit, die verlangten 100,000 Rupien zu bezahlen. In dieſer Verlegenheit hielt der engliſche Abgeordnete es fürs beſte, ſeinen Auftrag zu verleugnen, mit dem Vorgeben, daß er blos gekommen ſey, das dem Major Kilpatrick bewilligte Geld in Empfang zu nehmen. Um dieſes noch mehr zu beſtätigen, entſchloß er ſich ſogleich nach Arcot abzureiſen, wobey er ſagte, daß er dem Major alles überließe, auch nöthigenfalls nach Gutdünken Feindſeligkeiten anzufangen. Dieſes beunruhigte Mortiz-ally ſo ſehr, daß er gleich Boten an die franzöſiſchen Truppen abſandte, mit der Bitte ſich zu nähern; zu eben der Zeit aber ſchickte er ſeinen Agenten dem Abgeordneten nach, um von ihm eine Conferenz in Velore zu erbitten, wobey er mit anſcheinender Unterwürfigkeit verſprach, alles einzugehn, was die Engländer in Anſehung ſeiner Streitigkeit mit dem Nabob beſtimmen würden. Der Abgeordnete kehrte hierauf ins Lager zurück, und begab ſich in Begleitung des Iſſoof und zwey engliſcher Offiziers nach der Stadt.

Der Phousdar gab ihnen ein prächtiges Gaſtmahl, und verfügte ſich nachher mit ihnen in ſein Cabinet, wo er, anſtatt den mit Kilpatrick gemachten Vergleich zu erfüllen, durchaus leugnete, je an einen ſolchen gedacht zu haben. Der gegenwärtige Iſſoof, der die Unterhandlung gepflogen hatte, erzählte hierauf alle Umſtände derſelben. Der Phousdar ließ ihn ruhig

ausreden, und ſagte ihm ſodann ins Geſicht, daß 1756.
alles Lügen wären. Iſſoof ſprang von ſeinem Sitz
auf, und legte die Hand an den Dolch; der feigher-
zige Mortiz-ally fing an zu ſchreyen, und ſeine Sol-
daten wollten ſchon ins Zimmer ſtürmen; der Abge-
ordnete aber legte ſich ins Mittel, und überzeugte ihn,
daß ſeine eigne Sicherheit verlangte, ſie nicht näher
kommen zu laſſen. Die Conferenz wurde nunmehr
fortgeſezt, jedoch zeigte der Phousdar keine Luſt, mehr
als 200,000 Rupien zu bezahlen, dagegen er von
der Regierung in Madras das Verſprechen verlangte,
daß er nie wieder weder von den Engländern noch von
dem Nabob beunruhigt werden ſollte. Der Abge-
ordnete glaubte, daß dieſe Summe keine Entſchädi-
gung ſey, alle künftigen Abſichten auf dieſen wichtigen
Ort aufzugeben, er brach daher die Unterhandlung ab,
und ging ins Lager zurück.

Mittlerweile waren die Franzoſen bis Arni vor-
gerückt. Dieſe Bewegung that den Feindſeligkeiten
der Engländer Einhalt. Da man nun keine weitern
Vorſchläge von Mortiz-ally hörte, ſo marſchirte Kil-
patrick nach Arcot, und die Franzoſen gingen nach
Pondichery zurück. Die Regierung in Madras hatte
dieſe Expedition blos dem Nabob zu gefallen unter-
nommen, daher ihr der ſchlechte Erfolg wenig Kum-
mer machte; ſie war nunmehr im Stande, mit deſto
größerm Nachdrucke die Länder von Madura und Tini-
velly zum Gehorſam zu bringen.

Morabut Khan, der den Pulitaver bekriegte und
ging nach Tinivelly, um es
icht anders geſchehn konnte,

1756. als wenn er den Darleihern Anweiſungen auf Ländereyen gäbe. Mittlerweile aber machten Pulitaver, Moodemiah und Nabi Cawn Catteck größere Entwürfe. Der erſtere hatte mehr durch ſeine Klugheit und Thätigkeit als durch ſeine Macht ſich bey den weſtlichen Polygars von Tinivelly in große Achtung geſezt. Der mächtigſte dieſer Polygars war der von Vadagherri, deſſen Ländereyen an Pulitavers Ländereyen gränzten, allein ſie an Umfang und Volksmenge weit übertrafen. Er unterwarf ſich jedoch blindlings ſeinem Gutachten, und ließ ſeine Soldaten gleich marſchiren, ſo bald es Pulitaver verlangte. Die öſtlichen Polygars waren unter der Leitung des Catobominaig. Man ſchlug eine Conföderation unter beiden Abtheilungen vor; allein Catobominaig, der wegen ſeiner den Engländern gegebenen Geiſel beſorgt war, die ſich in Tritchinapoly befanden, ſchlug dieſe Vereinigung ab; dagegen aber verſprachen die Polygars von Madura ihren Beyſtand, auch traten die von Nattam zum Bunde.

Eine ſo große ausgebreitete Conföderation konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Die Regierung in Madras bekam davon durch den Capitain Calliaud Nachricht, der in Tritchinapoly commandirte, und der Nabob erhielt ſie von dem Statthalter von Madura. Man war hierüber nicht wenig beunruhigt, denn die Provinz Madura iſt wegen ihrer Lage, ihrem Umfang und Vertheidigungsörtern, das Bollwerk ſowohl von ihrem eignen Lande als von Tinivelly. So überzeugt auch die Regierung von der großen Unfähigkeit des Maphuze Khan geweſen war, ſo hatte ſie

ihn doch aus Achtung für den Nabob bisher mit 1756.
Nachsicht behandelt; da sie aber nun durch sein übles
Betragen das Ganze in Gefahr sahe, beschloß sie selbst
die Verwaltung dieser Länder zu übernehmen. Ein
reicher Einwohner von Tinivelly, Namens Moodilee,
kam um diese Zeit nach Madras, und erbot sich das
ganze Land in Pacht zu nehmen; allein es war Zeit
erfoderlich, nebst genauen Kenntnissen des Gegenstan-
des, um wegen der Bedingungen einig zu werden.
Indessen war es nöthig, schleunige Maaßregeln zur
Vertheidigung des Landes zu ergreifen; da jedoch keine
Europäer aus dem Carnatick entbehrt werden konnten,
so schickte man 1000 Sepoys dahin, zu welchen noch
einige Truppen des Nabobs und die dem Maphuze
Khan übrig gebliebenen stießen. Das ganze Corps
wurde der Anführung des Issoof übergeben, der sich
bey so vielen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte.

Mittlerweile waren Pulitqver, Nabi Cawn Cat-
teck und Moodemiah mit ihren Bundsgenossen ins
Feld gerückt, und hatten sich in der Nähe von Ma-
dura bey Chevelpetore gelagert. Dieses Fort liegt
an dem Fuße der westlichen Gebirge, und die Vertei-
digung desselben, wie auch der umliegenden Gegenden
war dem Abdul Rahim anvertraut, einem Stiefbru-
der des Nabobs und des Maphuze Khan. Seine
Truppen bestanden, 200 Sepoys ausgenommen, in
zusammengerafftem Landvolk und 500 Reitern, der
Kern von des Maphuze Khans Cavallerie, die sämt-
lich Muhamedaner waren, und auf die Indier als
Soldaten mit der äußersten Verachtung herabsahn.
Sie munterten ihre Befehlshaber zu einer Schlacht

1756. auf, die auch ihrem Anſuchen Gehör gaben; ſie wurden aber umringt und geſchlagen. Die Reiter hieben ſich jedoch muthig durch, obgleich mit großem Verluſt, und warfen ſich in Chevelpetore. Hier wollte Abdul Rahim ſich behaupten, bis er entweder von Madura oder Tinivelly Hülfe bekäm, allein die Reiter, welche lange keinen Sold erhalten hatten, und ſich fürchteten ihre Pferde während der Belagerung aus Mangel an Proviant zu verlieren, wollten davon nichts hören, und verließen alle das Fort; viele von ihnen gingen zu den Feinden über. Die Folge davon war die Einnahme des Forts, das ſich nur wenige Tage hielt; die vornehmſten Befehlshaber waren jedoch ſo glücklich zu entfliehen.

Dieſe Vortheile vermochten die Polygars von Madura, die bisher nur Zuſchauer geweſen waren, ſich mit den andern zu verbinden, ſo daß die ganze Macht nun aus 25000 Mann beſtand, unter denen 1000 Reiter waren. Ihre Anführer beſchloſſen erſt dem Maphuze Khan in Tinivelly eine Schlacht zu liefern, bevor ſie die Stadt Madura angriffen. Dieſer hatte den Catobominaig vermittelſt der Einräumung einiger Diſtricte dahin gebracht, ſich nebſt den andern öſtlichen Polygars mit ihm zu verbinden; ſeine beſten Truppen waren jedoch die engliſchen Sepoys und 1500 Mann Cavallerie. Es kam den 21ſten März unweit Tinivelly zur Schlacht; man focht von beiden Seiten mit mehr als gewöhnlichem Muth, bis Moodemiah todt vom Pferde ſtürzte. Nun retteten ſich alle Waldbewohner mit der Flucht; 2000 Colleries wurden niedergehauen, und 300 Pferde nebſt al-

ſen ihren Kanonen und Elephanten erbeutet. Dieſer Sieg rettete Madura, denn die Armee der Waldfürſten wurde dadurch ganz zerſtreut, und jedermann eilte nach Hauſe. 1756.

Die Nachricht von dieſem Siege kam nach Tritchinapoly, da Iſſoof eben fertig war aufzubrechen. Sein Corps beſtand aus 1200 Sepoys, 100 Kaffern und 150 Colleries; er hatte vier Feldſtücke bey ſich und eine ſchwere Kanone, die von Europäern bedient wurde. Der König von Tanjore ſowohl als der Polygar Tondiman waren eingeladen worden, ihre Truppen dazu ſtoßen zu laſſen, allein der König, der mit der Regierung in Madras wegen ihrer Einmiſchung in ſeiner alten Sache nicht zufrieden war, ſchlug es ab; der Polygar aber bewilligte es.

Catobominaig und der Polygar von Etiaporum hatten mit dem Capitain Calliaud wegen Auslöſung ihrer Geiſel Unterhandlung gepflogen, und man war überein gekommen, daß das Löſegeld bezahlt werden ſollte, ſobald ſie dem Tondiman überliefert würden. Iſſoof nahm daher die Geiſel mit ſich, und übergab ſie dem Polygar, worauf er ſeinen Marſch fortſezte, ohne erſt die Waldtruppen zu erwarten, die noch nicht in Bereitſchaft waren, und langte den 6ten April in Madura an. Der Commandant dieſer Stadt, Daniſch Mend Khan, wünſchte Iſſoof von aller Einmiſchung in Garniſons-Angelegenheiten auszuſchließen, allein dieſer Anführer unterſuchte mit ſeiner gewöhnlichen [illegible]gkeit alles aufs genaueſte; er fand nichts als Unor[illegible], und [illegible] an allem fehlte, ſo daß dieſer wi[illegible] [illegible] worden

1756. wäre, wenn auch nur blos die Colleries einen Verſuch darauf gewagt hätten. Dennoch geſchah es mit groſſem Widerwillen, daß ſich der Commandant bequemte eine Verſtärkung von 200 Sepoys in die Stadt aufzunehmen. Iſſoof marſchirte hierauf nach Chevelpetore, das unerachtet der lezten Niederlage noch immer in feindlichen Händen war; bey ſeiner Annäherung aber wurde das Fort geräumt. Er ließ hier eine Beſatzung zurück, und vereinigte ſich bey Cayetar mit der Armee des Maphuze Khan.

Bisher hatte Iſſoof von den Landeseinkünften noch kein Geld einſammeln können, das ihm doch zum Unterhalt ſeiner Truppen höchſt nöthig war. Die Verheerungen der Polygars hatten dieſe Länder zu Wüſten gemacht. Maphuze Khan war in noch gröſſerer Verlegenheit, denn er befand ſich unfähig ſo wenig die mit dem Oberſten Heron feſtgeſezten Pachtgelder zu entrichten, als ſeine Truppen zu bezahlen, ja er konnte nicht einmal ihnen den täglichen Unterhalt verſchaffen. Dieſer Geldmangel beraubte ihn der nöthigen Autorität über die Jemadars, oder Befehlshaber der Reiterey, die in Indoſtan, ſo wie vor Alters in Italien, ihre Schaaren vermiethen, und bey dieſem Handel nicht wenig gewinnen. In allen andern Theilen ſeiner Adminiſtration fand man eben ſo groſſe Unordnungen, und eine gänzliche Zerrüttung, die noch durch die Trägheit und Unentſchloſſenheit ſeines Charakters gekrönt wurde.

Die Armee rückte nun in die Wälder, und lagerte ſich bey Coilorepettah, einem ſtarken Fort, das dem Polygar Condam-naigue gehörte, der unter aller-

ley Vorwande den schuldigen Tribut zu zahlen verzö- 1756.
gerte. Issoof wollte sich nicht verspotten lassen; er
stürmte daher das Fort, das aber wohl vertheidigt
wurde, so daß er 83 Todte und Verwundete unter
den Seinigen zählte. Es wurde jedoch erobert, und
alle Colleries, die noch lebten, nebst ihrem Polygar
zu Gefangenen gemacht. Dieses Beyspiel verbreitete
ein so großes Schrecken unter allen benachbarten
Waldfürsten, daß sie sich entweder in Person oder
durch Abgeordnete unterwarfen; selbst Pulitaver that
Friedensvorschläge. Nur allein der Polygar von
Calancandan schlug es ab zu gehorchen; Issoof griff
daher sein Fort an, und eroberte es.

Die Regierung in Madras hatte seit dem Rück-
zuge ihrer Truppen von Velore keine Veranlassung
neue Feldzüge im Carnatick vorzunehmen, mit Gefahr
die Franzosen wieder aufzubringen: und die Regie-
rung in Pondichery, durch Nachrichten geleitet, von
denen die Engländer nichts wußten, war ebenfalls ab-
geneigt, sich in Feindseligkeiten einzulassen, die ihre in
Decan erlangten Vortheile hätten schwächen können;
da diese ohnehin jezt in großer Gefahr und Ungewiß-
heit waren.

Salabad-jing war im Februar wieder ins Feld
gerückt, und marschirte auf Savanore los, die Haupt-
stadt von einem der vormaligen pitanischen Nabobs,
durch deren Verrätherey Nazir-jing und Murzafa-
jing waren ermordet worden. Der Nachfolger dieses
Nabobs wollte die Autorität des Subah nicht aner-
kennen, und hatte daher kürzlich ein Bündniß mit
dem berühmten Morari-Rao geschlossen, der mit eben

1756. dem Geiſte der Unabhängigkeit ſich der Oberherrſchaft des Saha Rajah, oder Königs aller marattiſchen Völkerſchaften, entzogen hatte. Die Stadt Savanore liegt 200 Meilen ſüdweſtlich von Golconda, in einer großen Ebene; ſie iſt ſehr anſehnlich, wohl bevölkert, und mit Mauern, Baſtionen und Thürmen umgeben. Unweit davon findet man auf einem Felſen ein ſehr ſtarkes Fort, das Bancapour genennt wird. Das Land des Morari-row liegt 220 Meilen ſüdwärts von Golconda; es gränzt nach Norden an Canouk, nach Süden an Colala, und nach Weſten an Savanore.

Zur Zeit dieſes Feldzugs gegen den pikaniſchen Nabob und den Marattenfürſten war Seid-Laſkar Khan nicht mehr Duan oder oberſter Miniſter des Salabad-jing; denn ungeachtet ſeiner Eidſchwüre, wodurch er 1753 in Aurengabad die Verſöhnung mit Buſſy beſiegelt hatte, arbeitete er insgeheim alle ſeine Entwürfe zu vereiteln. Sobald Buſſy hievon überzeugt wurde, nahm er ihm ſeine Würde, und ertheilte ſie Schanavaze Khan, der ſie ſchon ehemals lange beſeſſen hatte, und die Franzoſen eben ſo ſehr wie ſein Vorgänger haßte, allein es mit großer Vorſicht verbarg.

Jaffer-Ally Khan, der vorige Nabob von Rajahmundrum, hatte Lehnsländer in Decan von Salabad-jing erhalten, als er ihm 1754 in Aurengabad huldigte, und ſeiner Lehnspflicht zufolge begleitete er ſeinen Obern nun mit einem Corps Truppen. Man hielt ihn für einen muthigen Krieger, und da Statthalterſchaft verloren, weil man die Pr

franzöſiſchen Compagnie eingeräumt hatte, ſo hegte 1756.
er einen tödtlichen Haß gegen Buſſy und alle Franzoſen; er vereinigte ſich alſo mit Schanavaze Khan. Beide hatten zahlreiche Anhänger, die alle zuſammen eine mächtige Partey formirten, und entſchloſſen waren alles anzuwenden, um die Europäer vom Salabad-jing zu entfernen.

Der Friede zwiſchen dem Subah und Balagerow dauerte noch immer fort, daher ſollte nach dem Entwurfe des Duans der leztere den Morari-row angreifen, während der Zeit Salabad-jing auf Savanore losgehn würde. Der thätige Morari-row aber kam ihnen zuvor, und verſtärkte die Beſatzung dieſer Hauptſtadt mit einem beträchtlichen Corps Maratten, die er ſelbſt anführte. Die franzöſiſche Compagnie war ihm noch von dem Kriege im Carnatick her eine große Geld-Summe ſchuldig, wofür ihm die Regierung in Pondichery eine Verſchreibung gegeben hatte. Da man an keine Bezahlung dachte, ſo drohete er beſtändig bey der nächſten Gelegenheit den Franzoſen allen möglichen Schaden zu thun. Die große Macht aber, die jezt gegen ihn anrückte, verurſachte jedoch, daß er ingeheim an Buſſy den Antrag that, ſeine Anſprüche auf die franzöſiſche Compagnie aufzugeben, wenn er zwiſchen ihm und Balagerow eine Ausſöhnung gegen billige Bedingungen bewirken wollte. Es kam zur Unterhandlung, die Buſſy ganz allein übernahm, und die ihm der Duan auch willig überließ. Man weiß keine nähern Umſtände von dieſem Vergleiche, als daß ſowohl [illegible] Nabob von Savanore als Morari-row ſich un[illegible]ſen, und lez[illegible] an Buſſy die Verſchrei-

1756. bung der franzöſiſchen Compagnie zurück gab. So-
bald der Friede geſchloſſen war, nahm der Duan die
Larve ab, und ſtellte Salabad-jing vor: „Daß die
„Stadt Savanore leicht hätte eingenommen werden
„können, wenn Buſſy nicht die Vortheile ſeiner Na-
„tion dem Intereſſe des Subah vorgezogen; daß die
„Franzoſen ihm noch nichts von den Einkünften der
„Provinz Arcot gegeben, ob es gleich bereits fünf
„Jahre ſey, daß ſich die Verwaltung dieſes Landes in
„ihren Händen befände; dagegen erſuchte eben jezt
„Mahomed-Ally, der Bundsgenoſſe der Engländer,
„um die Beſtallungsbriefe, wobey er einen jährlichen
„Tribut von 3,200,000 Rupien zu erlegen verſpro-
„chen, außer einem gegenwärtigen Geſchenke von
„1200,000 Rupien, das er gleich nach Empfang der
„Patente machen wollte.“

Es erhellt aus der oben erzählten Kriegsgeſchichte, daß durch den Widerſtand der Engländer die Franzoſen bey ihrem Titularbeſitz der Provinz Arcot eben nicht viel gewonnen hatten; auch iſt ſchwer zu beſtimmen, in wiefern das Vorgeben wegen des Nabobs Anerbieten gegründet war, da die Regierung in Madras nichts davon wußte; genug es ſcheint, daß es Buſſy glaubte. Der Haß des Jaffer-ally Khan gegen die Franzoſen war ohne Gränzen, daher er auch beſtändig mit den Engländern Briefe wechſelte, und jezt ſo weit ging, den Subah ohne den geringſten Grund zu verſichern, daß, wenn er die franzöſiſchen Truppen entfernen wollte, ihre Stelle ſogleich durch eine gleiche Anzahl Engländer wieder erſezt werden würde. Die Faction gegen die Franzoſen wurde täglich ſtärker,

und Salabad-jing, ſo viel Hochachtung er auch für Buſſy hatte, beſaß nicht Entſchloſſenheit genug, dieſer mächtigen Verbindung zu widerſtehen. 1756.

Schanavaze Khan theilte nun ſeinen Entwurf dem Balagerow mit, und bat um ſeinen Beyſtand als in einer gemeinſchaftlichen Sache, wobey er ihm als das kürzeſte und ſicherſte Mittel vorſchlug, den Subah und den Decan von dieſen gefährlichen Feinden zu befreyen, den unbezwinglichen Buſſy zu ermorden. Zwiſchen dieſem vortreflichen Befehlshaber und Balagerow waren mancherley Höflichkeitsbezeugungen vorgefallen, nicht allein in dieſem Feldzuge, ſondern ſchon bey andern Gelegenheiten, und Beide ſchätzten einander hoch. Dieſer Umſtand, und der edle Charakter des marattiſchen Großfeldherrn, der ſich unter den Großen in Indoſtan hierin ſo ſehr auszeichnete, verurſachte, daß er den Antrag mit Abſcheu verwarf; auch wollte er nichts von dem Vorſchlage hören, die franzöſiſchen Truppen anzugreifen, denn er hatte die Abſicht, ſich mit Buſſy vielleicht ſelbſt zu verbinden, im Fall keine Ausſöhnung zwiſchen ihm und Salabadjings Miniſtern geſchehen ſollte. Obgleich der Duan durch die abſchlägige Antwort des Balagerow ſtutzig gemacht wurde, ſo beharrte er doch bey ſeinem Vorſatz, und meldete Buſſy im Namen des Subah die Entlaſſung der franzöſiſchen Truppen aus ſeinem Dienſte, mit Befehl ohne Verzug ſich mit ihnen aus ſeinen Staaten zu entfernen; wobey er aber verſprach, daß, wenn ſie keine Feindſeligkeiten begingen, man ſie ungeſtört forziehn laſſen würde.

1756. Buſſy wußte nur zu wohl, daß Salabad-jing dieſe Entſchließung mehr aus Schwachheit als aus Abneigung gefaßt hatte, und ſchmeichelte ſich, daß irgend ein günſtiger Vorfall bey einer an Begebenheiten immer fruchtbaren Regierung ihn bald wieder dahin bringen würde, die franzöſiſchen Truppen zurück zu rufen; er empfing daher dieſen Befehl ohne den geringſten Unwillen zu zeigen, im Gegentheil ſagte er, daß er ſo ſehr als ſeine Feinde wünſchte, eine Verbindung aufzugeben, die mit ſo viel Eiferſucht und Mißvergnügen verknüpft wäre. Die Heere ſtanden damals im Lager; Buſſy brach ſogleich mit ſeinen Truppen auf, und lagerte ſich in einiger Entfernung von der Armee des Salabad-jing, wobey er ſagte, daß ſeine Abſicht wäre nach Maſulipatnam zu marſchiren. Er fertigte indeſſen Eilboten nach Pondichery ab, um die Regierung zu erſuchen, mit der möglichſten Geſchwindigkeit alle Truppen, die man nur immer auf der Küſte von Coromandel entbehren könnte, dorthin zu ſchicken. Der Subah, der nun gänzlich von Schanavaze Khan regiert wurde, ſandte auch Briefe nach Madras, denen ein Agent folgte, mit Erſuchen an die Regierung, ihm ſo geſchwind als möglich ein Corps Truppen zu ſenden, um ihm die Franzoſen aus ſeinen Staaten vertreiben zu helfen.

An dem nämlichen Tage, als die Franzoſen die Armee des Salabad-jing verließen, ſchickte Balageron einige ſeiner vornehmſten Befehlshaber zu Buſſy, um ihm förmlich zu ſeiner Trennung von einer ſo treuloſen und undankbaren Nation, als die Mohren wären, Glück zu wünſchen. Dies waren ſeine eigentlichen

Ausdrücke. Er ließ ihm dabey eine Verbindung mit 1756.
den Maratten antragen, und zwar unter eben den Bedingungen und mit eben den großen Vortheilen für die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie, als Salabad-jing bewilligt hatte; kurz, die Franzoſen ſollten Hülfstruppen der Maratten werden, und in ihrem Sold ſtehen. Buſſy ſchlug dies Anerbieten mit der Entſchuldigung aus, daß er von der Regierung in Pondichery abhinge, und trat ſeinen Marſch an. Balagerow zeigte dabey eine der alten Ritterſchaft würdige Denkungsart, und ſchickte ein Corps von 6000 Maratten ab, mit Befehl Buſſy zu begleiten, bis er völlig in Sicherheit ſeyn und nichts mehr von Salabad-jings Truppen zu beſorgen haben würde; und um dieſe Höflichkeit vollkommen zu machen, ſo wurde die Anführung dieſer Cavallerie einem der vornehmſten Marattenfürſten, Namens Malarjee Holcar, aufgetragen, der außer ſeinem Range, Reichthümern und erworbenem Ruhm, als ein vortreflicher Feldherr bekannt war.

Die franzöſiſchen Truppen, mit denen Buſſy dieſen denkwürdigen Rückzug machte, beſtanden in 600 Mann europäiſcher Infanterie, 200 Huſaren, Dragonern und Grenadiers zu Pferde, und 5000 wohl diſciplinirter Sepoys nebſt einem ſtarken gut beſezten Zug Feldartillerie. Dieſe Truppen, in Verbindung mit der marattiſchen Cavallerie, waren vollkommen im Stande, es mit der ganzen Macht des Salabad-jing aufzunehmen. Nach einem achttägigen Marſche, da man [illegible] einer Verfolgung ähnliche wahrgen[illegible] ließ Buſſy die Maratten

1756. mit dem lebhafteſten Dank, den er mit Geſchenken an Holcar und Balagerow begleitete. Er irrte ſich aber ſehr in Anſehung ſeiner Sicherheit; denn Schanavaze Khan, der durch ſeine Kundſchafter ſehr ſchleunige Nachricht von dem Abzuge der Maratten erhielt, ließ nun 25000 Mann eiligſt aufbrechen, um die Franzoſen zu verfolgen. Das Commando dieſer Armee hatte Jaffer-Ally Khan, der geſchworne Feind des franzöſiſchen Namens. Zugleich wurden an alle benachbarte Provinzen Befehle geſandt, dem Marſch der Franzoſen alle nur mögliche Hinderniſſe in Weg zu legen. Niemand aber wagte dieſen Befehl zu vollziehn, bis ſie das Land eines Polygars, Maladiran genannt, erreichten, nahe bey den Ufern des Kriſtna, 90 Meilen von Hyderabad. Dieſer Waldfürſt, der ſich auf ſeine Waldungen, Moräſte und vielen Abwege verließ, hemmte den Marſch einige Stunden lang, wobey einige Europäer umkamen; unter dieſen war ein verdienſtvoller Offizier, Namens la Martiniere. Sie kamen endlich aus den Wäldern heraus, und da ſie den Kriſtna wadbar fanden, ſo langten ſie bald an der andern Seite des Ufers an. Kaum aber waren ſie alle herüber, als der Fluß zu ſchwellen anfing, und ſich des Subah Armee zeigte. Das wohlthätige Anſchwellen hielt die Verfolger vierzehn Tage lang am Ufer auf, und erlaubte den Franzoſen ihren Marſch ungeſtört fortzuſetzen. Es waren von hier noch mehr als 200 engliſche Meilen nach Maſulipatnam, und der Weg ging durch ein ſehr rauhes und unwirthbares Land. Unter den Europäern befanden ſich eine Menge Kranke, die den Zug ungemein er-

ſchwerten; die Munition war ſehr verringert, der 1756.
Proviant mangelte, und das Geld war noch rarer als alles andre. Die Sepoys fingen an zu murren und auszureißen. Buſſy wußte, daß dieſen mannichfaltigen Uebeln nicht beſſer als in Hyderabad abgeholfen werden könnte, wo er viele Verbindungen hatte, er änderte daher ſeinen Entwurf, und nahm den Marſch nach dieſer Stadt, woſelbſt er den 14ten Junius anlangte.

Hyderabad liegt 60 engliſche Meilen nordwärts vom Kriſtna, und hat eine zwanzig Fuß hohe Mauer mit runden Thürmen beſetzt; ein Theil derſelben wird vom Fluß Mouſſi bewäſſert. Ueber denſelben befindet ſich eine ſteinerne Brücke 300 engliſche Ellen lang, jedoch ohne Bogen. Die Beſatzung hier war nur geringe, da die meiſten Truppen zum Heer des Subah geſtoßen waren.

Die Franzoſen lagerten ſich nahe bey der Stadt, deren Einwohner hierüber in großes Schrecken geriethen, das jedoch Buſſy durch ſeine Zuſicherungen bald ſtillte; er verſprach niemand etwas zu Leide zu thun, wenn man ſeine Soldaten als Freunde behandeln würde. Dies geſchah, und eine friedliche Verbindung fand bald zwiſchen der Stadt und dem Lager Platz; die Wechsler liehen ſogar große Summen Geld an Buſſy auf ſeinen eignen Credit, womit er den rückſtändigen Sold der Sepoys bezahlte. Dieſe aber, anſtatt damit zufrieden zu ſeyn, verlangten noch Geld voraus, weil ſie wegen der Zukunft nicht ganz ohne Furcht beſorgt waren; da man ihnen dies nun verſagte, ſo liefen ſie Compagnienweiſe davon. Eine

1756. Anzahl Büffelochſen, deren man ſich zum Getreide-Transport bediente, wurden 15 Meilen von der Stadt mit ihren Ladungen durch die Truppen des Diſtricts weggenommen, die ſich mit einigen herumſtreichenden Maratten verbunden hatten. Buſſy ſandte hierauf einen Agenten, Namens Romi Khan, deſſen er ſich gewöhnlich zu Bothſchaften bediente, zum Commandanten der Stadt, mit Anſuchen ihm die Büffelochſen wieder zu zuſtellen, oder dafür den Werth zu erlegen. Der Befehlshaber, Ibrahim-ally, war ein Neffe des Jaffer-ally Khan und auch ſein Schwiegerſohn, folglich ein eben ſo großer Feind der Franzoſen wie ſein Onkel, daher er die Botſchaft verſpottete, und den Abgeordneten verächtlich behandelte. Dieſer erwiederte das Betragen auf eine ähnliche Weiſe, worauf Schimpfreden erfolgten, die Romi Khan auf der Stelle rächte, und dem Ibrahim-ally ſeinen Dolch durchs Herz ſtieß, allein von dem Gefolge des Ermordeten auch ſogleich niedergemacht wurde. Dennoch erzeugte dieſer Vorfall bey den Einwohnern der Stadt keinen Haß gegen die Franzoſen, denn das Volk in Indoſtan iſt gewöhnlich ſo ſehr unterdrückt, daß, wenn ſie nicht bey dem Tode eines ihrer Obern froh ſind, ſie doch höchſt ſelten ſeinen Verluſt bedauern; ausgenommen in einigen Provinzen, wo die Religion und das Alterthum mit den Abkömmlingen ihrer alten Beherrſcher Liebe und Verehrung verknüpft hat.

So eilfertig auch alle Veranſtaltungen zum weitern Marſche getroffen waren, ſo befanden ſich die Franzoſen doch noch nicht in Bereitſchaft, von Hy-

abad aufzubrechen, als ſie ſchon die in des Subah 1756.
Dienſt ſtehende marattiſche Cavallerie erſcheinen ſahen; es waren deren 12000, von mehrern Befehlshabern angeführt, die nicht von Balagerow abhingen, ſondern von der mogulſchen Regierung Lehen in Decan unter der Bedingung erhalten hatten, erfoderlichen Falls Kriegsdienſte zu leiſten. Dieſe Cavallerie zeigte ſich den 26ſten Junius, und lagerte ſich ſechs Meilen von der franzöſiſchen Armee. Den folgenden Tag wurde Buſſy im Namen des Subah aufgefodert, alle ſeine Artillerie auszuliefern, die ſechs Feldſtücke ausgenommen, die er aus Pondichery mitgebracht hatte; ferner ſollte er allen Attributen ſeiner mohriſchen Würden entſagen. Gegen dieſe Bedingungen verſprach man ihn ruhig nach Maſulipatnam ziehn zu laſſen. Buſſy erwiederte, daß er keine Befehle ihn zu entwaffnen anerkenne, und daß er ſeine Würden vom Kaiſer und nicht von Salabad-jing erhalten hätte. Die Unterhandlung wurde jedoch von beiden Seiten fortgeſezt.

Einige Tage hernach fiel durch die Unvorſichtigkeit eines Huſaren-Offiziers ein großes Scharmützel vor, zwiſchen einem Trupp franzöſiſcher Reiter und den Maratten, die ſie umringten; es wäre keiner dieſer Huſaren davon gekommen, wenn nicht die franzöſiſchen Dragoner ihnen zu Hülfe geeilt wären. Die Maratten gaben nun das Gefecht auf, nachdem ſie drey Huſaren getödtet, und ſiebenundzwanzig gefährlich verwundet hatten; ihre Beute beſtand nur in ſechs Pferden und ſieben Mützen, die ſie als Trophäen an Salabad-jing ſchickten. Ihre Befehlshaber, durch

1754. dieſen kleinen Sieg aufgeblaſen, ſchlugen jezt ſo ausſchweifende Bedingungen vor, daß Buſſy alle Unterhandlungen abbrach, und ſeine Offiziers zuſammen rief.

Er ſtellte ihnen vor, „daß, da es den franzöſiſchen Truppen ſo ſehr an Cavallerie fehlte, ſo „würde es kaum der Infanterie und Artillerie allein „möglich ſeyn, den langen Zug von Wagen zu decken, „die in ſo großer Anzahl für die Kranken, für die „Bagage, Proviant und Munition erfoderlich wären, und zwar auf einem Marſche von 200 Meilen „bis Maſulipatnam, da ſie unaufhörlich ſowohl von „den Maratten als von der andern herannahenden „Reiterey des Subah würden beunruhigt werden. „Sollten ſie auch ſo glücklich ſeyn, alle Hinderniſſe zu „überſteigen, und die beſagte Stadt erreichen, ſo „würden neue Uebel ſie dort erwarten, weil der „Feind ſodann unfehlbar in die abgetretenen Provinzen „einfallen, ſie verheeren, und dadurch die einzige „Quelle abſchneiden würde, die noch für den Unterhalt „der Armee übrig wäre. Er ſchlug ihnen daher vor, „ihren gegenwärtigen Poſten zu behaupten, wobey er „ihnen ſagte, daß die Stadt zwar zu weitläuftig und „zu ſchlecht befeſtigt ſey, um ſie zu vertheidigen, daß „er aber einen Ort darin kenne, der die Truppen nebſt „aller ihrer Bagage zu halten vermöchte; hier ſollten „ſie ſich aufs äußerſte wehren, bis die erwartete Verſtärkung aus Pondichery käme: er äußerte, wie er „noch nicht die Hoffnung aufgäbe, daß die gute Denkungsart des Subah endlich die böſen Abſichten ſeiner Miniſter beſiegen, und eine Ausſöhnung erzeu-

„gen dürfte, welches höchſt wahrſcheinlich nie geſchehn 1756.
„würde, wenn die Armee ſchon Maſulipatnam erreicht
„hätte. In jedem Fall bliebe ihnen immer noch der
„Rückzug übrig.“

Alle Offiziers fielen ihrem großen Feldherrn bey. Der Poſten, wohin ſie ſich begeben wollten, war ein Luſtpalaſt der alten Könige von Golconda geweſen, und wird noch jezt der Garten von Charmaul genannt. Er liegt am Ufer des Fluſſes Mouſſi, und hat einen Bezirk, der 600 engliſche Ellen lang und 500 breit iſt. Vier große von einander abgeſonderte Gebäude machen ein ungeheures Viereck, das eine große Menge Menſchen faſſen kann. Den folgenden Tag nach gehaltenem Kriegsrath, den 5ten Julius, verließen die franzöſiſchen Truppen ihr Lager früh Morgens, ohne jedoch ihre Wachen einzuziehn, und ihre Vorpoſten abzurufen, denn die Maratten waren ſchon in Bewegung. Dennoch wagten ſie nicht die Linie anzugreifen, nur allein die Vorpoſten, als ſich dieſe auch wegzogen, wurden angefallen; dieſe ſchlugen ſie jedoch zurück. Buſſy blieb in der Ebene, bis die Nacht einbrach, da denn die ganze Armee nebſt aller Bagage glücklich in dem Garten von Charmaul angelangt war.

Der von Salabad-jing abgeſchickte Agent war mittlerweile in Madras eingetroffen, nachdem die Regierung ſchon einige Tage vorher des Subah Briefe empfangen hatte, die der Agent weiter erklären ſollte. Nichts konnte den Engländern angenehmer als ſei Einladung ſeyn; denn ſie hatten bisher wenig A nung den franzöſiſchen Einfluß im Decan

Parallen - 43 - 224 - 230 - 235 - 237 - 245 - 248 - 284 - 290 - 306 - 332
351 - 366 - 382 -

Pfanen - 64 - 65 - 66 - 168 - 190 - 257 -

Tage 5 - 94 -

Zwiebel - 111 - 229 -